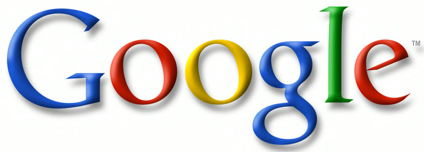
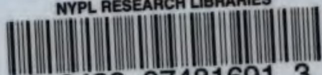



NYPL RESEARCH LIBRARIES
3 3433 07481691 3







Greifenstein.

Eine Geschichte
in
Zwei Bänden

von

F. Marion Crawford.

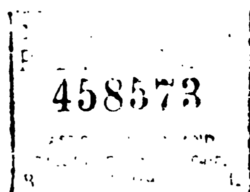
Autorisirte Uebersetzung

von

Th. Höpfner.

Erster Band.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1893.



Erstes Kapitel.

Frau von Siegmundskron war eigentlich noch nicht weit über die mittleren Jahre hinaus, obschon die Leute im Dorfe sie gewöhnlich die alte Baronin nannten. Ihr Haar war ganz weiß, und sie war blaß und hager; ihre scharf geschnittenen, etwas abgezehrten Züge zeugten von entschwundener Schönheit, und wenn ihre hohe weiße Stirn und ihr wachsbleiches Gesicht frei von Falten und Runzeln waren, so mußte es daran liegen, daß Zeit und Kummer keinen plastischen Stoff darin gefunden hatten, um ihre Geschichte zu verzeichnen. Sie war sehr groß und trug den Kopf hoch; sie ging mit festem elastischem Schritt, wie man es nicht von einer Frau erwartet hätte, deren Aeußeres so wenig Kraft verrieth. Allerdings war sie in ihrem Leben niemals krank gewesen, und ihre Magerkeit hatte die natürlichste Ursache von der Welt, allein diese Thatsachen waren der Außenwelt unbekannt und aus Gründen, die bald erwähnt werden sollen, wäre sie die Letzte gewesen, darüber zu sprechen. Auch lag etwas in dem Ausdruck ihrer von noch immer dunkelbraunen langen Wimpern beschatteten blauen Augen, was jedes Wort der Theilnahme zurückwies. Selbst der unerfahrenste Mensch konnte auf den ersten Blick sehen, daß sie zu den stolzesten Frauen gehörte, und konnte

errathen, daß sie auch eine der zurückhaltendsten sein müsse. Sie trat auf und sprach, als ob Siegmundskron noch dasselbe wäre wie in früheren Tagen, und sie hatte ihr einziges Kind so erzogen, daß es ihr möglichst ähnlich sah, in so fern als ein so junges und schönes Wesen einem anderen, das schon das Gepräge des Alters und des Ernstes trägt, ähnlich sein kann.

Armuth ist kein ausreichendes Wort, um die Verhältnisse zu bezeichnen, in welchen Mutter und Tochter schon seit vielen Jahren lebten. Sie hatten keine anderen Existenzmittel als die Pension, welche der Wittwe des Lieutenants von Siegmundskron bewilligt worden, der in dem mörderischen Kampfe gegen Frankreich „auf dem Felde der Ehre gefallen war", wie es in dem offiziellen Bericht hieß. Er war der letzte seines Namens gewesen und bei seinem Tode war keiner seiner Verwandten mehr am Leben. Zwei Jahre vorher hatte er ein junges Mädchen, gleich ihm von Adel und ohne Vermögen, geheirathet und noch die Geburt einer Tochter erlebt, die dazu bestimmt war, seinen adeligen Namen, seine Armuth und die kahlen Mauern seines Ahnenschlosses zu erben.

Siegmundskron war seiner Zeit eine mächtige Burg gewesen, und die halb verfallenen Mauern der alten Veste erhoben sich noch immer majestätisch auf dem Gipfel des Felsens. Der Verfall war eigentlich bis jetzt mehr scheinbar als wirklich, und wenn einige Tausende auf die Ausbesserung des Mauerwerkes zweckmäßig verwendet worden wären, so hätte das genügt, um die Gebäude in ihrer ursprünglichen Vollständigkeit wiederherzustellen. Mancher reich gewordene Kaufmann oder Banquier würde einen ansehnlichen Preis für das Schloß gezahlt haben, obschon die früher dazu gehörigen Ländereien bereits verkauft waren,

und der Wald bis an den Fuß des Felsens der Regierung gehörte. Allein die Herrin von Siegmundskron wäre eher in ihrem gewölbten Gemach Hungers gestorben, als daß sie die Hälfte Goldes aus ganz Schwaben genommen hätte, um das Erbschloß ihres Gatten zu veräußern. Ueberdies war ja Greif da, und Greif sollte Hilda heirathen, und dann würde alles wieder gut werden. Greif würde mit seinem Gelde das alte Schloß ausbauen und neu einrichten und frisches Leben in die alten Hallen und Gemächer zurückbringen. Aber damit Greif Hilda heirathete, mußte diese zu einem schönen Mädchen aufwachsen, und damit sie überhaupt aufwüchse, war es nothwendig, Hilda zu ernähren.

So weit war es gekommen, zu der Sorge ums bloße tägliche Brod. Für zwei reichte es nicht aus, aber Hilda durfte nicht darben. Das war das Geheimniß, welches Niemand, selbst Hilda nicht, jemals errathen durfte. In den ersten Jahren war es nicht so schwer gewesen auszukommen. Es gab noch etwas alten Schmuck und sonst einige überflüssige Sachen zu verkaufen, die etwas Geld einbrachten. So lange Hilda klein war, ging alles leichter, da brauchte sie nur wenig Kleider und auch weniger Speise. Endlich aber kam ein Tag, da sah Frau von Siegmundskron, die damals noch nicht so bleich und hager war wie jetzt, einen hungrigen Ausdruck in den Augen des blonden Mädchens. Wenig genug war für Beide da, allein die Mutter sagte sich, daß sie bei noch weniger bestehen könnte. Die wohlüberlegte Sparsamkeit, mit der sie nichts anschaffte, was nicht nahrhaft war, konnte nicht weiter getrieben werden. Es waren nur so und so viel Groschen täglich für Speise vorhanden und mehr ausgeben, hieße am nächsten Tage hungern. Von da ab begann Frau von Siegmundskron über Kopfweh und Mangel an Eßlust zu klagen.

Sie sagte, sie könnte nichts essen, es hätte nichts auf sich, in einigen Tagen würde ihr besser sein. Allein aus den Tagen wurden Wochen, aus den Wochen Monate, aus den Monaten Jahre, und Hilda wuchs groß und schön empor, unbewußt, daß sie ihrer Mutter täglich Brod mitverzehrte. Kein Einsiedler lebte je von so wenig Speise wie der Baronin genügte; kein elender Schiffbrüchiger theilte sich je so ängstlich das Loth Zwieback zu, womit er Tag für Tag sein Leben fristen mußte; kein Märtyrer ergab sich je so still und geduldig in sein Leiden. Aber Hilda wuchs heran, und die Jahre entschwanden, und zu rechter Zeit würde ja Greif kommen.

Greif, der Mittelpunkt so großer Hoffnungen, war sowohl ein weitläuftiger Verwandter als ein Gutsnachbar. Die Verwandtschaft kam durch Hilda's Mutter, deren Großvater ein Greifenstein gewesen war, und die wohl immerhin eine kleine Beihilfe von ihren reichen Verwandten hätte annehmen können, besonders da sie entschieden wünschte, daß ihre Tochter deren einzigen Sohn heirathen möchte. Aber der Baronin verbot ihr Stolz, unter dem Druck der Noth das anzunehmen, was ihr nicht früher aus freien Stücken angeboten worden war. Indessen muß man auch zugeben, daß die Greifensteins zwar wußten, daß die Siegmundskrons sehr arm wären, aber doch nicht im entferntesten ahnten, daß es ihnen am täglichen Brod fehlte. Sie wußten, daß das Schloß noch immer das unbelastete Eigenthum der beiden Damen war, und meinten, wenn die Sachen wirklich schlimm ständen, würde die Baronin Geld darauf aufnehmen. Sie sprach mit ihren Verwandten nie über ihre Verhältnisse und entschuldigte sich aus Rücksicht auf ihre schwächliche Gesundheit dafür, daß sie sie nicht zu sich einlüde. Nur bei seltenen Veranlassungen fuhren Greifen-

stein und seine Frau nach dem Schlosse herüber und immer wurden sie von derselben einfach gekleideten ältlichen Dame empfangen, die sie in dasselbe altmodische Zimmer führte, aus dem sie, nachdem sie ihren Besuch gemacht hatten, auf demselben Wege zurückkehrten. Das war alles, was sie von Siegmundskron zu sehen bekamen. Zwei Mal im Jahre wurden Hilda und ihre Mutter auf vierzehn Tage nach Greifenstein eingeladen, aber Niemand hätte aus ihrem Benehmen schließen können, daß der dort herrschende Luxus ihnen etwas Ungewohntes wäre oder ihnen ihrer eigenen Häuslichkeit vorzuziehen erschien. Hilda's Erziehung war nicht vernachlässigt worden. Zu ihren frühesten Erinnerungen gehörten die Ermahnungen ihrer Mutter, niemals Bemerkungen über das zu machen, was sie bei Andern sähe. Das Kind begriff bald, was diese Vorschrift zu bedeuten habe, und da sie ein gut Theil von ihrer Mutter Stolz geerbt hatte, ahmte sie beinahe unbewußt ihr Benehmen nach. Greif selbst war der Einzige, welcher etwas von dem wahren Stand der Dinge hätte wissen können; aber da er von Kindheit auf in seine Cousine verliebt gewesen war, scheute er sich, sie durch Fragen zu verletzen. Denn Hilda war selbst ihm gegenüber zurückhaltend, nicht aus Scham arm zu erscheinen, sondern weil sie zu stolz war, um Andere auf den Gedanken zu bringen, daß sie und ihre Mutter je der Hilfe von Greifensteins bedürfen könnten. Ueberdies, falls der Widerwille der Baronin, eine Unterstützung zu erbitten, noch nicht genügend erklärt sein sollte, so gab es noch einen Grund, der allein zur Erklärung für ihr Verhalten ausreichen konnte. Zwischen ihr und Greifs Mutter bestand eine große, ganz unüberwindliche Abneigung. Sie konnte nicht begreifen, wie Greifenstein eine solche Frau geheirathet hatte. Darüber schwebte ein Geheimniß, das

sie nie ergründet hatte. Greifenstein selbst war ein ernster schweigsamer Mann von militärischem Aussehen; ein gewaltiger Jäger im Walde, eine Art altersgraues Denkmal ritterlicher Stärke, zäh wie Leder, verbindlich in seinen Manieren, von jener steifen Höflichkeit, die sich nie und unter keinen Umständen verändert, streng in seinen Grundsätzen, gottesfürchtig, loyal, voll der Vorurtheile, welche die besten Unterthanen eines Königreiches und die bittersten Gegner aller Neuerungen machen.

In ihrer äußeren Erscheinung und in ihrem Wesen bildete Frau von Greifenstein den vollkommensten Gegensatz zu ihrem Gemahl. Sie war in ihrer Jugend sehr hübsch, zart und lebhaft gewesen, jetzt war sie eine verblühte Blondine, voll sonderbarer Ziererei und überspannter Gefühle. Ohne besonderen Geschmack widmete sie doch ihrem Anzuge viel Zeit. Sie war klein und zierlich gebaut, und wenn ihr brennender Wunsch zu gefallen ihr einen Augenblick am Tage Ruhe gelassen hätte, so hätte sie noch für eine recht gut aussehende Dame gelten können. Leider war sie von rastloser Thätigkeit in Kleinigkeiten beseelt und schwieg selten. Bei manchen Frauen denkt man unwillkürlich an eine Druckseite, auf der zu viele Wörter in gesperrter Schrift und zu viel überflüssige Ausrufungszeichen vorkommen. Zuerst erwecken ihre beständigen Ausrufe der Bewunderung und Ausbrüche von Begeisterung bei dem Zuhörer ein gewisses Gefühl von Unruhe, woraus allmälig positives Unbehagen und am Ende gewöhnlich tiefgewurzelter Widerwille entsteht. Zuerst sieht man sich nach dem Gegenstande um, der ein so groteskes Lächeln hervorrufen konnte. Es ist nichts derart vorhanden, denn die Unterhaltung ist schwerfällig wie Blei, allein das Lächeln schwindet nicht; es geht nur durch die endlosen Variationen vom albernen

Grinsen bis zum schmelzend gezierten über, das zärtlich aussehen soll. Das ganze Gesicht ist in beständiger Bewegung, gerade so wie die Gesichtsmuskeln eines durch den electrischen Strom berührten todten Körpers den Ausdruck aller möglichen menschlichen Empfindungen nachzuäffen scheinen.

Allein Frau von Greifenstein war in Wirklichkeit nicht so kindisch, wie man hätte denken sollen. Ihre Albernheit lag nur auf der Oberfläche. Ein Theil ihres Lebens hatte sich unter höchst seltsamen Verhältnissen abgespielt, und ginge man der Wahrheit auf den Grund, so würde sich zeigen, daß sie aus einer Lage, welche Vielen hoffnungslos erschienen wäre, persönlichen Vortheil zu ziehen gewußt hatte. Sie und ihr Mann verließen ihr Schloß im Schwarzwald nur selten, und es läßt sich denken, daß ihr Leben sehr langweilig und eintönig war. In ihrem Herzen aber erkannte Clara von Greifenstein, daß ihre jetzige behagliche Zurückgezogenheit ein Paradies wäre im Vergleich zu dem Leben, welches sie geführt haben müßte, wenn sie sich nicht im rechten Augenblick zu helfen gewußt hätte. Während der ersten Jahre ihrer Verheirathung war die Erinnerung an ihr Vorleben für sie so peinlich gewesen, daß sie in beständiger Angst schwebte, und zu einer Zeit hatte sie sogar immer eine beträchtliche Geldsumme bei sich getragen, als ob sie fürchtete, plötzlich eine unerwartete Reise antreten zu müssen. Allein mehr als fünfundzwanzig Jahre waren ohne einen störenden Zwischenfall dahingegangen, und sie fühlte sich jetzt ganz sicher. Ueberdies war ihr ein Sohn geboren, der seinem Vater sehr ähnlich zu werden versprach. Es läßt sich nicht sagen, welche Wendung die Dinge ohne Greif genommen hätten, denn obschon Clara's Gatte ihr gegenüber dasselbe förmliche und rücksichtsvolle Benehmen

beibehielt, welches ihm in ihrem Verhältniß zu einander immer eigenthümlich gewesen war, so gestand er sich doch ein, daß sie nicht mit Anmuth alterte, und es ist sogar möglich, daß sein ernstes Gesicht in der Einsamkeit des Waldes manchmal einen Ausdruck schmerzlichen Bedauerns, ja wohl wirklichen Widerwillens annahm, wenn er an das erzwungene Lächeln und alberne Gerede seiner Frau dachte. Möglicherweise mag er sich auch manchmal über ihre Verhältnisse vor ihrer ersten Verheirathung den Kopf zerbrochen haben, denn er hatte sie als Wittwe von anscheinend nicht mehr als fünfundzwanzig Jahren kennen gelernt. Wenn aber irgend welche Zweifel, die seiner Ehre zu nahe traten, in ihm aufgestiegen wären, so hätte sein Stolz sie gewiß sofort erstickt. War sie nicht Greifs Mutter? Und überdies, wenn alles ans Licht käme, war nicht in seiner eignen Familie ein häßlicher dunkler Fleck in Gestalt seines Halbbruders Kuno von Rieseneck? Eben die Existenz jenes Kuno von Rieseneck, von dem Clara nichts wußte, war der Grund, weshalb Greifenstein so viele Jahre auf dem Lande gelebt und, wenn er überhaupt reiste, nur außerhalb Deutschlands Reisen gemacht hatte. Er wunderte sich, daß seine Frau, die nichts von der Geschichte wußte, willens war, seine Einsamkeit im Schwarzwald ohne Murren zu theilen, und ihre Fügsamkeit legte an sich schon den Gedanken nahe, daß sie vielleicht auch alle Ursache hätte, ein zurückgezogenes Leben vorzuziehen. Wenn er sich aber mit dem zufrieden gegeben hatte, was er vor fünfundzwanzig Jahren von ihr wußte, war er nicht der Mann danach, sich jetzt Zweifel zu gestatten, da Clara die Mutter des stattlichen Jünglings, des Erben von ganz Greifenstein, war.

Im Juli sollte Greif von der Universität nach Hause zurückkehren und gleich darauf Hilde mit ihrer Mutter zu

ihrem halbjährlichen Besuche herüberkommen. Der alte Landsitz, wo diese Zusammenkunft der Familie stattfand, war anderen Schlössern so unähnlich, daß er eine kurze Beschreibung verdient.

Der Schwäbische Schwarzwald ist buchstäblich schwarz, außer wenn der Winterschnee schwer auf den Zweigen der riesigen Bäume lastet und darunter geschichtet liegt, so daß er den weichen Teppich von Tannennadeln mehrere Fuß hoch bedeckt. Die Gegend hat etwas Schwermüthiges und ist an vielen Stellen recht eintönig. Von Zeit zu Zeit springen Felsen schroff aus dem Walde hervor, gewöhnlich an solchen Stellen, wo die Nagold, eher ein reißender Strom als ein Fluß, eine scharfe Biegung macht. Manche dieser steilen Felsenspitzen werden von alten Bergvesten gekrönt; die meisten davon liegen in Trümmern, einige aber sind noch gut im Stande und werden von ihren Besitzern bewohnt. Der Name Greifenstein wird sich auf keiner Karte des Kreises finden, wer aber jene wilde, wenig besuchte Gegend kennt, wird den Ort erkennen. Der tosende Strom macht hier eine scharfe Biegung und umspült den Fuß eines abschüssigen keilförmigen Felsens. Die Seiten desselben sind so steil, daß diejenigen, welche den Gipfel zu einer Festung erkoren, nicht nöthig befanden, eine Schutzwehr zu errichten, ausgenommen eine riesige Mauer, welche quer über den Felskeil läuft und so eine dreieckige Fläche zwischen dem mächtigen Bollwerk und den beiden Abgründen abschließt, welche an der Spitze zusammentreffen. Diese einzige Befestigung besteht aus massivem, ungeheuer dickem Mauerwerk von beträchtlicher Höhe; die beiden äußeren Enden werden von hohen Thürmen überragt, die durch einen auf der Höhe der Mauer hinlaufenden bedeckten Gang miteinander in Verbindung stehen; selbst in dieser Höhe ist

die Mauer volle sechs Fuß breit und beinahe hundert Fuß lang. Dieses war die Schutzmauer, hinter welcher die Greifensteins durch viele Geschlechter zur Zeit der Raubritter sicher gewohnt hatten. So gewiß waren sie ihrer Sicherheit, daß sie auf der Innenseite der Befestigung ihren Wohnsitz in einer Weise erbauten, die nicht an Krieg oder Gefahr denken ließ. Das Wohnhaus war im gothischen Styl mit vielen Fenstern und mit geräumigen Balkonen und schöner Steinarbeit geschmückt. Die dreieckige Plattform war in einen Blumengarten umgewandelt und mit einer Brustwehr umgeben worden. Im Norden durch die ungeheure Mauer geschützt und von Süden her der Sonne ausgesetzt, gediehen die Pflanzen wie in einem künstlichen Frühling, und im Sommer spielten Wasserstrahlen in den Marmorbecken und kühlten die heiße würzige Tannenluft.

Ein schmaler Thorweg, kaum breit genug für zwei nebeneinander gehende Personen, gab zu diesem Paradiese Zutritt durch die graue fensterlose Mauer, welche es von dem düstern Walde draußen trennte. Nur ein kleines Gebäude war nach der Waldseite, kaum fünfzig Meter vom Thorweg entfernt, sichtbar. Das war ein kleiner viereckiger steinerner Thurm, von Gestrüpp und Schlingpflanzen überwuchert und augenscheinlich dem Verfall preisgegeben. Bei der Familie und in der Nachbarschaft war er als der Hungerthurm bekannt, weil er in der guten alten Zeit, als die Herren von Greifenstein noch thaten, was ihnen beliebte, als ein Ort benutzt wurde, in dem man Gefangene verhungern ließ. Frau von Siegmundskron pflegte das alte Gebäude mit eigenthümlichen Blicken zu betrachten, wenn sie bei ihren Verwandten zum Besuch war. Sie hätte die Qualen der armen Elenden, die darin umgekommen, eben so gut wie diese selbst beschreiben können, ja

vielleicht besser. Kaum zwei Stunden entfernt von all dem Wohlleben, das sich hinter dieser hohen Mauer barg, hatte sie Jahre lang gehungert, damit ihr einziges Kind zu leben hätte. Und doch zogen die wohlgenährten Waldbewohner ihre Mützen und ihre rosigen Frauen und Töchter knixten vor der Frau Baronin, welche, wie sie sich erzählten, in dem Schlosse Siegmundskron unerhörte Schätze aufspeicherte, die eines Tages dem blonden Fräulein Hilda gehören würden. Sie wußten, denn das konnte ihres Gleichen nicht verborgen bleiben, wie wenig Silbermünzen durch die Hände der alten Bärbel gingen, wenn sie ins Dorf auf den Markt kam, um Nahrungsmittel einzukaufen, und schlossen daraus natürlich, daß die Baronin so geizig wäre, wie viele von ihnen, und ihr Gold in einer zerbrochenen Theekanne in irgend einem Winkel der alten Thürme aufbewahrte, den nur die Eulen finden konnten. Es ist auch möglich, daß Bärbel — ihr Name war Barbara — sie in diesem Gedanken bestärkte, weil sie es für besser hielt, daß ihre geliebte Herrin für geizig als für arm angesehen wurde. Der Bürgermeister des Fleckens, der seinen Rock auszog, um seinen Namen zu unterschreiben, wenn diese wichtige Handlung unvermeidlich war, der aber viel mehr wissen sollte als der Schulmeister, pflegte von Bergwerken in Schlesien zu erzählen, die den Siegmundskrons gehörten; und ein Paar Mal ging er sogar soweit seine Zuhörer zu versichern, daß Gold und sogar Diamanten dort gefunden würden, uud zwar in Blöcken so groß wie sein Maßkrug, der inhaltsschwere Krug, aus dem er geistreiche Gedanken für die Unterhaltung oder je nachdem ruhige Befriedigung für seine einsamen Stunden schöpfte. Alle aber kamen in der Voraussetzung überein, daß die Sachen viel besser stehen würden, wenn nur erst der junge Herr von Greifen=

stein mit dem Fräulein von Siegmundskron verheirathet wäre.

An jenem warmen Julinachmittag, als Greif erwartet wurde, nahm sein Vater seine Flinte, obschon es um diese Jahreszeit wenig zu schießen gab, und ging allein die Landstraße hinunter, welche nach der entfernten Bahnstation führte. Der behäbige Thorwart lächelte vergnügt, als er seinem Herrn nachschaute. Denn seit Jahren, so oft der Student nach Hause kommen sollte, war der alte Greifenstein genau so den Weg hinabgegangen, ohne Jemandem ein Wort zu sagen, immer aber mit dem Ausdruck freudiger Erwartung in den Augen, der sonst nie darin zu sehen war. Gewöhnlich fuhr auch der mit Greifs Gepäck beladene Wagen ein bis zwei Stunden früher am Thore vor, ehe Vater und Sohn zu Fuß aus den ersten Bäumen des Waldes heraustraten. Auch heute war der Herr bei Zeiten ausgegangen, und es würde lange dauern, ehe er die Schellen der Pferde unter sich im Thale läuten hörte. Er ging rasch, wie thatkräftige Männer zu thun pflegen, wenn sie allein sind und Niemand sie aufhält, dann und wann blieb er stehen, um zu sehen, wohin ein Hase sprang oder um zu lauschen, wenn sein scharfes Ohr den Tritt eines Rehbocks vernahm. Er wußte, daß er meilenweit gehen konnte, ohne ein menschliches Wesen zu treffen. Der Weg war sein, das Land, der Wald war sein. In dieser Gegend wurden keine Bäume gefällt, und außer ihm und seinen Leuten hatte Niemand das Recht, im Walde herumzuschleichen. In der völligen Einsamkeit verloren seine Züge etwas von ihrer Strenge und nahmen einen anderen Ausdruck an. Die Freude auf das Wiedersehen mit seinem Sohne leuchtete noch in seinen Augen, im Uebrigen aber lag ein müder Ausdruck auf seinem Gesichte, welcher selbst

diejenigen, welche ihn am besten kannten, befremdet haben würde. Er dachte, wie anders das Leben sein würde, wenn er mit Greif während der nächsten Dutzend Jahre die einzigen Bewohner des alten Schlosses wären. Dann richtete er sich plötzlich steif auf und schritt weiter.

Endlich schlug von fern das Klingeln der Schellen aus der Tiefe des Waldes an sein Ohr und zugleich der dumpfe Schall von Rosseshufen, der unter den Bäumen wiederhallte. Er beschleunigte seine Schritte, denn er wußte, auf wie weite Entfernung hin der Schall zu hören war. Erst nach zehn Minuten kam der Wagen in Sicht, und dann ertönte auch augenblicklich ein lauter Ruf durch den Wald, auf den in tieferem aber eben so kräftigem Ton die Antwort des alten Greifenstein erklang.

„Vater!“ — „Greif!“

Greif war vom Wagen gesprungen und lief den Berg mit einer Eile in die Höhe, mit der die Pferde kaum Schritt halten konnten. Noch einen Augenblick, und die beiden hochgewachsenen Männer lagen sich in den Armen und küßten sich auf die Wangen.

Der Student von dreiundzwanzig Jahren sah seinem Vater so ähnlich wie ein junger blonder Mann überhaupt einem älteren brünetten ähnlich sehen kann. Die Züge waren dieselben, beide hatten denselben kräftigen Körperbau und dieselben Augen; allein Greifs kurz geschnittenes goldenes Haar und sein feiner Schnurrbart gaben ihm etwas Strahlendes, was sein Vater nie gehabt hatte. Es schien, als brächte er den Sonnenschein mit in den dunkeln Schatten der Waldschlucht, wo sie sich trafen. Wer ihn ansah, merkte, daß er dazu bestimmt war, eher die glänzende Uniform der preußischen Garde als einen schlichten Civilanzug zu tragen. In der That war er wie ein Engländer

gekleidet und würde, zu seiner eignen Entrüstung, in einem europäischen Menschengewühl wohl für einen solchen gehalten worden sein.

„Und was macht die Mutter?“ fragte er in etwas förmlichem Ton, sobald die erste Umarmung vorüber war. Er war als gehorsamer Sohn erzogen worden.

„Deine Mutter ist sehr wohl,“ antwortete Greifenstein, dessen Ton auch sichtlich steifer wurde. Es entstand eine kleine Pause.

Vielleicht in der Hoffnung, das unbehagliche Gefühl zu verscheuchen, welches sich irgendwie immer einstellte, so oft Frau von Greifenstein erwähnt wurde, zog ihr Mann seine Cigarrentasche heraus und bot Greif eine Cigarre an.

„Ich habe Dir eine Pfeife mitgebracht“, sagte letzterer, und als der Wagen sich dem Punkte näherte, wo sie standen, nahm er rasch seine Reisetasche vom Rücksitz. „Du wirst Dich dabei wieder jung fühlen!“ sagte er lachend, indem er ein Päckchen in Papier aus dem Sack nahm. „Es ist eine Korps-Pfeife, mit Farben und Troddeln und allem Zubehör.“

Greifenstein, dessen Steckenpferd Pfeifen im allgemeinen waren, freute sich wie ein Kind über das kleine Geschenk, und holte aus den Tiefen seines Jagdrocks sofort eine große silberne Tabaksbüchse hervor, aus der er den Pfeifenkopf füllte.

„Dank Dir, mein Junge,“ sagte er, indem er die Luft durchs Rohr zog, ohne die Pfeife anzuzünden, um sich zu versichern, daß sie nicht verstopft sei.

Dann nahm er ein altmodisches Feuerzeug mit Stein und Stahl heraus, zündete mit geschickter Hand ein Stückchen Zunder an und legte es auf den Tabak. Er winkte dem Kutscher, der die kräftigen Mecklenburger antrieb und

bald ihrem Gesichtskreise entschwand. Die beiden Männer gingen langsam weiter und rauchten einige Minuten schweigend.

„Wann kommt Hilda?" fragte Greif endlich, als er glaubte, er habe eine angemessene Frist verstreichen lassen, ehe er die Frage stellte, welche ihm am meisten am Herzen lag.

„Sie kommt morgen mit ihrer Mutter", erwiederte Greifenstein und that, als ob er das leichte Erröthen seines Sohnes nicht bemerkte.

„Wir werden wohl noch ein Jahr warten müssen", meinte Greif mit einem Seufzer. „Es scheint sonderbar, daß ich in meinem Alter noch nicht mit meiner Ausbildung fertig sein sollte."

„Wenn Du erst verheirathet bist, wirst Du froh sein, Deiner Militärpflicht genügt zu haben."

„Ich weiß nicht recht", antwortete der junge Mann zerstreut.

„Du weißt nicht recht!" rief sein Vater überrascht aus. „Möchtest Du mit Hilda in einer Garnisonstadt leben, während Du Dein Jahr abdienst?"

„Daran dachte ich nicht. Ich habe mir in letzter Zeit überlegt, ob es nicht überhaupt besser wäre, wenn ich Offizier würde. Hättest Du etwas dagegen?"

Greifenstein war überrascht und hätte vielleicht einen lauten Ausruf gethan, hätte er sich nicht längst solche Verstöße gegen seine gemessene Haltung abgewöhnt. Indessen beantwortete er die Frage nicht.

„Vater," fing Greif nach einer Weile wieder an, „ist es wahr, daß Du einen Bruder gehabt hast?"

Greifensteins ernstes Gesicht wurde allmälig aschgrau.

„Einen Halbbruder", antwortete er mit Anstren-

gung. „Meine Mutter verheirathete sich zum zweiten Male."

Greif sah seinen Vater von der Seite an und bemerkte, daß die Frage ihn seltsam erregte. Aber der junge Mann hatte seine Gründe, um zu wünschen, die Wahrheit zu erfahren.

„Weshalb hast Du mir nie gesagt, daß ich einen Onkel habe?" fragte er.

„Er ist weder Dein Onkel, mein Junge, noch mein Bruder", versetzte Greifenstein bitter.

„Ich habe mich neulich seinetwegen geschlagen. Das ist alles", sagte Greif.

„Er verdient es nicht, daß man sich für ihn schlägt."

„Also ist die Geschichte wahr?"

„Was für eine Geschichte?" Greifenstein blieb stehen und heftete seine scharfen Augen auf das Gesicht seines Sohnes. „Was für eine Geschichte? Was hast Du gehört?"

„Jemand erzählte mir, Dein Bruder wäre mit Schimpf aus der Armee entlassen, infam kassirt und zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt worden, weil er im Jahre 1848 ein Zeughaus oder einen Vorrath von Waffen den Aufständischen ausgeliefert hätte. Na, ich sagte ihm, er hätte gelogen. Was konnte ich denn sonst sagen? Ich hatte nie von dem Schuft gehört."

„Du thatest ganz recht", sagte Greifenstein, der sehr bleich geworden war. „Ich wollte nicht, daß Du je etwas von ihm erfahren solltest, eben so wenig wie Deine Mutter. Aus diesem Grunde leben wir jahraus jahrein auf dem Lande. Allein ich dachte mir, daß es dazu kommen würde, — ich fürchtete, daß Dir Jemand etwas davon sagen würde!"

„Ich glaube nicht, daß es Jemand zum zweiten Male versuchen wird,“ bemerkte Greif, indem er sich abwendete und in den Strom hinabsah, der zwischen den Bäumen sichtbar wurde. „Und was ist denn aus dem Herrn von Rieseneck geworden, wenn er nämlich so heißt?“

„Er lebt und ist gesund, auch reich, so viel ich weiß. Er entfloh aus der Festung, auf der er saß, und ging nach Süd-Amerika. Schon vor der schmachvollen Geschichte hatte ich ihn längere Zeit nicht gesehen. Wir hatten uns wegen einer anderen Sache entzweit, und er war in preußische Dienste getreten.“

„Ich wünsche, Du hättest mir schon früher etwas von ihm gesagt.“

„Weshalb? Meinst Du, daß es ein angenehmer Gegenstand des Gespräches ist? Da er, Gott sei Dank, nicht meinen Namen trägt, war Hoffnung vorhanden, daß Du nie etwas von ihm erfahren würdest.“

„Jetzt sehe ich, weshalb Du nicht wünschest, daß ich Offizier werde.“

„Ja,“ versetzte Greifenstein lakonisch und ging weiter.

Eine Weile sprach keiner von Beiden. Greifensteins Haß gegen seinen ehrlosen Bruder war zu tief erregt, als daß er das Gespräch fortsetzen konnte, andererseits war der junge Mann eben so tief ergriffen wie sein Vater. Als der Student, mit dem er sich geschlagen, ihm das Verbrechen Kuno von Rieseneck's vorgerückt, hatte er ohne Bedenken die ganze Sache abgeleugnet; er hielt sie für eine absichtliche Beleidigung, eine im Augenblick erfundene Geschichte. Keiner der bei dem Streite Anwesenden hatte es für gut befunden, die Geschichte zu bestätigen, und Greif hatte an seinem Gegner in Gegenwart des ganzen Corps auf die von allen als die beste anerkannte Weise Rache

genommen. Aber die Worte hatten einen Eindruck auf ihn gemacht, und er hatte bei sich beschlossen, aus dem Munde seines Vaters zu erfahren, ob sie sich auf irgend eine Thatsache gründeten. Kaum hatte er erfahren, daß die Geschichte wahr sei, so änderte sich seine Stimmung. Wer den Character des deutschen Edelmannes vom alten Schlage nicht gründlich kennt, kann nicht sofort begreifen, wie er sich durch die Schmach eines auch noch so entfernten Verwandten unmittelbar betroffen fühlt. Oft hat er auf der Welt wenig mehr als seinen Namen und seinen Klassenstolz; aber im Vergleich zu ersterem hat das Leben keinen Werth für ihn, und wo der letztere ins Spiel kommt, wird er lieber leiden, als die Exclusivität seines Standes durch die geringste Abweichung von dessen Vorurtheilen verletzen. Armuth fürchtet er nicht. Niemand kann die Stellung eines vornehmen Mannes mit geringeren Mitteln behaupten, als sie ihm oft zu Gebote stehen. Ehe er die kleinste Ehrenschuld unbezahlt läßt, nimmt er sich lieber unbedenklich das Leben. Daß ein Mann, nach einer solchen Unthat, wie die, welche Kuno von Riesenecks Carriere ein Ende gemacht hatte, noch das Leben ertragen konnte, erscheint ihm wie ein Verbrechen gegen die Menschheit. Er wird manchmal geizig genannt, weil er, wie Frau von Siegmundskron, oft bitterarm ist; aber niemals ist er von irgend Jemandem, der ihn kannte, ein Feigling oder Verräther genannt worden. Allerdings sind alle Ehrenmänner in der ganzen Welt Brüder, denn ein Ehrenmann sein, heißt tapfer, rechtschaffen, ritterlich sein, weiter nichts. Aber die Ehrenmänner (gentlemen) verschiedener Nationen sind wie Brüder, die eine verschiedene Erziehung genossen haben. Ein Engländer, welcher von einem andern Engländer für ein übereiltes im Scherz gesprochenes Wort Genugthuung durch

Zweikampf fordern sollte, würde in den Clubs für einen Verrückten gehalten werden, und wenn er seine kriegerischen Absichten in Uebereinstimmung mit seinem Gegner ausführte und ihn dabei tödtete, so würde er dem Gesetze nach als gemeiner Mörder gehenkt werden. Wenn andererseits ein Deutscher ein Duell ausschlüge oder nach einer Beleidigung nicht forderte, so würde er aus der Armee und aus der Gesellschaft ausgestoßen werden. Und diese Dinge hängen nicht von dem Kulturzustande ab, denn das jetzige Deutschland steht vermuthlich auf einer höheren Kulturstufe als das jetzige England; sie hängen vom Nationalcharacter ab.

Als Greif erfuhr, daß er einen Onkel hätte und zugleich von dessen Schmach hörte, war ihm zu Muthe, als hätte eine Wolke sich auf seine glänzende Zukunft herabgesenkt. Er hatte sich lange im Stillen die militärische Laufbahn gewünscht und sich oft darüber gewundert, daß sein Vater so abgeneigt war, die Angelegenheit mit ihm zu besprechen. Jetzt begriff er mit einem Male die Sachlage und konnte an dem Grade seiner Enttäuschung die Größe seiner gehegten Hoffnungen ermessen. Allerdings es war noch etwas mehr als dies in der Niedergeschlagenheit, die ihn so plötzlich ergriffen hatte und sich nicht abschütteln ließ.

„Weiß Hilda etwas davon?“ fragte er endlich, seinen Gedanken Worte gebend.

Greifenstein antwortete nicht sofort. „Ich glaube nicht, daß ihre Mutter es ihr gesagt hat,“ sagte er nach einer Weile. „Aber ihre Mutter weiß es.“

„Und meine Mutter nicht!“

„Nein, und soll es auch nie erfahren, wenn ichs verhindern kann.“

Wenn die Beiden auf dem Heimwege wenig mit einander sprachen, so lag das nicht an Mangel von Verständniß zwischen ihnen. Im Gegentheil, wenn noch irgend etwas das starke Band, welches sie vereinigte, kräftigen konnte, so war es das Bewußtsein eines gemeinsamen Geheimnisses, das sie Beide bewahren mußten.

Zweites Kapitel.

Wenn man annehmen wollte, daß Hilda im Alter von achtzehn Jahren, so gewesen wäre wie die meisten Mädchen ihres Alters, so hieße das voraussetzen, daß der Character des Menschen nicht durch seine Umgebung beeinflußt wird. Sie war weder ein ländliches Gretchen, wie Faust es liebte und zu Grunde richtete, noch auch das Fräulein Allwissend der heutigen Gesellschaft. Den größten Theil ihres Lebens hatte sie ausschließlich in der Gesellschaft ihrer Mutter und der treuen Bärbel zugebracht. Aber sie war in abgeschiedener Gegend mitten im Walde aufgewachsen, in einem ungeheuern, verfallenen Schlosse, dessen Fenster auf den brausenden Strom und zahllose Tausende riesiger Bäume hinausschauten, deren dunkle Wipfel wie düstre Thurmspitzen aus dem noch tieferen Schatten darunter aufragten. Selbst der Himmel war nicht blau. Ein ganzes Reich von Tannen, Fichten und Kiefern sog die Farbe aus der Luft auf und ließ nur eine nüchterne neutrale Färbung zurück. Im Schwarzwald giebt die Sonne nicht halb so viel Licht als anderswo. Da Hilda, so viel sie sich erinnern konnte, niemals eine weite Ebene, viel weniger eine Stadt, gesehen hatte, so waren ihre Vorstellungen von der Welt jenseits der meilenweiten Wälder, in denen sie lebte, nicht besonders

genau. Sie konnte sich kaum denken, wie die Straßen einer großen Stadt aussähen oder was für einen Eindruck eine große Menge von Leuten auf sie machen würde. Und dennoch war sie keineswegs unwissend. In Siegmundskron waren genug Bücher für ihre Ausbildung vorhanden, und die Baronin hatte für ihren Unterricht gethan, was in ihren Kräften stand. Hilda hatte wahrscheinlich eben so viel gelesen, wie die meisten Mädchen ihres Alters, und mit größerer Aufmerksamkeit; allein sie war weit davon entfernt, das Lernen um seiner selbst willen zu lieben. Auch war ihre Zeit in anderer Weise in Anspruch genommen, denn sie und ihre Mutter thaten selbst das Meiste im Hause, wie es sich in einem Haushalt erwarten ließ, wo Noth vom Morgen bis zum Abend die Herrschaft führte.

Die Nothwendigkeit, den äußeren Anstand aufrecht zu erhalten, war zwar gering, aber doch nicht ganz zu umgehen. Man konnte nicht wissen, welchen Tag die Greifenstein's zu einem ihrer gelegentlichen Besuche wählen würden, und zur Ferienzeit ließ sich nicht voraussehen, wann Greif erscheinen würde, zu Fuß mit Hund und Flinte über die waldigen Hügel schreitend, um mit Hilda einen ruhigen Nachmittag auf ihrem sonnigen Lieblingsplätzchen am Fuße des verfallenen Thurmes zuzubringen. Wenn Dürftigkeit verborgen bleiben soll, muß ihr Schatten nicht an der Thür lauernd von einem zufälligen Gast bemerkt werden. Allein nicht nur aus Furcht, von ihren Verwandten überrascht zu werden, hielt die Baronin darauf. Ihr Stolz war unzertrennlich von der strengen Selbstachtung, welche bei den Armen den Stolz vor der Lächerlichkeit bewahrt. Es war eigentlich ein Wunder, daß es ihr gelang, ihre äußerste Dürftigkeit vor den Greifensteins zu verbergen, allein man muß bedenken, daß sie niemals reich gewesen war und schon

in der Jugend manche kleine Sparsamkeit gelernt hatte, die ihr nun zu statten kam. Die Deutschen können mit Recht darauf stolz sein, die Oeconomie zu einer Kunst ausgebildet zu haben. Vom Kaiser bis zum Schullehrer, von der Verwaltung der größten Militärmacht, welche die Welt je gesehen, bis zur Wirthschaft des kleinsten Bauern ist die genaue Abschätzung vom Werthe des Geldes die Grundregel, nach der sich alles richtet. Frau von Siegmundskron hatte sich einen Plan gemacht, hatte in genauem Verhältniß zu der Pension, von der sie leben mußte, ein kleines Budget entworfen und war, Dank ihrer unerschütterlichen Gesundheit, nie davon abgewichen. Die Ausgaben waren freilich von Anfang an so knapp bemessen worden, daß sie sich mit der Zeit auf das für ihren Lebensunterhalt Unerläßliche beschränken mußte, um ihr Kind nicht darben zu lassen. Da sie von Natur eine gottesfürchtige Frau war, dankte sie der Vorsehung für Hilda's Gedeihen, während sie wohl ihrem eisernen Willen und ihrer unermüdlichen Anstrengung dafür hätte danken können. Wenn je eine Frau Gottes Hilfe verdiente, weil sie sich tapfer selbst geholfen, so hatte die Baronin diesen Beistand verdient. So weit indessen der oberflächliche Beobachter darüber urtheilen konnte, hatte sie sich bei der Welt nur den Ruf des Geizes erworben. Hilda war zu sehr an die Verhältnisse gewöhnt, unter denen sie aufgewachsen, um die Opfer ihrer Mutter zu ermessen oder besonders lebhafte Dankbarkeit für sie zu empfinden. Sie selbst that in dem Kampf ums Dasein alles, was sie konnte, und das war nicht wenig. Vielleicht war sie dankbarer gegen Bärbel als gegen die Baronin. Denn Bärbel theilte freiwillig die Entbehrungen, zu denen die beiden Damen gezwungen waren. Bärbel war treu, ergeben, heiter, klagte nie, und all dies nicht um des Lohnes

willen, denn der war sehr gering, sondern aus reiner Liebe zu ihrer Herrin.

Bärbel war die Frau des Burschen von Lieutenant v. Siegmundskron gewesen, der mit dem Gewehr in der Hand, das Antlitz gegen den Feind, neben seinem Herrn gefallen war. Herrin und Dienerin wurden am selben Tage, auf gleiche Weise Wittwe, beide jung und unbemittelt, nur mit dem Unterschiede, daß Frau von Siegmundskron Hilda hatte, während die arme Bärbel kinderlos war. Bärbel weigerte sich ein für alle Mal fortzugehen, und die Officierswittwe nahm die ihr dargebotene lebenslängliche Hingebung an; und die drei theilten mit einander das Schicksal, sich unter dem einzigen ihnen gebliebenen Obdach durchzuhelfen so gut sie konnten.

Frau von Siegmundskron war sehr überrascht gewesen, als vor drei Jahren an einem sonnigen Junimorgen, Greifenstein allein aufs feinste gekleidet, statt in seinem gewöhnlichen Jagdrock erschienen war. Noch erstaunter war sie, als er für seinen Sohn feierlich um Hilda warb; er wünschte ihn jetzt mit ihr zu verloben, Greif sollte sie heirathen, wenn er seine Universitätsstudien beendet hätte. Er sagte ihr offen, weshalb er die Verbindung wünschte. Sie wußte ja um Rieseneck's Schande und konnte verstehen, daß die Geschichte Greif zum Nachtheil gereichte. Andererseits hätte er, Greifs Vater, niemals etwas gethan, dessen er sich zu schämen brauchte, und der Junge wüchse zu einem schönen jungen Mann heran und würde reich sein — den Betrag seines Vermögens gab Greifenstein nicht an. Er nähme an, daß seine Cousine vom weltlichen Gesichtspunkt aus die Partie für eine gute ansehen würde. Ueberdies aber war der junge Mann, obschon kaum zwanzig, der fünfzehnjährigen Hilda von Herzen zugethan. Diese Zu-

neigung würde sich sicherlich in Liebe verwandeln, wenn Beide einige Jahre älter wären. Wenn Frau von Siegmundskron einwilligte, so wollten sie vorläufig eine mündliche Vereinbarung treffen, deren Bestätigung von der Einwilligung ihrer Kinder abhängen sollte, wenn die Zeit dazu gekommen wäre, denn, wie Greifenstein mit größter Förmlichkeit bemerkte, es ist durchaus nöthig, daß zwei junge Leute sich aufrichtig lieben, wenn sie sich heirathen wollen.

Die Baronin riß ihre blauen Augen weit auf, als sähe sie einen Vierspänner mit Goldsäcken beladen zum alten Schloßthor einfahren. Aber sie war zu gut geschult, um in Thränen auszubrechen oder Verlegenheit, ja auch nur allzu große Freude zu zeigen. Sie erwiederte, sie sei ihm sehr dankbar, sie selbst wäre arm, Hilde würde nichts erben, ausgenommen Siegmundskron, diese Thatsache müsse ihr Vetter so freundlich sein, sich von Anfang an klar zu machen; wenn der Mangel einer Mitgift kein Hinderniß wäre, würde sie gewiß keine Schwierigkeiten erheben; endlich glaubte sie, Hilda wäre Greif eben so zugethan wie er ihr. Darauf mußte Bärbel eine Flasche Wein holen — vor dreizehn Jahren waren noch ein halb Dutzend Flaschen im Keller gewesen, und dies war die erste, welche geöffnet wurde, — Greifenstein erfrischte sich damit und ging ebenso steif, höflich und freundlich, wie er gekommen war.

Greif war während der Ferien so oft herübergekommen, wie ihm beliebte, und hatte auch nach Belieben von der Universität aus geschrieben. Da er weder zu Hause noch anderswo jemals ein Mädchen gesehen hatte, das er Hilda zu vergleichen fand, so hatte er sich daran gewöhnt, sie zu lieben, wie er die würzige Tannenluft seiner Heimath, die milde warme Sonne und die stille Schönheit des Waldes liebte. Hilda war ein wesentlicher Theil seines Daseins,

ohne welchen er sich keine Zukunft denken konnte. Jedes Jahr wurde ihm der Abschied schwerer, die Freude des Wiedersehens inniger und lebhafter. Das stolze Bewußtsein, daß sie nur für ihn da wäre, schmeichelte dem unbewußten Egoismus seiner Jugend und verursachte ihm das reinste Entzücken. Mit dreiundzwanzig Jahren war er alt genug, um die Welt um ihn her zu verstehen; er hatte sein Jahr abgedient und war mit allen möglichen Menschen, Ansichten und Dingen in Berührung gekommen. Er war zum Mann geworden und den meisten seiner jugendlichen Irrthümer und Illusionen entwachsen, aber nicht seiner Liebe zu Hilda. Da war sie inmitten des Waldes, im Schlosse Siegmundskron, fern von der Welt, die er kannte, und in jungfräulicher Unwissenheit alles dessen, was diese in sich begriff; da harrete sie seiner, die Verkörperung von allem, was liebreizend und jung, schön und makellos war. Er bemitleidete seine Studiengenossen, die in gemeiner Weise liebten, was ihnen eben in den Weg kam. Er konnte sich ein Leben ohne Hilda nicht denken. Es war eine eigenthümliche Art von Liebe, denn er hatte nicht darum geworben; sie waren von Natur für einander aufgewachsen, wie ein Paar Singvöglein für einander. Kein Hinderniß, keine Eifersucht, kein Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung, keine solche Störungen, die sonst der Liebe Loos sind, hatten sie betroffen. Nichts als der Tod konnte zwischen sie und die Erfüllung ihres Glückes treten, und vielleicht schien nie zwei Liebenden der Tod so fern.

Hilda war eben so glücklich in ihrer Weise, denn was sie von der Welt da draußen wußte, sah sie durch Greifs Augen. Für ihn wäre es der größte Segen gewesen, in den Wald zurückzukehren und ihn nie mehr zu verlassen, und daraus schloß Hilda, die Welt könne nicht des Sehens

werth sein, wenn ihr der Wald nach seiner Ansicht so bedeutend vorzuziehen wäre. Sie fühlte sich als das, was sie in seiner Phantasie war, als ein Theil der Natur, in der sie eben so gut aufgewachsen war wie die ältesten und höchsten Tannen des Gebirges. Leute, die ihr ganzes Leben in abgeschiedener Gegend zubringen, fühlen ein Anrecht an Luft und Land und Wasser, von dem der Städter sich keinen Begriff machen kann. Sie haben eine so genaue unbewußte Kenntniß von den Jahreszeiten, dem Wetter, dem Wuchs der Pflanzen und den Gewohnheiten der Thiere, daß es ihnen ist, als schlüge ihr Herz in der ganzen kleinen Welt um sie herum und als ob alle Veränderungen, die sie von Tag zu Tage wahrnehmen, nur Bethätigungen ihrer eigenen Lebenskraft wären. Die Schönheiten, welche den Wanderer entzücken, wenn er ihre Wildniß besucht, sehen sie vielleicht nicht oder sehen sie nicht so bewußt, aber sie empfinden sie, wie er es nimmer kann, und sie zehren davon, wie er es nie zu thun vermag. Ihre Sinne, welche durch die tägliche Berührung mit tausend gleichgültigen und einförmigen Dingen und durch das unaufhörliche Geschwätz ihrer Mitmenschen nicht abgestumpft sind, nehmen Dinge wahr und hören Töne, welche gänzlich außerhalb des Bereiches zusammengedrängt lebender Menschen liegen. Die unendliche Mannigfaltigkeit der Natur bewirkt im Vergleich zu der erbärmlichen Eintönigkeit der Menschenwerke in ihrem Gemüth eine eigenthümliche Thätigkeit. Sie kennen keine geistige Erschlaffung, noch den Wunsch nach nervöser Aufregung. Die Folge von Morgen und Abend langweilt sie nicht, denn sie gehört zu ihnen wie Hunger und Stillen der Eßlust, Durst und der frische Trunk aus dem Quell. Sie sind gut, wenn auch ihre Tugenden negativ sind, und sie sind glücklich, denn sie haben nie von Unglücklichfühlen

gehört. Ihr Dasein ist der gerade Gegensatz zu dem unseren, voll, wo das unsere leer, — leer, wo das unsere zum Ueberfließen voll ist. Sie sind nie allein, denn das Weltall ist ihre Gesellschaft, nie in Eile, denn sie bewegen sich mit der Zeit fort, während unser Leben nur eine fortgesetzte Anstrengung ist, den Lauf der Stunden zu überholen. Sie träumen nicht von Nachruhm, denn sie fühlen die Ewigkeit des sich beständig erneuernden Lebens in allem, was sie umgiebt; sie haben nie von Wettbewerb gehört, denn ihr einziger Rival ist Gott selbst.

Hildas früheste Erinnerungen reichten nicht über die Zeit hinaus, da sie auf den Schwarzwald gekommen war, und die große Einfachheit ihres Lebens ließ ihr die entschwundenen Jahre merkwürdig kurz erscheinen. Kinder, deren Gedächtniß voll von neuen Eindrücken ist, werden schnell alt, während diejenigen, deren Sinnen wenig geboten wird, sich langsamer und natürlicher entwickeln. Wenn im Uebrigen die Verhältnisse dieselben sind, werden letztere ruhiger, gesünder und verständiger sein. Nicht das Pferd ist das beste, welches als Füllen am meisten arbeiten muß; Hunde freilich müssen ihre Kunststücke jung lernen, wenn sie sie überhaupt lernen sollen. Viel im Leben hängt von der Richtigkeit unserer ersten Eindrücke ab, und da diese wiederum direct von unserer Fähigkeit, Gehörtes und Gesehenes zu beurtheilen, abhängt, ist es klar, daß Kinder nachhaltig Schaden leiden können, wenn zu viele Dinge in den Kreis ihrer Beobachtung gezogen werden, ehe sie den Gebrauch des Gehörs und Gesichtes recht gelernt haben.

Die großartige Einsamkeit des Waldes, die erhabene Majestät der Natur in ihrer Ruhe, die unbeschreibliche Pracht winterlicher Stürme hatten die ersten tiefen Eindrücke auf Hilda gemacht. Der Tod, von dem ihre Mutter bis-

weilen sprach, war das Verschwinden alles Lebenden unter dem weichen, stillen Schnee. Die geheimnißvolle Auferstehung der Todten war das unwiderstehliche frohe Emporstreben der Natur zur Sonne, wenn die Mittagsschatten täglich kürzer wurden; das zukünftige selige Leben war der ferne Sommer, wenn der Wind wieder in den Zweigen säuseln und flüstern würde, die er in seiner Wuth so hart behandelt hatte, wenn die Luft wieder nach durchsonnten Tannen duften und die Maienblume auf die Hagedornblüthe folgen, der dunkelblaue Enzian an Stelle des Maiglöckchen treten würde, wenn die wilde Wicke neben dem Waldveilchen erblühen und Klee und Thymian und Pfeffermünzkraut dicht und frisch und würzig für den zierlichen Rehbock und seine Hindin emporschießen würden. Hilda pflegte zu denken, daß die Seelen der Seligen endlich wieder ihren Körper annehmen würden, gerade so wie die wilden Waldblumen in ihrer eigenen Gestalt und Schöne emporwuchsen, je nach dem kleinen Samenkorn, das todt und vergessen dagelegen, seit der Herbst seine Todtenklage über Myriaden kleiner Gräber gesungen und den Sommer eben so betrübt begraben hatte, wie die Menschen ihre Liebsten begraben.

Und dennoch kleidete Hilda niemals solche Gedanken in Worte, obschon sie in ihren Büchern am meisten die Worte liebte, welche ihren unausgesprochenen Gefühlen Ausdruck gaben. Wäre sie in den Lärm und das Gewirr des Stadtlebens gekommen, so hätte sie wahrscheinlich sagen können, was sie verloren, ja vielleicht Andere nachfühlen lassen, was sie selbst so tief empfunden; allein in den stillen Mauern ihres Schlosses, oder inmitten des geräuschlosen immer wachsenden Lebens, wie es der ungestörten Natur eigen ist, war für sie schon alles ausgesprochen, was sie

hätte sagen mögen, und in erhabenerer Sprache als der des Menschen. Sie brauchte nicht lange Stunden in Träumerei und Betrachtung hinzubringen, wie Leute es thun, die nicht an ihre Umgebung gewöhnt sind, oder die Gegenwart mit der Vergangenheit vergleichen. Beständige Thätigkeit war ihr zur zweiten Natur geworden und zahllose kleine Beschäftigungen im Haushalt gehörten zu ihrem Leben. Weiß der Himmel es gab genug zu thun! Da waren ihre Kleider zu machen oder auszubessern, der wenn auch nur kleine Theil des Riesengebäudes, welchen sie mit ihrer Mutter bewohnte, in Ordnung zu halten, nach besten Kräften das Stückchen Land im Schloßhofe, das einzige, was ihr, der Letzten ihres Namens geblieben, zu bebauen, und bei all dieser körperlichen Arbeit auch noch der Anstand in der äußeren Erscheinung aufrecht zu erhalten, von dem sie seit ihrer Kindheit niemals hatte abweichen dürfen. Vollkommen makellose Sauberkeit war der einzige Luxus im Bereich der beiden Damen und um diese einzige Befriedigung zu erreichen, unterzogen sie sich gern jeglicher Mühe. Aber diese mannigfachen häuslichen Arbeiten vergröberten Hildas Wesen nicht. Wenn sie bei ihren halbjährlichen Besuchen auf Greifenstein an dem dort herrschenden Luxus Freude hatte, so verachtete sie darum ihr eigenes Heim nicht. Sie war sich des Unvermeidlichen zu gründlich bewußt, um über ihr Loos zu stöhnen, sie war an Körper und Geist zu stark, um sich nach behaglicher Muße zu sehnen, und es fiel ihr nie ein, daß eine Frau andere Beschäftigung finden könnte als innerhalb ihrer häuslichen Pflichten. Durch ihre ganze Lebensweise war sie so einfach geworden, daß sie den komplizirten geistigen Zustand, welcher der Gesellschaft so sehr gefällt, gar nicht hätte verstehen können.

Etwas von der Frische der Natur war in die Adern

des jungen Mädchens eingedrungen und hatte das alte Blut, dessen letzter Sprößling sie war, erfrischt und erneuert. Blaue Augen sind selten sehr glänzend. Hildas Augen schienen eine besondere Lebenskraft zu haben, als müßten sie im Dunkeln leuchten, wie es manche Krystalle sekundenlang thun, nachdem sie lange dem Sonnenlicht ausgesetzt gewesen sind. Sie gehörten zu der seltenen Art, welche zu funkeln scheinen, selbst wenn man sie nicht geradezu ansieht, die nicht nur wie ein ruhiger See das Licht wiederspiegeln, sondern es tanzen und wechseln lassen wie Sonnenschein in einem Wasserfall. Hildas Haar war blond und blondes Haar ist oft glanzlos wie Tannenblüthenstaub im Walde; aber das ihre glänzte, nicht im Wiederschein des Lichtes, sondern in seiner eigenthümlichen Farbe, wie durch die Fülle ihrer Lebenskraft. Ihre Züge waren zart und fein geschnitten, doch nicht weichlich, denn ihr Gesicht hatte die vollkommen gleichmäßig vertheilte Farbe, wie sie nur unvergleichliche Gesundheit und makelloses Blut verbunden mit ungewöhnlich kräftiger Thätigkeit des Herzens geben kann. Hilda besaß einen so vortrefflichen Organismus, wie ihn die Natur bisweilen hervorbringt als Normaltypus dessen, was der Mensch eigentlich sein sollte. Von solchen Menschen geht ein Glanz aus, den nichts auslöschen kann, selbst nicht das Greisenalter. Ihre Schönheit ist vielleicht nicht ersten Ranges, aber ihre Lebensfrische ist unwiderstehlich anziehend und theilt sich wie von selbst ihrer Umgebung mit.

Als Hilda erfuhr, daß sie und Greif sich heirathen sollten, wenn sie einander liebten, war sie viel weniger überrascht als ihre Mutter durch den Antrag des alten Greifenstein. Der Baronin kam es sonderbar vor, daß ihre Tochter bei dieser Mittheilung nicht ein Mal erröthete. Hilda aber fand keinen Grund zum Erröthen und war nicht

im mindesten befangen. Ihr kam das alles ganz natürlich vor. Sie hatte Greif immer geliebt, so lange sie denken konnte. Warum sollte er sie nicht lieben? Und wenn sie sich liebten, so würden sie sich natürlich mit der Zeit heirathen. Es war ja nur die Erfüllung ihres Lebenszweckes. In dem Gedanken lag nichts, was sie aufregen konnte. Fügte nicht der Himmel alles aufs Beste, und war das nicht das Beste, was geschehen konnte? Verband sich etwa der Falke mit dem Zaunkönig und der wilde Eber mit dem Reh? Aber die Baronin verstand sie nicht. Sie fragte Hilda, ob sie sehr unglücklich sein würde, wenn Greif stürbe oder eine Andere heirathete.

„Gott wird nicht so grausam sein!“ antwortete das junge Mädchen in ihrer Einfalt.

Frau von Siegmundskron schwieg. Es war klar, daß Hilda in ihrer Unschuld nie etwas Anderes erwartet hatte; aber ihre Mutter erbebte bei dem Gedanken, was daraus werden könnte, wenn dieses kindliche Vertrauen rauh enttäuscht werden sollte. Es war für die liebende Mutter bezeichnend, daß sie an das Herz ihres Kindes dachte und nicht an den äußeren Unterschied, den es für Hilda machen würde, ob sie unvermählt in Siegmundskron, oder als Greifs Frau in Greifenstein lebte, — den Unterschied zwischen Darben und Ueberfluß, bitterer Armuth und dem Genuß alles dessen, was Geld erkaufen kann. Es dauerte lange, ehe sie begriff, was in Hildas Seele vorgegangen war, ehe sie den Gedankengang verfolgen konnte, auf welchem Hilda zu dieser ruhigen Gewißheit dessen, was kommen würde, gelangt war. Als sie es endlich erkannte, war es etwas höchst Einfaches: es wurde ihr klar, wie gänzlich ihre Tochter von ihrer Geburt an von der Welt abgeschlossen gewesen. Zuerst hatte sie gezweifelt, ob die Ruhe ihrer

Tochter unter den gegebenen Verhältnissen eine wirkliche wäre, bald aber bemerkte sie, daß Hilda sich bei Greifs Besuchen genau so benahm wie früher; sie begrüßte ihn freudig und schied ungern von ihm, sie sprach mit ihm, als ob in ihren Beziehungen zu einander nichts anders geworden wäre und auch künftig nichts anders sein würde, nur daß Greif dann immer da sein würde, während er jetzt nur von Zeit zu Zeit kam. Die Baronin wußte, daß Greif selbst weit entfernt davon war, die Sache mit so vollkommener Ruhe aufzufassen. Sie sah, wie sein schönes Gesicht häufig die Farbe wechselte, wodurch sich beständige Gemüthsbewegung kund gab, und sie fürchtete, ein so leicht erregbarer junger Mann könnte, der Heimath fern, von der berechnenden Mutter eingefangen werden, die jeder anderen Mutter in Gedanken vorschwebt.

Aber Greif wurde nicht ein Opfer solcher Ränke. Wäre Hilda überhaupt anderen Mädchen ihres Alters ähnlich gewesen, so hätte Greif sie mit ihnen vergleichen können, und der Vergleich wäre nicht zu ihrem Vortheil ausgefallen. Sie konnte nicht ihre oberflächlichen Fertigkeiten besitzen, ihre Gewandtheit im Tanzen, noch ihre Vertrautheit mit den Angelegenheiten ihres Nächsten. Sie hätte Männern gegenüber nicht ihre Sentimentalität, noch gegen andere Mädchen ihren Cynismus annehmen können. Sie konnte nicht ihre Blicke nachahmen und ahmte auch ihre Kleidung nicht nach. Sie war ein Wesen für sich, völlig verschieden von allen anderen. So ganz durchdrungen von den Vorurtheilen einer exclusiven Klasse wie Greif es war, hätte er Hilda nicht so ansehen können, wie er es that, wäre sie eines Bauern Tochter gewesen, wenn auch im Uebrigen genau so, wie sie wirklich war. In ihrer Lage war etwas, was auf seine romantische Natur Eindruck machte. Die

edle, aber unglückliche Maid, die letzte eines alten Geschlechtes, in der würdevollen Einsamkeit ihres halbzerfallenen Ahnenschlosses, war viel interessanter als ein Mädchen von gleich hoher Geburt, das zufällig reich genug war, um als eine vortheilhafte Partie für junge Leute seines Standes in der Gesellschaft aufzutreten. Aber eben weil Hilda in dem einen Punkt all jenen heirathsfähigen jungen Damen gleichstand, sah Greif sie mit einer romantischen Schwärmerei an, die er nie für ein Gretchen vom Dorfe hätte fühlen können. Sein Stolz auf ihren Adel war zwar viel geringer als seine Liebe zu ihr, allein er bildete für diese eine Schutzwehr gegen den tödtlichsten Feind der Liebe, die Lächerlichkeit. Natürlich war er sich darüber nicht klar. Er hätte es als eine Beleidigung für Hilda angesehen, sie um etwas Anderes als um ihrer selbst willen anzubeten; aber dennoch wußte er, daß das Piedestal, auf dem sein Idol stand, stark genug war, um jedem Angriff zu trotzen. Da dies fest stand, so reizte ihn eben die Unmöglichkeit irgend eines anderen Vergleiches ganz besonders. Sie war verschieden von allen Anderen, die er traf oder je treffen konnte, und seine Phantasie verlieh ihr viele außerordentliche Vorzüge, von denen sie die meisten allerdings in höherem oder geringerem Grade besaß.

.So oft er nach Hause kam und den lärmenden Zug und den schmucken modernen Bahnhof hinter sich ließ, um sich in den stillen Wald zu vertiefen, fühlte er um so mehr, daß sein ganzes Herz eigentlich Greifenstein und Siegmundskron angehörte, und daß seine Besuche der Außenwelt nur störende Träume waren. Sie mußten von Zeit zu Zeit in immer längeren Zwischenräumen erneuert werden, allein der wahre Friede seines Lebens erwartete ihn in seiner Heimath. Auch er war, wie Hilda, ein Kind des

Waldes und fühlte, daß die Bäume, die schäumenden Ströme und die unwandelbaren Felsen einen Theil seines Wesens ausmachten; verlöre er ihn, so würde ihm zu Muthe sein, als ob ihm ein Glied seines Körpers oder einer seiner Sinne genommen würde. Die Baronin hätte nicht zu fürchten brauchen, daß er in der Welt herumschweifen würde, um Siegmundskron und Hilda zu vergessen. Die Natur hatte ihm Beständigkeit verliehen, und die Verhältnisse hatten ihn in seiner Heimath sein Glück finden lassen.

Und so war das Leben dieser Menschen jahrelang dahingeflossen, bis die Zeit herannahte, daß Greif und Hilda heirathen und große Veränderungen in Siegmundskron vorgehen sollten. Greif kam zum letzten Mal besuchsweise nach Hause, das nächste Mal sollte er für immer zurückkehren. Monate, ja Jahre hindurch hatten die Baronin und ihre Tochter sich allmälig auf das große Ereigniß vorbereitet. Die unerhörtesten Anstrengungen waren gemacht worden, um Hilda eine kleine Ausstattung zu besorgen, nur eben genug, um ihre bittere Armuth zu verschleiern. An manchem langen Winterabend hatten die beiden Damen feinen Flachs beim glimmenden Feuer gesponnen; manch langen Tag hatten Hilda und Bärbel an dem primitiven Webstuhl in dem sonnigen Zimmer im Südthurm zugebracht; manchen Sommertag hatten die langen Stücke feinen Linnens zum Bleichen auf den reinlichen grauen Steinen der Wälle gelegen, von der sorgsamen Hand der treuen Dienerin begossen. Endlos waren die Ueberlegungen, ehe eines der kostbaren Stücke zugeschnitten wurde, endlos die Mühe, welche Hilda auf die feine Stickerei, ihre thatkräftige Mutter auf das feine Nähen der Wäsche verwandte. Aber die Arbeit war munter fortgegangen, und die fertigen Sachen, welche zwischen Bündelchen duftender Kräuter in

den großen alten Schränken lagen, hätten dem Spinnen und Weben und Nähen geschickter Arbeiter Ehre gemacht. Zum Glück war für alles reichlich Zeit gewesen, sonst hätte es an dem großen Tage schlimm um Hilda ausgesehen.

Bärbel glaubte, die Geister des Waldes hätten mitgeholfen, wenn sie sah, was alles geschafft war, und daran dachte, wie sie den Flachs pfundweise auf dem Markt eingekauft hatte. Obgleich ihr Fleiß an dem gemeinsamen Erfolge großen Antheil hatte, erschien ihr das Ergebniß im Vergleich zu den kleinen Anfängen so herrlich, daß sie sehr geneigt war, den Heinzelmännchen und ihren Künsten für das Meiste davon zu danken. Die Baronin dankte der Vorsehung, und Hilda dachte, es läge alles an ihrer Liebe zu Greif. Vielleicht hatten alle drei recht, und vielleicht theilte jede in gewissem Grade die Ansicht der beiden andern. Wenigstens was die Gnomen anbetrifft, so haben die meisten Leute, welche lange im Walde und in der Einsamkeit gelebt haben, bemerkt, daß ihre Arbeit, wenn sie es wollen, mit einer Schnelligkeit und Geschicklichkeit von statten geht, die in ihren eigenen Augen ein Wunder ist, und wenn man das Männlein, welches Nachts kommt und hilft, nicht Rübezahl nenneu will, so kann man ihn Friedensgeist nennen. Aber so lange man ihn nur freundlich aufnimmt und ihm giebt, was ihm gebührt, kommt es auf den Namen wenig an, denn er ist ein guter Geist und liebt die, welche ihn lieb haben, und thut ihre Arbeit, oder läßt sie bei dem Glauben, daß ers thut, was ja auf Eins herauskommt.

Unglücklicherweise sind noch andere Geister in der Welt eben so geschäftig wie er, und er entflieht bei dem geringsten Geräusch, was oft für die, welche ihn lieb haben, sehr schmerzlich ist; und einige dieser anderen Geister hatten zu

ihrem Aufenthalt Schloß Greifenstein und zu ihren Genossen dessen Bewohner erkoren. Das Unvorhergesehene spielt eine große Rolle in unserem Leben, wäre das nicht der Fall, so würden die meisten von uns wissen, was sie im rechten Augenblick zu thun hätten und sich folglich in unnatürlichem Grade der Vollkommenheit nähern.

Während Greif und sein Vater langsam den Hügel zu ihrem Hause emporstiegen, besah sich Frau von Greifenstein im Spiegel und fragte sich, ob sie nicht doch am Ende ihre Jugend fortgeworfen hätte, während Bärbel webte und Hilda stickte und die Baronin emsig die feine Leinwand säumte — während all diese Leute so ruhig und friedlich beschäftigt waren, bereitete sich ein Ereigniß vor, welches sehr merkwürdige Folgen haben sollte. Und falls Zweifler fragen sollten, ob die nachfolgenden Ereignisse überhaupt im Bereich der Möglichkeit lägen, will ich von vornherein bemerken, daß der größte Theil dessen, was folgt, eine geschichtliche Thatsache und als solche vielen noch lebenden Personen wohl bekannt ist; und wenn ich sie niederschreibe, so will ich daran erinnern, daß ich dem allgemeinen Urtheil einen seltsamen Fall unterbreite, der sich thatsächlich in diesem Jahrhundert ereignet hat, und nicht nur aus meiner Phantasie einen Roman aufbaue zum Vergnügen derer, welche sich die Mühe nehmen ihn zu lesen.

Drittes Kapitel.

„Ach! Ist es nicht zu reizend, meine liebe, liebe Cousine wiederzusehen!“ rief Frau von Greifenstein, indem sie sich der bleichen ruhigen Baronin in die Arme warf. „Und auch die liebe Hilda! Ach, ist es nicht herzig! ist es nicht zu süß!“

Sie war wundersam herausgeputzt in einem jugendlichen allzu kurzen Kleide, das ihre dünnen Knöchel sehen ließ und mit allerlei flatternden Bändern und Strichen geziert war. Ein ungeheuer hoher Gartenhut krönte ihr alterndes Haupt und ließ einige lose Löckchen farblosen hellen Haares um ihre Wangen flattern. Sie erinnerte an einen nicht mehr jungen Schmetterling, der es versuchte, Frühlingsträume aufrecht zu erhalten. Hilda und ihre Mutter lächelten und erwiederten die Begrüßung in ihrer ruhigen Weise.

„Und wie ists euch in Siegmundskron ergangen?“ fuhr die muntere Dame fort. „Wißt ihr, es wäre meine Schwärmerei in Siegmundskron zu wohnen! So romantisch, so einsam, so entzückend poetisch! Es ist kein Wunder, daß ihr so aussehṭ wie Aschenbrödel und die Pathenfee! Ich bin überzeugt, die haben beide in Siegmundskron gelebt, und Greif wird der Prinz Charmant mit seinem gestiefelten Kater sein, — eigentlich ein Lohengrin — ach ja! Ich fürchte, ich verwechsele sie alle mit einander — diese altdeutschen Sagen sind so verwickelt, und ich bin ganz außer mir vor Freude, euch zu sehen!“

Greifenstein stand daneben, keine Muskel seines Gesichtes verrieth die mindeste Erregung über die unzusammenhängenden Reden seiner Frau. Aber Greif hatte sich abgewendet und schien sich eines der Gewehre zu besehen, die in einem Gestell an der Wand standen. Die Begrüßung hatte in der großen Halle stattgefunden, und er freute sich, daß etwas zum Besehen da war, denn er wußte kaum, ob er sich über das Geplapper seiner Mutter amüsirte oder über ihre lächerliche Erscheinung schämte. Der Eindruck war jedenfalls peinlich, und er hatte sich noch nicht seines Vaters strenge Gleichgültigkeit angewöhnt, denn er brauchte

nicht tagtäglich solchen Auftritten beizuwohnen. Er konnte nicht umhin, Hildas Mutter mit der seinen zu vergleichen, und beschloß bei sich, wenn er erst verheirathet wäre, den größten Theil des Jahres in Siegmundskron zuzubringen.

Hilda sah ihre Tante an und fragte sich, ob wohl alle Weltdamen so wären wie Frau von Greifenstein. Das dauerte indessen nicht lange, denn eine halbe Stunde später saß sie neben Greif auf einem Steinblock neben dem verfallenen Hungerthurm.

„Endlich!" rief Greif mit einem Seufzer der Erleichterung. „Giebt es etwas Langweiligeres als solche zärtlichen Begrüßungen mitanzusehen?"

„Greif" — Hilda hielt inne, als überlegte sie noch ein Mal die Frage, welche sie eben stellen wollte.

„Ja — was denn, Schatz?"

„Wenn wir verheirathet sein werden, muß ich doch Deine Mutter lieben?"

„Ja, natürlich," antwortete der junge Mann mit verlegenem Ausdruck. „Ich denke, wenigstens mußt Du es versuchen."

„Aber ich meine, wenn ich sie nicht so liebte wie meine eigne Mutter, wäre das ein großes Unrecht?"

„Nein, natürlich kein großes."

„Liebst Du sie, Greif?"

„Ei freilich!" versetzte Greif fröhlich. „Nicht so wie Dich" —

„Oder wie Deinen Vater?"

„Das ist etwas Anderes; ein Sohn hat mehr Verständniß für seinen Vater, weil er ein Mann ist."

„Aber ich bin kein Mann!" —

„Nein, und Du bist auch nicht meine Mutter. Siehst Du, das ist wieder etwas Anderes."

„Greif — Du liebst Deine Mutter gar nicht!“ rief Hilda aus und sah ihn mit ihren strahlenden Augen an. Aber er wandte sich ab, und sein Gesicht wurde sehr ernst.

„Bitte, sage das nicht zu mir, Geliebte,“ versetzte er ruhig. „Laß uns von etwas Anderem sprechen.“

„Schmerzt es Dich? Das thut mir leid. Ich fragte Dich weil — nun weil ich wissen wollte, ob es meine Pflicht wäre — weil — ja siehst Du, weil ich glaube, ich könnte es nie ganz so wie ich sollte. Du bist doch nicht böse?“

„Nein, mein Liebling. Ich verstehe es ganz gut. Es wird genügen, wenn Du Dich gegen sie so benimmst wie jetzt. Uebrigens möchte ich einen Vorschlag machen, wenn Deine Mutter darauf eingehen will. Nach unserer Verheirathung könnten wir in Siegmundskron wohnen.“

„O Greif! meinst Du das im Ernst?“

„Ja. Warum denn nicht?“

„Du weißt nicht, was das für ein Haus ist!“ rief Hilda mit befangenem Lachen. Sie sah im Geiste, wie ihr Mann die gänzliche Verödung des alten Schlosses entdecken würde, zugleich aber fühlte sie den brennenden Wunsch, es ganz wieder hergestellt und eingerichtet und so gehalten zu sehen, wie es sein sollte.

„Ja, ich weiß es. Allein aus vielen Gründen möchte ich es gern. Natürlich ist es mehr oder weniger verfallen, und es müßte etwas dafür geschehen.“

„Etwas!“ rief Hilda. „Alles! Die Säle sind ganz öde, ohne Möbel, kaum Glas in den Fenstern! Wir sind so arm, Greif.“

„Aber wir können Scheiben in die Fenster setzen lassen und Möbel anschaffen. Fürs Erste würden wir nicht so viel brauchen.“

„Aber Du wirst alles, alles anschaffen müssen. Du bist hier an so viel gewöhnt.“

„Ich würde nicht viel brauchen, wenn ich Dich hätte,“ erwiederte Greif und sah sie an', während ihm die Röthe in die Wangen stieg.

„Ich weiß nicht. Vielleicht nicht.“

„Ich würde mit Dir in einer Köhlerhütte glücklich sein“, sagte Greif innig.

„Vielleicht“, versetzte Hilda etwas zweifelhaft.

„Kein „vielleicht“. Ich weiß es ganz bestimmt.“

„Wie kannst Du das so bestimmt wissen?“ fragte das junge Mädchen, indem sie sich plötzlich zu ihm wendete und ihm die Hände auf den Arm legte. „Hat nicht Dein Vater dasselbe gesagt? ach, verzeih! Ich will nicht davon sprechen! O Greif! Was ist Liebe? was ist ihre eigentliche Bedeutung, ihr wahres Wesen? Warum dauert sie manchmal fort und manchmal — nicht? Sind alle Männer so verschieden von einander, und die Frauen auch? Ist es nicht damit, wie mit der Religion, daß wenn man ein Mal glaubt, man immer glaubt? Ich habe so viel darüber nachgedacht und kann es nicht verstehen. Und doch weiß ich, daß ich Dich liebe. Warum kann ich nicht verstehen, was ich fühle? Ist es sehr thöricht von mir? Bin ich minder klug als andere Mädchen?“

„Nein, wahrlich nicht!“ Greif zog sie an sich und küßte sie auf die Wange. Sie wechselte nicht die Farbe. Mit unschuldiger Einfalt wendete sie ihm ihr Gesicht zu und küßte ihn wieder.

„Wie kommt es denn?“ fragte sie. „Und keines meiner Bücher sagt mir, was es bedeutet, und ich habe sie doch alle durchgelesen. Kannst Du es mir sagen? Du weißt ja so viel. Was nützen all eure Studien und eure Univer=

sitäten, wenn Du mir nicht erklären kannst, was ich fühle, und was Liebe ist?"

„Bedarf die Liebe einer Erklärung? Was kommt es auf die Bedeutung an, wenn man sie hat?"

„Ach, das kannst Du von allem sagen! Würde die Luft frischer sein, wenn ich wüßte, was sie ist? Würde das Gewitter lauter, großartiger, tosender sein, wenn ich wüßte, wie es entstünde? Und übrigens weiß ich das, denn vom Gewitter habe ich etwas aus meinen Büchern gelernt. Aber es ist nicht dasselbe. Liebe ist auch ein Theil der Natur, deß bin ich gewiß. Es ist ein Theil der Seele. Wie aber kann sie sich denn manchmal verändern? Die Seele verändert sich nicht, denn sie ist ewig."

„Aber wahre Liebe verändert sich auch nicht."

„Und doch halten die Leute sie für wahr, eben bis sie sich verändert," wandte Hilda ein. „Es muß etwas geben, woran man merken kann, ob sie ächt ist oder nicht."

„In der Liebe muß man nicht zu logisch sein, eben so wenig wie in der Religion."

„Der Religion? Ei, das ist ja das allerlogischste, was wir überhaupt wissen!"

„Und doch sind die Leute in ihren Ansichten darüber weit auseinander gegangen", sagte Greif lächelnd.

„Ist es nicht logisch, daß die guten Menschen in den Himmel kommen und die schlechten in die Hölle?" fragte Hilda ruhig. „Unlogisch wäre unsere Religion, wenn sie uns lehrte, daß alle Sünder erlöst werden und Heilige im ewigen Feuer brennen sollten. Wie kannst Du sagen, daß das nicht logisch ist?"

„Das kann man freilich nicht sagen, wenn man Deine Ansicht von der Sache hat," erwiederte Greif lachend. „Aber wenn Du die Liebe in derselben Weise betrachtest,

kommst Du zu demselben Ergebniß. Leute, die sich lieben, sind glücklich, und Leute, die sich zanken, sind es nicht."

„Freilich; aber die Liebe besteht nicht nur darin, daß man sich nicht zankt."

„Und die Religion nicht nur darin, daß man kein Sünder ist, — indessen, ich weiß nicht recht" — unterbrach sich Greif selbst. — „Vielleicht bedeutet die Religion gerade das."

„Weshalb kann denn Liebe nicht etwas ebenso Einfaches bedeuten?"

„Mir scheint es einfach genug; so lange wir einander alles in allem sind, werden wir ganz genug davon verstehen."

„Gerade so lange" —

„Und das heißt für ewig."

„Wie kannst Du das wissen, wenn Du nicht ein Kennzeichen hast, wonach Du beurtheilen kannst, ob Deine Liebe ächt ist oder nicht?"

„Warum denn nicht Deine Liebe, Schatz?"

„O ich kenne mich genügend. Ich werde mich niemals verändern. Aber Du, Du könntest" — —

„Traust Du mir nicht?"

„Ja, ich glaube, ich thue es. Aber es kommt am Ende immer darauf hinaus, wenn wir darüber sprechen, und ich komme doch nie dahinter, was eigentlich Liebe ist."

Das junge Mädchen stützte das Kinn auf die Hand und blickte sinnend durch die Bäume, als ob sie wünsche oder gar erwarte, eine weise Fee würde durch den Schatten und die Flecken Sonnenlichtes herbeischweben, um ihr die Bedeutung ihrer Liebe, ihres Lebens und alles dessen, was sie fühlte und nicht fühlte, erklären. Sie hatte gelesen, daß Mädchen errötheten, wenn der Geliebte zu ihnen spräche,

daß ihre Herzen schneller schlügen und ihre Hände erkalteten, — einfache Ausdrücke in einfachen, beinahe kindischen Geschichten. Aber bei ihr kam nichts dergleichen vor. Warum auch? Hatte sie nicht erwartet, Greif an diesem Tage wiederzusehen? Warum sollte sie Ueberraschung oder Bangigkeit empfinden, oder was es sonst war, das die Mädchen in Romanen zu so sonderbarem Benehmen brachte? Er war schön, wie er so neben ihr saß nnd sie von der Seite ansah, und sie konnte ihn deutlich sehen, obschon sie nur die Bäume anzusehen schien. Aber das war doch kein Grund, weshalb sie roth und blaß werden oder gar zittern sollte, als hätte sie ein großes Unrecht gethan. Es war alles ganz recht und in der Ordnung. Sie hatte Greif nichts zu sagen, sie dachte nichts über ihn, was ihre Mutter nicht hätte hören oder wissen können.

„Ich bin noch immer nicht näher daran es zu wissen", wiederholte sie nach längerem Schweigen.

„Und ich bin dem Wunsche nicht näher, es wissen zu wollen," versetzte Greif, indem er seine braunen Hände über dem Knie faltete und sie unter dem Rande seines Strohhutes ansah.

„Du bist ein eigenthümliches Mädchen, Hilda," setzte er dann hinzu, und es war ihm anzusehen, daß ihre Eigenartigkeit ihm gefiel und seinem Stolze wohlthat.

„Bin ich das? Warum liebst Du mich denn? Oder gefalle ich Dir, weil ich eigenthümlich bin?"

„Ich wünsche, ich wäre ein Dichter," sagte Greif, anstatt ihr zu antworten. „Ich würde von Dir solche Dinge schreiben, wie noch nie über eine Frau geschrieben worden sind. Indessen fürchte ich, Du würdest meine Verse nicht lesen."

„O ja!" rief Hilda lachend. „Besonders wenn Mama

mir sagte, daß sie zur „besten deutschen Epoche" gehörten. Aber sie würden mir nicht gefallen" —

„Du liebst Gedichte überhaupt nicht?"

„Sie kommen mir immer wie eine höchst unnatürliche Art sich auszudrücken vor", antwortete Hilda nachdenklich. „Wozu soll sich Jemand die Umstände machen, was er sagen will in eine besondere Form zu bringen? Wozu muß ein Wort mehr als nöthig ist eingeschoben oder ein anderes für den Sinn erforderliches fortgelassen werden, nur weil man dadurch eine bestimmte Form und einen mechanischen Tonfall erreicht? — Tara tatata ta tum tum! „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten!" und all dergleichen. Irgend etwas ist nicht richtig dabei. Das Lied ist dem Sinne nach sehr traurig und romantisch, und doch singst Du es immer, wenn Du besonders vergnügt bist."

„Das thun die Meisten!" sagte Greif und lächelte über die Richtigkeit ihrer Bemerkung.

„Was ist also an der Poesie? Klingt „ich liebe Dich" süßer, wenn ein mechanisches „ta ra ta ra tatum" darauf folgt, von ganz nutzlosen Worten, die man nur hört, weil sie einem nachklappern, wie Deine Sporen bei jedem Schritt, wenn Du vom Pferde gestiegen bist und zu Fuße gehst?"

„Schlagend!" rief Greif lachend. „Ein vernichtender Beweis. Ich werde nie mehr daran denken, Verse zu schreiben, das verspreche ich Dir."

„Nein, thu' es wirklich nicht!" versetzte Hilda mit Nachdruck. „Außer wenn Du fühlst, daß Du mich nicht in schlichter Prosa lieben kannst!" setzte sie mit einem Blick ihrer funkelnden Augen hinzu.

„Verse wären besser als garnichts, nicht wahr?"

„Als gar nichts! Alles wäre besser als das!"

Greif fragte sich, ob ihr ernster Ton so viel auf sich habe, als er daraus entnähme, und ob ihre ruhige leidenschaftslose Zuneigung wirklich das wäre, was er in seinem Herzen Liebe nannte. Sie fühlte keine Erregung wie er. Sie konnte die Worte „ich liebe dich" immer wieder ohne ein Beben der Stimme, ohne einen Wechsel der Gleichmäßigkeit ihrer strahlenden Farbe aussprechen. Es war möglich, daß sie an ihn nur wie an einen Bruder dächte, als einen Theil der Welt, in der sie lebte, etwas lieber als ihre Mutter, weil er ihr im Alter näher stand. Es war möglich, daß sie, wenn sie in der Welt gelebt, einem Manne begegnet wäre, dessen bloße Gegenwart sie empfinden ließ, was sie noch nie gefühlt hatte. Es war begreiflich, daß sie in diese schwesterliche Art von Zuneigung verfallen war in Abwesenheit eines Mannes, der ihr wahres Gefühl erwecken konnte. Greifs männliche Natur war nicht befriedigt, sie sehnte sich nach lebendigerer Erwiederung, — wie ein Knabe auf die immer weiter werdenden Wasserkreise lauert, wenn er einen Stein in einen stillen Teich geworfen hat. Ein unwiderstehlicher Wunsch, die Wahrheit zu erfahren, überkam Greif.

„Bist Du Deiner ganz sicher, Geliebte?" fragte er sanft.

„Sicher worüber?"

„Daß Du mich wirklich liebst. Weißt Du" — —

Ehe er seine Frage aussprechen konnte, blickte ihn Hilda mit einem Ausdruck an, den er noch nie an ihr gesehen hatte. Er hielt inne, durch den Eindruck seiner eigenen Worte .überrascht. Hilda war sehr böse, vielleicht zum ersten Male in ihrem Leben. Der Glanz ihrer Augen erschreckte ihn fast, und das leichte Runzeln der Stirn gab ihrem Gesicht einen Ausdruck erstaunlicher

Kraft. Greif glaubte sogar, daß ihre Wange eine Spur blässer wäre.

„Du weißt nicht, was Du sprichst", sagte sie sehr langsam.

„Liebling! Du hast mich mißverstanden!" rief Greif bestürzt. „Ich wollte nicht sagen" —

„Du fragtest mich, ob ich sicher wäre, Dich wirklich zu lieben," sagte Hilda sehr ernst. „Du mußt wahnsinnig sein, aber das waren Deine Worte."

„Höre mich an, Schatz! Ich fragte Dich nur, weil — ja sieh, Du bist so ganz anders, wie andere Mädchen! Wie soll ichs nur erklären!"

„So hast Du also Erfahrung mit anderen gemacht!" Sie sprach kalt und ihre Stimme hatte einen schneidenden Ton, der ihn verwundete wie ein Messer. Er war zu unerfahren, um wissen, was er thun sollte, und so nahm er unwillkürlich die Miene gekränkter Ueberlegenheit an, welche bei solchen Gelegenheiten das besondere Vorrecht der Frauen ist, und welche sie bei Männern ganz außer sich bringt.

„Meine Liebe," sagte Greif, „Du hast mich durchaus mißverstanden. Ich will Dir die Sache erklären."

„Das ist sehr nöthig", sagte Hilda und sah die Bäume an.

„Erstens mußt Du daran denken, wovon wir sprachen, oder vielmehr, was Du vor einem Weilchen sagtest. Du verlangtest eine Erklärung, was Liebe sei. Das brachte mich auf den Gedanken, Du hättest vielleicht nie gefühlt, was ich fühle." — —

„Ich habe nicht Deine Erfahrung gehabt", bemerkte Hilda.

„Aber ich habe ja auch keine Erfahrung gehabt!" rief Greif, plötzlich in seiner Auseinandersetzung stecken bleibend.



„Wie weißt Du denn, daß ich so verschieden von anderen Mädchen bin?“ war die erbarmungslose Erwiederung.

„Ich habe andere gesehen und mit ihnen gesprochen.“ —

„Von Liebe?“

„Nein — vom Wetter“, antwortete Greif, ärgerlich über ihre Beharrlichkeit.

„Und waren ihre Ansichten vom Wetter von den meinigen so sehr verschieden?“ fragte das junge Mädchen, ihn in die Enge treibend.

„Vielleicht.“

„Du scheinst nicht ganz sicher zu sein. Ich wünsche, Du möchtest Dich erklären, wie Du es versprachest.“

„Dann mußt Du mich nicht bei jedem Wort unterbrechen.“

„Habe ich Dich unterbrochen? Ich dachte, meine Fragen könnten Dir helfen. Weiter!“

„Ich wollte nur sagen, daß ich noch nie von einem Mädchen oder einer Frau gehört habe, welche eine Erklärung ihrer Gefühle begehrte, wenn sie liebte. Und dann fragte ich mich, ob Deine Liebe der meinen gleich wäre, und da ich meiner ganz sicher bin, dachte ich, wenn Du anders empfindest, könntest Du nicht so sicher sein wie ich. Das ist alles. Weshalb bist Du so böse?“

„Du weißt sehr gut, weshalb ich böse bin. Das ist eine bloße Ausrede.“

„Ja, wenn Du so anfängst.“ — Greif zuckte die Achseln und schwieg. Hilda schien ihre Gedanken zu sammeln.

„Augenscheinlich zweifelst Du an mir“, sagte sie endlich ganz ruhig. „Es ist das erste Mal. Du hast versucht, Deine Frage zu rechtfertigen, und es ist Dir nicht gelungen. Alles, was Du mir sagen kannst, ist, daß ich

anders bin wie die anderen Frauen, mit denen Du gesprochen hast. Das weiß ich eben so gut wie Du, obgleich ich sie nie gesehen habe. Es ist möglich, daß der Unterschied an meiner Bildung oder meinem Mangel an Bildung liegt. In dem Falle, wenn Du Dich meiner schämen solltest, wenn ich Deine Frau bin, weil ich weniger weiß als die Mädchen, welche Du in Städten und an anderen Orten gesehen hast, — nun dann geh, und heirathe eine von ihnen. Sie wird so fühlen, wie Du es erwartest, und dann wirst Du zufrieden sein."

„Hilda!"

„Ich meine, was ich sage. Aber es mag auch noch etwas Anderes sein. Der Unterschied mag darin liegen, daß ich nicht dieselben Manieren erlernt habe wie die Städter, daß ich nicht lache, wenn sie lachen würden, oder weine, wenn sie weinen würden, noch mich so benehme wie sie. Ich weiß nicht die Hälfte von dem, was sie mögen oder thun und reden, aber nach dem, was ich gelesen habe, denke ich sie mir gar nicht einfach noch aufrichtig in ihren Zuneigungen und Abneigungen, auch nicht in ihren Reden. Ich weiß nicht ein Mal, ob ich aussehe wie sie, oder ob sie mich, wenn ich in die Stadt käme, für ein seltsames wildes Thier halten würden. Ich mache mir meine Kleider selbst. Ich habe gehört, daß sie für ein Kleid so viel ausgeben, wie meine Mutter und ich für alles im ganzen Jahr. Das glaube ich wohl, denn Deine Mutter trägt natürlich, was die Damen in der Stadt tragen, und ihre Sachen müssen sehr viel kosten. Ich glaube, ich würde mich unbehaglich darin fühlen, aber wenn wir verheirathet sind, werde ich tragen, was Du willst" —

„Wie kannst Du nur solche Dinge sagen" —

„Ich erwähne nur die Punkte, in denen ich von an-



deren Frauen verschieden bin, und dies ist einer. Ferner glaube ich, erlernen sie allerlei Fertigkeiten — sie können Clavier spielen. Ich habe noch nie ein Clavier gesehen, denn das ist das Einzige, was ihr in Greifenstein nicht habt, — sie zeichnen und malen, und sprechen mehrere Sprachen, während ich nur so viel Französisch kann, als meine Mutter mir beibringen konnte; sie singen nach Noten — nun ich kann ohne singen, was doch eigentlich schwerer sein sollte. Aber sie verstehen all diese kleinen Dinge, die Dir vermuthlich Vergnügen machen, und auf die ich mich nicht verstehe. Vielleicht verändern all diese Talente oder Fertigkeiten sie so, daß sie mehr fühlen als ich. Aber ich glaube es nicht. Wenn ich Gelegenheit hätte, sie zu erlernen, würde ich es Dir zu Gefallen thun, aber ich würde Dich darum nicht mehr lieben. Ich glaube, wir, die wir an wenig Leute denken, weil wir wenige kennen, denken mehr und liebevoller an sie. Aber wenn ich mir Mühe gäbe, Dir zu gefallen, würde Dir das beweisen, wie sehr ich Dich liebe. Vielleicht — vielleicht ist es das, was Du eigentlich verlangst, daß ich mehr reden, mehr thun, meine Gefühle mehr zeigen sollte? Ist es am Ende das?"

Ihre Stimmung hatte sich verändert, während sie sprach, vielleicht durch die Aufzählung ihrer Mängel. Sie sah Greif mit ihren leuchtenden Augen fragend an, als möchte sie wissen, ob sie das Rechte getroffen, was sie durch reinen Zufall wirklich gethan hatte.

„Das kann es nicht sein — ich kann nicht solch ein Narr sein!" rief Greif mit dem ganzen Aerger eines Mannes, der auf seinem Egoismus ertappt worden ist.

„Ich würde deshalb nicht schlechter von Dir denken", sagte Hilda. „Thöricht war es von mir, nicht eher darauf zu kommen. Wie sollst Du verstehen, daß ich Dich liebe,

bloß weil ich Dir guten Morgen sage und Dich küsse, und Dir Gute Nacht sage und Dir wieder einen Kuß gebe, und mit Dir vom Wetter spreche und von dem Putz Deiner Mutter! Es muß noch etwas mehr sein. Und doch fühle ich, wenn Du eine Andere heirathetest, würde ich sehr unglücklich sein und vielleicht sterben. Warum nicht? Ich hätte dann nichts mehr, wofür ich leben könnte. Warum kann ich nicht Mittel und Wege finden, um Dir zu zeigen, wie ich Dich liebe? Es muß doch eine Art und Weise geben, es zu beweisen! Allein ich habe an alles gedacht, was ich für Dich thun könnte, und es ist so wenig, denn Du hast alles. Nur dies, Greif, Du mußt nicht an meiner Liebe zweifeln, weil ich es nicht verstehe, sie Dir zu zeigen — oder wenn Du es thust" —

„Vergieb mir, Hilda, ich habe nie daran gezweifelt" —

„O ja, Du hast, Du hast," versetzte Hilda mit großem Nachdruck und in einem Tone, der bewies, wie tief seine Worte sie verletzt hatten. „Es muß wohl natürlich sein, und ists denn nicht besser, daß ich es weiß? Es hilft nichts, so etwas zu verbergen. Ich hätte es gefühlt, auch wenn Du es nicht gesagt hättest."

Es lag nicht in Hildas Natur, leicht Thränen zu vergießen, denn da sie in ihrem Leben wenig Gemüthsbewegungen erfahren, hatte sie sich nie das Weinen angewöhnt. Aber in ihrem Ausdruck lag etwas, das Greif mehr rührte, als ein Anfall von Schluchzen es gethan hätte. Obschon sie sich in gemäßigten Worten aussprach, empfand sie die Kränkung augenscheinlich mit einer Stärke, die auf größere Charakterfestigkeit schließen ließ, als der junge Mann ihr zugetraut hatte. Er hatte nicht begriffen, daß eine Liebe, welche sich natürlich und langsam, ohne eine Spur von Widerstand, entwickelt hatte, tiefer und dauernder sein konnte,

als die plötzliche Leidenschaft, welche mitten im flüchtigen Treiben der Welt hervorbricht, durch ein Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung übel genährt wird und nur zu leicht geneigt ist, sich in der Hitze ihres eigenen Ausdrucks zu verzehren. Die eine ist von der andern ungefähr eben so verschieden, wie der langsam fortrückende Alpengletscher von dem bunt garnirten, künstlich bereiteten Eise des Conditors.

„Es thut mir sehr leid, daß ich es sagte," erwiederte Greif reuig. Er ergriff ihre ruhig daliegende Hand und hoffte eben so schnell wieder Frieden zu schließen, wie er ihn gebrochen hatte, allein sie erwiederte den Druck nicht.

„Mir auch", antwortete sie nachdenklich. „Zuerst war ich böse. Ich glaube nicht, daß ich noch böse bin, aber ich kann es nicht vergessen, denn irgendwie muß ich daran schuld sein. Dir vergeben? Ich habe nichts zu vergeben, lieber Greif. Weshalb sollte man nicht aussprechen, was man fühlt? Es wäre eine Art von Lüge, es zu unterlassen. Ich würde es Dir sofort sagen, wenn ich glaubte, Du liebtest mich nicht" —

Greif lächelte.

„Ach, Hilda! Während wir hier beisammen gesessen haben, hast Du zu mir gesagt, Du dächtest, ich könnte mich verändern, besinnst Du Dich nicht? War das, was ich sagte, sehr viel schlimmer?"

„Natürlich," antwortete sie, „sehr viel schlimmer."

Darauf dachte Greif ein Weilchen über die Natur des Weibes nach, und um die Wahrheit zu gestehen, er hatte noch nicht so viel Erfahrung, um solchen Nachdenkens nicht zu bedürfen. Da er auf ihre Worte keine passende Antwort fand, fiel ihm nichts Besseres ein, als ihre Hand sanft zu drücken und ihre langen schmalen Finger zu streicheln. Bald wurde der Druck erwiedert, und Greif wünschte sich

mit Recht Glück, das einzige ihm zu Gebote stehende Mittel, sie eines Besseren zu überzeugen, gefunden zu haben. Aber seine Weisheit ging noch nicht so weit, ihm Schweigen zu gebieten.

„Ich glaube, ich verstehe Dich jetzt besser als früher," sagte er.

Hilda zog die Hand nicht zurück; sie lag aber wieder regungslos in der seinen und sie selbst schien wieder ganz in den Anblick der Bäume versunken.

„So?" fragte sie dann gleichgültig.

„Vielleicht sollte ich sagen, ich verstehe mich selbst besser," sagte Greif, als er sah, daß er einen Fehler gemacht hatte. „Und das ist ganz etwas Anderes."

„Ja freilich. Welches von beiden meinst Du?" Hilda lachte ein wenig.

„Was Dir am liebsten ist", antwortete Greif, der mit seiner Weisheit zu Ende war.

„Was mir am liebsten ist?" sie sah ihn lange an, und dann nahm ihr Gesicht einen viel sanfteren Ausdruck an. „Keines von beiden, Geliebter," sagte sie. „Wir wollen nicht versuchen zu verstehen, sondern uns nur lieben, lieben, ewig lieben! Liebe ist so viel besser als alle Gespräche darüber, so viel süßer als alles, was wir zu ihrem Lobe sagen können, so viel wahrer und dauernder als der Sinn unserer Worte. Wenn Du sie beschreiben könntest, so wäre sie wie alles Andere, und wenn Du es versuchtest und nicht könntest, so würdest Du denken, es gäbe so etwas gar nicht, und das wäre nicht wahr."

„Du sprichst besser als ich, Schatz. Wo hast Du das gelernt?"

„Ich habe es nie gelernt, aber manchmal denke ich, das Herz redet besser als der Kopf, denn das Herz fühlt,

wovon es spricht, während der Kopf nur wähnt, er fühle. Siehst Du? Du hast so viel gelernt, daß Dein Kopf Dein Herz nicht schlichtes Deutsch sprechen läßt."

Greif lächelte über diese Worte, die viel Wahres enthielten.

„Wenn Du das den Professoren der Philosophie begreiflich machen könntest," versetzte er, „würdest Du meine Ausbildung sehr vereinfachen."

„Ich weiß nicht, was Philosophie ist, Geliebter, aber wenn ein Professor hier wäre, würde ich versuchen, ihn davon zu überzeugen, wenn es Dir helfen könnte. Ich weiß, ich habe recht."

„Natürlich hast Du recht und wirst immer recht haben. Du stellst das dar, wonach Plato sich sehnte und was er nimmer fand."

„Was war das?"

„O nichts — nur Vollkommenheit", sagte Greif lachend.

„Unsinn! Wenn ich vollkommen bin, was bist Du denn? Plato selbst? Ich weiß nicht viel von ihm, aber ich habe gelesen, daß er ein edler Mann war. Vielleicht bist Du ihm ähnlich."

„Die Aehnlichkeit kann nicht besonders auffallend sein, denn bis jetzt hat Niemand sie bemerkt, nicht ein Mal die Professoren, welche sich doch darauf verstehen sollten."

„Mußt Du wirklich nach Schwarzburg zurück?" fragte Hilda und wurde plötzlich ernst.

„Ja, aber es ist das letzte Mal. Es wird uns nicht lange dünken, es ist noch so viel zu thun."

„Nein, es wird uns nicht lange vorkommen", antwortete Hilda, denn sie dachte an alles, was sie und ihre Mutter noch vor der Hochzeit zu thun hatten. „Aber die langen

Zeiten sind nicht immer die traurigen", setzte sie wehmüthig hinzu.

„Ich werde zu Weihnachten hier sein", sagte Greif. „Und im neuen Jahr werden wir heirathen, und dann — müssen wir überlegen, was wir thun werden."

„Wir wollen in Siegmundskron wohnen, wie Du erst sagtest, nicht wahr?"

„Ja, aber zuvor wollen wir für einige Zeit fortgehen."

„Fort? Warum denn?"

„Man reist immer nach der Hochzeit. Wir wollen nach Italien reisen, oder wohin Du sonst willst."

„Aber weshalb müssen wir verreisen?" fragte Hilda bange. „Glaubst Du, wir würden hier nicht eben so glücklich sein als an irgend einem andern Ort? O, ich könnte nicht fern von dem lieben Walde leben!"

„Aber, Schatz, Du hast noch nie eine Stadt gesehen, überhaupt noch gar nichts von der Welt. Möchtest Du nicht wissen, wie es hinter den Bäumen aussieht?"

„Mit der Zeit wohl, ja ich möchte es alles kennen lernen. Aber ich möchte, das arme alte Siegmundskron könnte sehen, wie glücklich wir sein werden. Ich denke, die grauen Thürme werden an dem Tage aussehen, als ob sie lachten und die hohen Tannen — Greif, sie haben meines Urgroßvaters Hochzeit mitangesehen! Ich möchte lieber noch ein Weilchen in der alten Heimath bleiben. Und Du bist ja überdies so viel gereist, daß Du mir an den langen Abenden beim Feuer von Italien erzählen kannst, und das wird mir eben so viel Freude machen, weil Du dann immer bei mir sein wirst."

„Ich danke Dir, mein Liebling," sagte Greif zärtlich, indem er ihre Wange an die seine zog; an jenem Nachmittag sprach er nicht mehr von der Hochzeitsreise.

Die Schatten wurden länger und der kühle Abendwind begann durchs Thal nach der fernen warmen Ebene hinabzuwehen, als Hilda und Greif von ihrem Platz im Schatten des Hungerthurms aufstanden und langsam den breiten Weg hinabgingen, der in den dahinterliegenden Wald führte. Was auch Greifs unglückliche Worte für unbehagliche Gefühle erregt haben mochten, sie waren gänzlich verschwunden; in Hildas Herzen aber hatte das Gespräch einen bleibenden Eindruck zurückgelassen. In ihrem ganzen Leben war es ihr noch nie in den Sinn gekommen, daß irgend Jemand, am allerwenigsten Greif selbst, an der Aechtheit oder der Stärke ihrer Liebe zweifeln könnte. Was jetzt zwischen ihnen vorgegangen war, hatte in ihr ein neues Verlangen angeregt, dessen sie sich bisher nicht bewußt gewesen. Sie fühlte, daß sie Mittel und Wege finden mußte, damit Greif sie besser verstände. Als er zu ihr sagte, er verstände sie jetzt besser, war sie beinahe von neuem beleidigt gewesen, denn sie erkannte, wie weit entfernt er davon war, zu wissen was in ihrem Herzen vorging. Sie sehnte sich, wie viele vor ihr sich gesehnt haben, nach einer Gelegenheit zu einem Opfer, einer heroischen Hingebung, wodurch er mit einem Schlage die ganze Tiefe und Größe und Treue ihrer Liebe erkennen könnte.

Viertes Kapitel.

Während Hilda und Greif mit einander sprachen, hatten die drei älteren Mitglieder der Familie sich in einer schattigen Laube des Gartens dicht an der niederen Brustwehr niedergelassen, von wo man den hohen Abhang hinab auf den herabstürzenden Strom sehen und die dunkeln

Schwalben beobachten konnte, wie sie durch Schatten und Sonnenlicht hinhuschten, oder die gelben Schmetterlinge, wie sie von einem Ruhepunkt zum andern flatterten, unwiderstehlich angezogen von dem glitzernden Wasser, aus dem ihre nassen Flügel sie nie wieder zu dem Blumengarten des Schlosses emportragen würden.

Frau von Greifenstein hatte sich auf einen Strohstuhl gesetzt, mit ihrem Sonnenschirm, ihrem Fächer und ihrem Schooßhündchen, einem kleinen Terrier, der immer an irgend einem neuen unerhörten Nervenübel litt, und an welchen die empfindsame Dame alle die Sorgfalt verschwendete, die sie sich selbst entziehen konnte. Des erbärmliche kleine Geschöpf fröstelte den ganzen Sommer und lag im Winter meistens halb erstarrt vor Kälte in einem wattirten Korbe vor dem Feuer. Es schnappte mit ohnmächtiger Tücke nach allen, die sich ihm näherten, seine Herrin nicht ausgenommen, und mitunter war das ganze Haus in Aufruhr, weil zu viel Salz in seiner Suppe oder zu wenig Zucker in seinem Thee war. Greifensteins Jagdhunde betrachteten es gewöhnlich mit stiller Verachtung, gelegentlich aber, wenn es noch mehr als gewöhnlich verhätschelt wurde, setzten sie sich gegenüber, streckten ihre lange Zunge heraus und schüttelten ihre klugen Köpfe mit einem Grinsen von Ohr zu Ohr, das dem spöttischen Gesichterschneiden eines Straßenbuben nicht unähnlich sah. Greifenstein nahm niemals Notiz von dem kleinen Thier, hütete sich aber andererseits es jemals zu stören. Er betrachtete es so zu sagen als eine Art Hausgeist, der zu seiner Frau gehörte.

Wäre er ein alter Aegypter und nicht ein Deutscher der Neuzeit gewesen, so hätte er ihm wahrscheinlich mit derselben steifen Förmlichkeit und derselben Achtung vor den Grundbedingungen des Hausfriedens, die für ihn so



durchaus characteristisch waren, jede Woche ein Opfer dargebracht.

Frau von Siegmundskron hatte weder Sonnenschirm, noch Schooßhund, noch Fächer. Ihr schlichtes graues Kleid, im Schnitt fast so einfach wie das Gewand einer Nonne, stand in seltsamen Gegensatz zu der Fülle von kostspieligem und schlechtem Geschmack, welchen ihre Wirthin in ihrem Anzug entfaltete; eben so glich ihr ernstes blasses Gesicht mit den edlen ruhigen Augen nicht im mindesten dem verzierten ewig lächelnden Antlitz der Frau von Greifenstein. Im ersten Augenblick hätte man diese Dame zweifellos für die jüngere von beiden gehalten, obschon sie in Wirklichkeit bedeutend älter war; aber bei genauerer Beobachtung bemerkte man zahllose feine Linien um Augen und Mund, ja sogar auf den Wangen, noch außer der verrätherischen Runzel, dem Handzeichen vorgerückter Jahre, welche just vor dem Ohrläppchen beginnt und sich um den Winkel der Kinnlade herumzieht. Auch war ihre Gesichtsfarbe von beunruhigender Unwahrscheinlichkeit, obschon es keineswegs klar war, daß sie sich schminkte. Ihr Haar war jedenfalls ihr eignes und nicht gefärbt. Und doch, obschon sie eine solche Fülle davon hatte, daß manches junge Mädchen sie darum hätte beneiden können, war es unschön und gewöhnlich, denn seine verblaßte Strohfarbe hatte nichts Anziehendes für das Auge, und es war so hart und steif, daß die Besitzerin viel Mühe mit den schelmischen Löckchen hatte, die sie für ihre Art von Schönheit so kleidsam fand. Unter keinen Umständen aber wollte sie diesen Löckchen entsagen. Indessen in einer gewissen Entfernung und in günstigem Licht machte die ganze Erscheinung einen jugendlichen Eindruck; jung konnte man sie nicht nennen, besonders da Frau von Siegmundskron, die neben ihr saß und

wenig über vierzig Jahre alt war, gewöhnlich für eine alte Dame gehalten wurde.

Nachdem sie Platz genommen hatten, sprach zuerst Niemand. Dann richtete sich Greifenstein plötzlich kerzengerade auf, als ob ihm etwas eingefallen wäre, verneigte sich steif auf seinem Sessel und redete seine Cousine an.

„Es macht uns die größte Freude, Sie wieder ein Mal in unserer Mitte zu sehen,“ sagte er mit Nachdruck.

Frau von Siegmundskron blickte von ihrer feinen Handarbeit auf und neigte anmuthig ihr Haupt.

„Sie sind sehr gütig!“ antwortete sie. „Sie wissen, wie gern wir bei Ihnen sind.“

„Ach, es ist zu, zu entzückend!“ rief Frau von Greifenstein mit plötzlicher Begeisterung und bedeckte zugleich ihr Hündchen mit der Hand, als fürchtete sie eine unruhige Bewegung von ihm beim Ton ihrer Stimme. Der kleine Hund zuckte und stieß ein leises Knurren aus, drehte sich auf ihrem Schooß um, biß sich in den Schwanz und legte sich wieder zur Ruhe. Die Dame beobachtete alle diese Bewegungen mit gespannter Aufmerksamkeit und glättete die Falten ihres Kleides an der Stelle, auf welche das Thier den Kopf hinlegen wollte.

„Ach! mein Liebling, mein Schätzchen!“ flüsterte sie in schrillem Ton; „hab' ich dich aufgeweckt? Süßer, lieber Pretzel! schlafe wieder ein! Ich nenne ihn Pretzel,“ setzte sie hinzu und blickte mit süßlichem Lächeln auf, „denn wenn er sich so zusammenrollt mit den Beinchen nach einer Seite, so sieht er gerade so aus, wie einer von den kleinen Kringeln, die mein Mann so gern zu seinem Bier ißt. Es ist ein gewöhnlicher Name, jawohl — aber Du weißt, meine liebe Cousine, unser Zeitalter ist gewöhnlich, und wir müssen nicht hinter der Zeit zurückbleiben.“

„Ist es gewöhnlich?“ fragte Frau von Siegmundskron, ohne von ihrer Arbeit aufzublicken.

„O fürchterlich! Nicht wahr, Hugo? Ich habe Dich das sagen hören.“

„Ohne Zweifel, die Zeiten sind anders geworden“, sagte Greifenstein. „Aber ich glaube, das Neue wird altmodischen Leuten immer unfein vorkommen.“

„Ach, Du wirst mich doch nicht altmodisch nennen, lieber Mann? Wirklich, wenn ich altmodisch sein sollte, dann muß die Zeit sehr, sehr rasch vergangen sein. Denke Dir, liebste Cousine, er nennt uns alt! Dich und mich! Aber nein, wie ist das möglich!“

Ein krampfhafter Lachanfall erschütterte sie von den Spitzen ihres Sonnenschirms bis zu den Sohlen ihrer feinen Schuhe und durchschüttelte den Schooßhund dermaßen, daß er sich auf ihren Knieen aufrichtete und sein Gewinsel mit dem ihren vereinte, bis es ihm gelang ihre Aufmerksamkeit zu erregen, darauf wurde er mit der größten Besorgniß um sein Befinden sofort wieder geherzt und geküßt und gestreichelt. Nach einer Minute aber hörte der Lärm auf; Pretzel schlief wieder ein, und seine Herrin sah die Schwalben und die Schmetterlinge an; auf ihrem matten Gesicht lag kein Ausdruck von Heiterkeit, sie sah eher aus, als ob sie seit Jahren nicht gelacht hätte. Die Ruhe konnte nicht lange dauern, aber für Greifenstein war sie erquickend. Während seines fünfundzwanzigjährigen Ehestandes hatte er sich dadurch, daß er niemals Aerger über das Benehmen seiner Frau zeigte, gegen den unangenehmen Eindruck ihres Lachens und ihrer Stimme dermaßen abgehärtet, daß ihm Beides nicht mehr besonders störend war. Was ihr Verhalten im übrigen anbetraf, so hatte er keinen Grund zur Klage, und da er sie aus eigenem freien Willen gewählt

hatte, hielt er es zum Theil für seine Pflicht, ihre Sonderbarkeiten mit Geduld und Ruhe zu ertragen. Der Gedanke, daß ein deutscher Edelmann nicht seine Pflicht thun könnte, kam ihm nie in den Sinn. Andererseits fühlte sich seine Frau manchmal durch seine unerschütterliche Ruhe gereizt, und um gegen sie gerecht zu sein, müssen wir gestehen, daß seine Unterhaltung in ihrer Gegenwart häufig sehr gezwungen war.

„Wenn Sie das nächste Mal nach Greifenstein kommen," sagte er zu seiner Cousine gewendet, „wird es bei Gelegenheit eines freudigen Ereignisses sein."

„Ja," sagte Frau von Siegmundskron mit ihrem sanften Lächeln, „das hoffe ich."

„Ich denke, wenn Sie zustimmen und Ihre Tochter nichts dagegen hat" —

„Dagegen?" rief Frau von Greifenstein, plötzlich aus ihrer Träumerei erwachend und ihr Gesicht mit einschmeichelndem Lächeln ihrer Cousine zuwendend, „als ob die liebe, süße, schöne Hilda etwas dagegen haben könnte, unsern Greif zu heirathen! Ach nein, liebste Cousine, das junge Herz steht schon in Flammen!"

Diese Worte wurden so leise gelispelt, daß Pretzel sich nicht rührte, als seine Herrin besorgt nachsah, ob er wach wäre, nachdem sie aufgehört hatte zu sprechen.

„Nein," erwiederte Frau von Siegmundskron sanft, „sie hat nichts dagegen; allein ich glaube nicht, daß der Vetter Greifenstein das meinte."

„Ich meinte, die Hochzeit könnte zu Anfang des neuen Jahres stattfinden, wenn Sie und Ihre Tochter nichts dawider hätten," sagte Greifenstein.

„Aber sie haben ja nichts dagegen! sie hat es Dir doch eben gesagt! O, Hugo, wie schwer von Begriff sind

doch die Männer, wenn Liebe ins Spiel kommt! Warum sollten sie denn etwas einzuwenden haben?"

„Ich sehe keinen Grund, weshalb sie nicht im Januar heirathen könnten," sagte Hildas Mutter. Aber es flog ein Schatten von Verstimmung über ihr Gesicht, und sie biß sich auf die Lippe, während sie sich über ihre Arbeit beugte.

„Also damit gut!" fuhr Greifenstein fort, als ob seine Frau gar nicht gesprochen hätte. „Wir wollen sagen, in der ersten Woche des Januar, wenn es Ihnen recht ist."

„Mich dünkt," sagte Frau von Greifenstein mit affectirter Ironie, „ich könnte doch wohl auch um meine Ansicht befragt werden."

Frau von Siegmundskron blickte rasch auf, aber Greifenstein schien immer ruhiger zu werden.

„Verzeih mir, liebe Frau," antwortete er mit etwas förmlicher Verneigung, „wenn Du so freundlich sein willst, an unser Gespräch von gestern Abend zu denken, so wirst Du Dich darauf besinnen, daß ich um Deine Zustimmung bat, und daß Du sie sofort gewährtest."

„Ach ja!" sagte Frau von Greifenstein. „Das ist wahr. Ich glaube, wir sprachen darüber. Ja sieh, über den vielen Sorgen um die Wirthschaft vergesse ich so manches."

Darauf wurde ihr Gesicht wieder ausdruckslos, und sie sah wieder nach den Vögeln und Schmetterlingen.

„Ueberdies", sagte Greifenstein, sich jetzt direct an seine Frau wendend, „wirst Du Dich auch wohl erinnern, daß wir uns vornahmen, unsere Cousine zu bitten unser Gast zu sein, bis das junge Paar von der Hochzeitsreise zurückkehrte."

„Ja, ja, ich glaube," versetzte Clara unentschieden und

nickte bei jedem Worte mit dem Kopfe. „Ja, freilich, das wollten wir thun!" rief sie schnell mit ihrem unvermutheten Lächeln. „Natürlich! jawohl, jawohl. Was solltest Du wohl ganz allein in dem alten Gemäuer anfangen? Solch einsames Leben — und Deine einzige Tochter! Ach, wie bedauere ich Dich!"

„Du bist sehr gütig. Allein ich bin nicht besonders zu bedauern. Viele Mütter verlieren ihre Töchter ganz und gar, wenn sie erst verheirathet sind. Hilda bleibt in meiner Nähe, und wir können einander sehen, so oft wir wollen."

„Ihr Zimmer in Greifenstein wird stets zu Ihrem Empfang bereit stehen", sagte der Herr des Hauses.

„O immer! jederzeit!" bekräftigte seine Frau lebhaft.

Das Gespräch gerieth ins Stocken. In Gegenwart von Frau von Greifenstein ließ sich nichts ernstlich besprechen, denn ihre unpassenden Unterbrechungen machten jedes zusammenhängende Gespräch unmöglich. Bald darauf nahm Greifenstein eine Zeitung aus der Tasche und fing an, den beiden Damen die Tagesneuigkeiten vorzulesen. Er las nicht besonders gut, und bei dem warmen Juliwetter hatte seine eintönige Stimme etwas einschläferndes, wie das regelmäßige, dumpfe, gleichförmige Klappern einer alten Mühle. Indessen fühlte keine seiner beiden Zuhörerinnen Neigung zum Schlafen. Seine Frau betrachtete die Vögel mit müdem Blick und ihre Cousine stichelte an ihrer feinen Arbeit. Viele hundert Nachmittage hatte Frau von Greifenstein so auf diesem selben Platz gesessen und dieselbe Stimme angehört und dabei ebenso ausgesehen. Sie hörte selten zu, stieß aber von Zeit zu Zeit eine mehr oder minder passende Bemerkung aus über das, was sie gehört zu haben glaubte. Gewöhnlich grübelte sie darüber, ob sie

klug gethan hätte, den Frieden und die Einsamkeit zu erwählen, die jetzt ihr Loos waren.

Allerdings war ihr Leben weder heiter noch genußreich. Sie hatte alles, was Geld verschaffen konnte, aber es war Niemand da, der sehen konnte, daß sie es hatte. Aehnlich wie Ruhm, gewährt Reichthum wenig Befriedigung, wenn kein Publikum Zeuge seiner Wirkungen und der Genüsse ist, welche er uns verschafft. Frau von Greifenstein hatte kein Publikum, und für Jemanden, der sich gern sehen läßt, ist das eine große Entbehrung. Sie konnte sich so prächtig kleiden wie sie wollte, aber es war Niemand da, der ihren Glanz beneidete oder auch nur bewunderte. Jahrelang hatte sie vor leerem Hause gespielt. Wenn es durch irgend eine besondere Verkettung von Umständen möglich wäre, daß eine recht gute Schauspielerin fünfundzwanzig Jahre lang jeden Abend dieselbe Rolle in einem ganz leeren Theater spielen müßte, und wenn sie bei dieser Feuerprobe nicht den Verstand verlöre, so würde sie vielleicht ungefähr so werden, wie Frau von Greifenstein. Die Bühne war immer bereit, die Coulissen waren die besten und neuesten, die leeren Logen und das unbesetzte Parterre glänzend erleuchtet; die Costüme von dem besten Lieferanten, der Regisseur war pünktlich zur Stelle; der Vorhang ging täglich zur Vorstellung auf; aber Frau von Greifensteins Theater war öde und leer, keine Stimme unterbrach die Stille, kein Rauschen von Gewändern, kein Knistern der Zettel in den Händen der Zuschauer machte sie minder drückend, kein Beifall ließ das Herz der einsamen Schauspielerin in Stolz oder Eitelkeit erbeben. Und die arme Schauspielerin alterte, sie verschwendete ihr Lächeln, ihre Posen, ihre Ausbrüche von Lustigkeit und ihr effectvolles Auftreten an die leere Luft, bis all' dies durch mechanische Wiederholung so be-

deutungslos geworden war, daß es beinahe beängstigend und mehr als grotesk erschien.

Kein Wunder, daß sie so sehr albern zu sein schien. Da sie in ihrem Geiste keine Hilfsquellen fand, hatte sie ihre Kräfte auf äußere Dinge verwendet und zwar an einem Orte, wo Niemand ihren Leistungen Beifall zollen oder ihrer Eitelkeit schmeicheln konnte. Viele Frauen hätten es ganz aufgegeben und wären in einen Zustand stumpfer Gleichgültigkeit versunken, andere hätten den Verstand verloren. Aber bei Frau von Greifenstein hatte die Sucht, durch Erscheinung und Benehmen zu gefallen, den natürlichen Reiz, welchen sie früher besessen haben mochte, überdauert und der Prüfung der Einsamkeit und der niederdrückenden Atmosphäre, welche gänzlicher Mangel an Anerkennung erzeugt, siegreich widerstanden. Es läßt sich nicht leugnen, daß sie oft voll Bitterkeit über ihr hartes Geschick nachdachte. Mehr als ein Mal hatte sie daran gedacht, ihre Lebensweise zu ändern und sich pietistischer Einfachheit und Entsagung zu befleißigen; allein wenn der Morgen kam, machte die Leere ihres Daseins ihr die Zerstreuung, sich hübsch zu kleiden, zur Nothwendigkeit. Sie hatte ja sonst nichts zu thun. Und doch bat sie ihren Mann nie, nach der Stadt zu ziehen oder Gäste aufs Schloß zu laden. Sie hatte allen Zusammenhang mit der Außenwelt verloren, und wenn sie sich im Spiegel betrachtete, sah sie besser als irgend ein Anderer, die Spuren der unerbittlichen Zeit in ihr einst hübsches Gesicht eingegraben, sie fühlte einen scharfen Schmerz im Busen, und es gab ihr einen Stich ins Herz, denn sie wußte, es war alles vorbei, und sie war alt geworden. Es gab sogar Augenblicke, wo sie fürchtete, lächerlich zu werden, denn sie war von Hause aus nicht ohne eine gewisse Selbsterkenntniß. Aber die Furcht vor

Lächerlichkeit ist nie besonders stark, wenn kein Vergleich mit Anderen möglich ist, und Frau von Greifenstein hatte zu viel allein gelebt, um lange unter solchen eingebildeten Schrecknissen zu leiden. Die Zeit, wo sie noch in der Welt eine Rolle hätte spielen können, war vorüber, und das wußte sie, und da die Sehnsucht nach Abwechselung, welche sie früher wohl gehegt hatte, mehr aus dem Wunsche, gesehen zu werden, als aus dem Verlangen, Andere zu sehen, entsprungen war, hatte sie sich in ihr Schicksal ergeben. Sie hatte den traurigen Zeitpunkt erreicht, wo der halbe Lebensgenuß darin besteht, von dem zu träumen, was man vor zwanzig Jahren hätte thun können. Es war ein trübseliges Vergnügen, aber für einsame und hoffnungslose Leute ist es besser als gar nichts.

Greifenstein las weiter, ohne viel auf die Interpunction zu achten und ohne besonderen Ausdruck. Da war ein Artikel über die europäischen Zustände, ein anderer über Zölle, Hofnachrichten, Armeeberichte, bevorstehende Festlichkeiten bei einem gewissen großen Ereigniß. Ihm war alles gleich.

„Im Hinblick auf die feierliche Veranlassung haben Seine Majestät geruht eine Amnestie für alle politischen" —

Er hielt plötzlich inne, hustete und ließ sein Auge über die folgenden Zeilen hingleiten.

„Alle was?" fragte seine Frau mit sichtlichem Interesse.

„Für alle politischen Verbrecher zu erlassen, die an den Aufständen von 1848 und 1849 betheiligt gewesen," fuhr Greifenstein fort; er saß kerzengerade auf seinem Stuhl und bemühte sich mehr als je mechanisch fortzulesen, obschon seine Stimme unerklärlicherweise heiser wurde. Das Folgende war nur eine Lobrede auf die kaiserliche Gnade,

und er las rasch weiter, ohne von der Zeitung aufzublicken. Frau von Siegmundskron entfuhr ein kleiner Schrei. Sie hatte sich mit der Nadel tief in ihren feinen weißen Finger gestochen. Frau von Greifenstein sah den kleinen Blutstropfen und bezeigte sofort eine im Vergleich zu dem Vorfall ganz unverhältnißmäßige Aufregung.

„O was hast Du gemacht!“ rief sie bleich vor Furcht, während sie sich vorbeugte und durchaus die Verletzung besehen wollte. „Aber, meine Liebe, Du hast Dich ja verletzt! Dein Finger blutet! Ach es ist zu schrecklich! Du mußt Wasser auflegen, ich will Dir englisches Pflaster holen, nimm Dich in Acht! Verbinde den Finger mit Deinem Taschentuch, bis ich wiederkomme!“

Sie stand rasch auf; Pretzel wurde diesmal vergessen, er rollte von ihrem Schooß und fiel quiekend auf alle Viere. Aber Frau von Greifenstein hob ihn auf und eilte ins Haus, um das Pflaster zu holen, ehe er sich so rauher Behandlung widersetzen konnte.

„Meine Frau kann kein Blut sehen“, bemerkte Greifenstein, der die Zeitung hingelegt hatte und die Hand seiner Cousine über die Brille fort ansah.

„Die Wunde ist nicht gefährlich“, antwortete sie und versuchte zu lächeln, aber ihre Augen hefteten sich auf Greiferstein mit ängstlich forschendem Blick.

„Er wird zurückkommen“, sagte er leise, und allmälig wich die Farbe aus seinem Antlitz.

„Halten Sie es für möglich?“ fragte seine Cousine in gleichem Ton.

„Ganz sicher. Er ist in der Amnestie mit einbegriffen. Er hat all' die langen Jahre darauf gehofft.“

„Und wenn er auch zurückkehrt. Hierher wird er nicht kommen. Sie werden ihn nicht wiedersehen.“

„Nein. Ich werde ihn nicht wiedersehen. Aber er wird in Deutschland sein. Es ist wegen Greif“ — er hielt inne, als ob er vor Aerger ersticken müßte, allein außer der Todtenblässe seines strengen Antlitzes verriethen seine Züge nichts von dem, was er fühlte.

„Greif wird hier wohnen und ihn auch nicht sehen,“ sagte Frau von Siegmundskron, „überdies weiß er ja nicht“ — —

„Ja, er weiß. Ein Student hat es ihm erzählt und für seine Mühe einen Säbelhieb davon getragen. Er weiß es, denn er hat es mir erst gestern gesagt.“

„Das macht die Sache nur noch leichter. Greif ist gewarnt und kann jede Berührung mit ihm vermeiden. Hilda würde es nicht verstehen, selbst wenn wir es ihr sagten. Was weiß sie von Revolutionen und jenen stürmischen Zeiten? Ich bin überzeugt, es wird ihm nicht einfallen herzukommen.“

„Er soll nicht unter meinem Dache schlafen, und wenn er am Verhungern ist!“ rief Greifenstein wild. „Wäre er nicht solch' ein Schuft gewesen, so hätte er sich längst das Leben genommen.“

„Sagen Sie das nicht, Vetter! Es war besser, daß er in der Fremde ein neues Leben anfing, als solche Sünde beging.“

„Ich stimme hierin nicht mit Ihnen überein. Wenn ein Mensch sich den Judas Ischarioth zum Muster genommen hat, denke ich, sollte er einem so hervorragenden Beispiel bis ans Ende folgen.“

Frau von Siegmundskron wollte nicht über diese Sache streiten. Im Innersten ihres Herzens herrschte ein aristokratisches und höchst irreligiöses Vorurtheil in Bezug auf solche Dinge, und obschon nach ihrer Ueberzeugung der

Selbstmord ein Verbrechen war, verlangte ihr persönliches Ehrgefühl doch, daß ein Mann, der seine Ehre verwirkt hatte, sich das Leben nähme.

„Er wird schreiben, wenn er kommen will," bemerkte sie, um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben.

„Es sähe ihm ähnlicher, sich mir ohne Weiteres aufzudrängen," sagte Greifenstein und legte mit seinen hageren kräftigen Händen die Zeitung zusammen, indem er den Daumennagel scharf über die gefalteten Ecken zog. Es geschah unbewußt, wurde aber mechanisch und genau gemacht, wie fast alles, was er that. Dann schlug er die Zeitung von neuem auseinander, breitete sie vor sich aus und las den Absatz, welcher die betreffende Nachricht enthielt, noch ein Mal.

„Ich glaube nicht, daß er in der Amnestie mit einbegriffen ist," sagte er. „Er wurde nicht wegen eines politischen Vergehens verurtheilt, sondern wegen eines militärischen Verbrechens, verbunden mit Vertrauensbruch. Durch die Flucht vermehrte er seine Schuld. Ich glaube nicht, daß die Amnestie sich auf ihn erstreckt."

„Aber wird er es glauben?" fragte Frau von Siegmundskron.

„Dann thut er es auf seine eigene Gefahr." Greifenstein sah für den Augenblick befriedigt aus. Wiederum faltete er die Zeitung mit größter Sorgfalt zusammen und dachte augenscheinlich über die Sache nach.

„Ich vermuthe, er würde wieder auf die Festung kommen," meinte die Baronin.

„Mir wäre es schon lieber, er würde begnadigt," antwortete Greifenstein. „Sonst würde die ganze schmachvolle Geschichte wieder ans Licht gezogen, — mein Name würde dabei genannt werden, es würde Greif von neuem Schaden

bringen. Und meine Frau weiß gar nichts davon, — sie würde alles erfahren."

„Weiß sie wirklich gar nichts davon?" fragte Frau von Siegmundskron und sah ihren Vetter bedeutungsvoll an.

„Kein Wort. Sie hat seinen Namen nie gehört."

„Mir kam es aber doch so vor, als ob sie jetzt eben fortging, weil die Nachricht sie erschreckte — und sie ist noch nicht zurückgekommen."

„So diplomatisch ist sie nicht!" versetzte Greifenstein, ingrimmig lächelnd. „Sie ist sehr vergeßlich und wird wahrscheinlich durch irgend eine wirthschaftliche Angelegenheit aufgehalten."

Frau von Siegmundskron konnte nicht umhin, die Art und Weise zu bewundern, mit der Greifenstein immer von seiner Frau sprach, ihre auffallendsten Sonderbarkeiten entschuldigte und ihre kleineren Eigenthümlichkeiten einfach zu ignoriren schien, und das mit einer Würde, die wenig Männer einer solchen Frau gegenüber bewahrt hätten. Das gehörte zu seinen Lebensprincipien, und er ging niemals davon ab. Vielleicht hatte ihn darin die Nothwendigkeit bestärkt, Greif seine Mutter achten und sie mit angemessener Ehrerbietung behandeln zu lehren, aber das ursprüngliche Gefühl war unzertrennlich von seinem Wesen und machte ihm Ehre. Was er auch von seiner Frau denken mochte, keine lebende Seele sollte je ahnen, daß er sie sich anders wünschte. Er hatte sie gewählt und mußte seiner Wahl treu bleiben.

Aber seine Cousine war sehr scharfsichtig und verstand ihn besser, als er dachte; sie bewunderte seine Langmuth und 'erkannte seine Beständigkeit an. Ueber seine Frau hatte sie ihre eigenen Ansichten; sie gefiel ihr nicht. Auch kam ihr manchmal der beunruhigende Gedanke, in Greif

könnten sich vielleicht mit der Zeit einige der unliebsamen Eigenschaften seiner Mutter entwickeln. Allerdings war bis jetzt nichts an ihm zu bemerken, was zu einer solchen Befürchtung Grund geben konnte, aber es wurde ihr schwer zu glauben, daß der junge Mann gar nichts von seiner Mutter geerbt haben sollte. Sie konnte sich der Zeit erinnern, als Frau von Greifenstein jünger und frischer, ihr Haar nicht so glanzlos und farblos gewesen war und ihre Gesichtsfarbe etwas ähnlich Strahlendes gehabt hatte, wie es bei ihrem Sohne so auffallend war. Und doch empfand Hildas Mutter unwillkürlich, daß ihr Greif nie mißfallen könnte, selbst wenn er eitel und albern würde, was übrigens höchst unwahrscheinlich war.

Ein Weilchen schwiegen Beide, und Frau von Siegmundskron saß müßig da, was ihrer Natur durchaus zuwider war; die Arbeit lag auf ihrem Schooß, und sie hielt die Hände gefaltet. Greifenstein hatte endlich die Zeitung zu seiner Zufriedenheit zusammengelegt und sie in die Tasche gesteckt. Alsbald erschallten die Tritte seiner Frau auf dem Kiesweg. Sie schien minder aufgeregt als vorher.

„Ich habe Dich warten lassen", sagte sie, als sie herankam. „Ich konnte nicht finden, was ich suchte, und als ich's endlich hatte, wollte der abscheuliche Pretzel eben eine Scheere verschlucken und bekam einen Krampf, so daß ich ihm ein warmes Bad geben mußte, um ihn zu beruhigen. Er ist solche Plage! Du hast keinen Begriff davon — aber hier ist das Pflaster, wenn es nicht zu spät kommt. Es thut mir so leid! Ich dachte, ich müßte sterben! Bitte, laß mich es Dir auf den Finger kleben!"

Der Riß war kaum mehr zu sehen, aber Frau von Siegmundskron wollte nicht undankbar erscheinen und hielt

ohne Weiteres ihre Hand hin. Es wäre unfreundlich gewesen, ihre Bemühung in Greifensteins Augen ganz überflüssig erscheinen zu lassen. Allein er achtete wenig auf das, was um ihn vorging, denn er war ganz mit seinen Gedanken beschäftigt und stand bald auf, indem er sich damit entschuldigte, daß er einen nothwendigen Brief zu schreiben habe. Also überließ er die beiden Damen sich selbst.

Frau von Siegmundskron war etwas unbehaglich zu Muthe, wie eigentlich immer, wenn sie mit ihrer Wirthin allein war. Heute hatte sie das unangenehme Gefühl, daß sie im Wege wäre, und daß Clara fortgehen würde, um allein zu sein, wenn sie nicht da wäre. Sie beschloß, das Beisammensein möglichst abzukürzen.

„Es ist heute sehr warm“, bemerkte sie, um den Rückzug ins Haus anzubahnen.

„Wirklich?“ fragte Frau von Greifenstein, als ob ihr etwas ganz Ungewöhnliches gesagt worden wäre.

„Es kommt mir so vor“, erwiederte die Baronin, erstaunt darüber, daß die Thatsache in Frage gestellt werden konnte. „Aber im Vergleich zu Siegmundskron finde ich es hier immer viel wärmer.“

„Ja, ja, das mag wohl so sein. Ich glaube es schon. Wie gnädig von Seiner Majestät, nicht wahr?“

„Die Amnestie zu erlassen?“

„Ja, den gräßlichen Leuten zu vergeben, die so viel Unheil angerichtet! So viel weiß ich, ich hätte es nicht gethan! Und Du? Aber Du bist so gut. Hast Du Jemanden von ihnen gekannt?“

„O nein! Niemals. Ich war“ zu jung, wollte sie sagen, hielt aber aus Rücksicht für Clara inne. „Ich war nie in der Lage, einen von ihnen zu sehen,“ beendete sie ihren Satz.

„Und ich," sagte Clara, „ich war noch ein reines Kind, ein ganz kleines Ding, wie Du weißt." Ein süßes Lächeln bestätigte diese Versicherung ihrer Jugend. Armes Weib, es war halb mechanisch und unwillkürlich.

Frau von Siegmundskron, bei der nothgedrungene Sparsamkeit eine ungewöhnliche Gewandtheit im Kopfrechnen entwickelt hatte, konnte nicht umhin, schnell eine Berechnung anzustellen. Achtundvierzig von achtundachtzig — vierzig — ein junges Ding, vielleicht zehn Jahr alt, — zehn und vierzig, macht fünfzig. Clara gab also zu, daß sie fünfzig Jahr alt wäre, und wenn sie das that, so mußte sie nahe an sechzig sein. Mit anderen Worten, sie mußte bedeutend über dreißig gewesen sein, als sie Greifenstein heirathete. Dafür war sie allerdings merkwürdig wohl conservirt. Und doch hatte Greifenstein seiner Cousine öfters erzählt, er habe seine Frau als Wittwe von fünfundzwanzig Jahren geheirathet. Dies war das erste Mal, daß Clara ein Wort fallen ließ, was als Anhaltspunkt für eine Berechnung dienen konnte, und obschon die Baronin die beste und gütigste Seele von der Welt war, wäre sie doch kein Weib gewesen, wenn sie dieses Zugeständniß nicht bemerkt oder verfehlt hätte, daraus Schlüsse zu ziehen.

„Diejenigen, welchen die Begnadigung zu gute kommt, müssen alte Leute sein," bemerkte sie.

„Alt?" wiederholte Clara und fuhr kaum merklich zusammen. „Nicht besonders alt. Sie können unter sechzig sein, — ein Mann von sechzig kann noch jung für sein Alter sein. Ich bin doch neugierig, ob Einer von der Erlaubniß zurückzukehren Gebrauch machen wird. Was meinst Du, Therese?"

Die Frage klang sehr angelegentlich, und die Baronin erhob ihre ruhigen Augen von der Arbeit. Sie und Clara

nannten sich selten bei ihrem Taufnamen. Sie umgingen das gewöhnlich, indem sie von der bequemen Anrede „Cousine“ reichlich Gebrauch machten. Frau von Greifenstein wollte entschieden vertraulicher als gewöhnlich sprechen; ihre Cousine war gespannt darauf, was kommen sollte, und ihr wurde beklommen zu Muthe.

„Ich weiß wirklich nicht recht“, sagte sie. „Ich denke, daß ein Mann, der viele Jahre lang aus seinem Vaterlande verbannt gewesen ist, natürlich gern die erste Gelegenheit zur Rückkehr wahrnehmen würde. Ich halte es für wahrscheinlich. Andererseits“ — sie hielt einen Augenblick inne, um die Stiche an ihrer Arbeit zu glätten.

„Andererseits“, wiederholte Clara gespannt.

„Nun ich wollte sagen, in vierzig Jahren könnte Jemand auch ein angenommenes Vaterland so lieb gewonnen haben wie sein eigenes und vorziehen dort zu bleiben. Es käme auf den Betreffenden an, auf seinen Character, seine Neigungen, vielleicht auch darauf, ob er sich an der Revolution aus mißverstandenem Patriotismus oder aus persönlichem Ehrgeiz betheiligt hatte.“

„Meinst Du? Weshalb?“ Frau von Greifenstein schien sich sehr dafür zu interessiren.

„Weil ich mir denke, ein Patriot würde auf jeden Fall zurückkehren. Seine Vaterlandsliebe würde das stärkste Gefühl in seiner Seele sein. Ein ehrgeiziger Mann würde in vierzig Jahren entweder ein anderes Feld für seinen Ehrgeiz gefunden haben, oder die Leidenschaft würde in der Zeit eines natürlichen Todes gestorben sein.“

„O ja! Es liegt etwas Wahres darin! Aber was für eine fürchterliche, außerordentliche Lage!“ rief sie mit einem ihrer unvermutheten Ausbrüche von Lachen. „Was für ein Roman! Findest Du das nicht auch? Ach, wenn ich nur

eine Romanschreiberin wäre, was für eine Verwickelung könnte ich daraus machen! Liebste Cousine, ist es nicht Zeit, Kaffee zu trinken?"

Fünftes Kapitel.

Von diesem Tage an wurde das Leben auf Greifenstein noch trübseliger und eintöniger als bisher, außer für Hilda und Greif. Für Jeden, der nicht an diese Atmosphäre gewöhnt war, wäre dieses Leben unerträglich gewesen, aber der Mensch kann sich allmälig in alles finden. Wäre ein Fremder plötzlich in dieses Schloß versetzt worden, so wäre es ihm vorgekommen, als ob hier die reine frische Waldluft durch ein unbestimmbares Etwas verdorben sei, das keinen Sinn besonders berührte, aber alle gleichmäßig bedrückte. Dies Gefühl glich nicht einer ungewissen Angst oder der bangen Vorahnung eines geheimnißvoll heranrückenden Ereignisses, das bald zu Tage treten muß und von dem man noch nicht weiß, ob es gut oder schlimm sein wird. Es war ärger als das, denn wenn es überhaupt zu einem Resultat kommen sollte, mußte dies ein sehr schlimmes sein. Greifenstein war so zu Muthe, wie nach seiner Ansicht einem Verbrecher zu Muthe sein mußte, der von Stunde zu Stunde entdeckt zu werden fürchtete. Wenn sein Halbbruder zurückkehrte, würde der Schmerz über seine Anwesenheit in Deutschland beinahe so groß sein, als die Schande es sein konnte, ein Verbrechen begangen zu haben wie er. Frau von Siegmundskron blieb gleichgültiger, denn sie hatte den Mann nicht gekannt und wußte nicht so genau wie Greifenstein, was er gethan hatte. Dennoch war ihr unheimlich zu Muthe, wenn sie an sein

kommen dachte. Man hatte es fürs Beste gehalten, Greif von der Verkündigung der Amnestie in Kenntniß zu setzen, damit er auf alle Fälle gefaßt wäre, allein die Nachricht hatte wenig Eindruck auf ihn gemacht, denn er hatte erst vor so kurzer Zeit etwas von dem Vorhandensein seines ehrlosen Verwandten erfahren, daß er gleich von Anfang an dessen Rückkehr gefürchtet und sich zugleich überlegt hatte, was er dabei thun sollte. Ueberdies war er sehr jung und hatte Hilda bei sich, zwei Umstände, welche seine Besorgniß um die Zukunft beträchtlich verminderten. Auch freute er sich, daß seine akademische Laufbahn bald vollendet sein würde, denn er meinte, es könnte lästig werden, alle Augenblick wegen seines Onkels ein Duell zu haben. Die Absicht, in die Armee einzutreten, hatte er fürs Erste aufgegeben.

Greifenstein war stiller, steifer und noch peinlich gewissenhafter als sonst, und seine täglichen Gewohnheiten wurden wo möglich noch regelmäßiger, als protestirte er schon im Voraus gegen irgend welche unliebsame Störung seiner Lebensweise, die ihm etwa vorbehalten sein mochte. Wenn er mit seiner Cousine allein war, kam er niemals wieder auf Rieseneck und seine mögliche Rückkehr zu sprechen, obgleich die Baronin das eigentlich erwartete und seine undurchdringliche Miene beobachtete, ob sie die Spur eines Wunsches, die Sache zu besprechen, darin entdecken könnte. Aus zweierlei Gründen wollte sie nicht davon anfangen. Erstens war er die am meisten dabei betheiligte Person; deshalb sagte ihr ihr Tactgefühl, müsse es ihm überlassen bleiben, ob er von seinem Bruder sprechen wollte oder nicht. Zweitens schwieg sie, weil sie etwas bemerkt hatte und recht gut wußte, daß es ihm auch nicht entgangen war. Frau von Greifensteins Benehmen veränderte sich allmälig, und

diese Veränderung hatte in der Stunde begonnen, als ihr Mann ihr aus der Zeitung den Artikel über die Amnestie vorgelesen hatte.

Vom ersten Augenblick an hatte Frau von Siegmunds-kron vermuthet, daß Clara durch die Nachricht betroffen wäre, und zuerst hatte sie natürlich gedacht, sie kennte die Geschichte und hätte sie von ihrem Mann gehört. Darin lag nichts Unwahrscheinliches, und ohne Greifensteins Wort würde sie angenommen haben, daß die Sache so stünde. Er hatte aber ausdrücklich verneint, daß Clara um das Geheimniß wisse, und sichtlich den Augenblick gefürchtet, da er es ihr würde mittheilen müssen. Er war der gewissen-hafteste wahrste Mensch und konnte überdies keinen Grund haben, seiner Cousine in diesem Falle die Wahrheit zu ver-hehlen. Und doch war kein Zweifel daran, daß das Wesen seiner Frau sich verändert hatte, und die Baronin konnte sehen, daß Greifenstein es auch bemerkte. Clara's Zerstreut-heit, welche sonst nur mitunter hervortrat, nahm zu, wäh-rend ihre Anfälle von krampfhaftem Lachen seltener wurden, bis zuletzt ganze Tage vergingen, ohne daß ihr Gesicht sich zum Lächeln verzog. Allerdings gab es im besten Falle in ihrem Hause wenig zu lachen, aber dennoch hatte sie bisher oft gelacht, weil man ihr vor langer Zeit gesagt hatte, ihrer Art von Schönheit stünde das besonders gut. Allein sie wurde jetzt von Tag zu Tage schweigsamer; sie sprach fast gar nicht mehr und that auch nicht mehr so, als ob irgend etwas sie belustigte. Greifenstein beobachtete sie eine Woche lang und fragte sie dann, ob sie krank wäre. Sie dankte ihm und sagte, ihr fehle nichts, bemühte sich aber einige Stunden, nachdem er die Frage gethan hatte, ihre frühere Art und Weise wieder anzunehmen. Der Erfolg war äußerst peinlich. Ihre affectirte Lustigkeit erschien er-

zwungen, ihre Rede unzusammenhängender als je. Frau von Siegmundskron fing an für Clara's Verstand zu fürchten; diese konnte indessen die Anstrengung nicht lange aushalten und versank wieder in ihre frühere Schweigsamkeit. Ihr Gesicht alterte plötzlich. Sie ging langsamer. Die Runzeln vertieften sich beinahe zusehends, und sie wurde täglich magerer. Augenscheinlich nagte etwas an ihr, und das seelische Leiden wirkte auf ihren Körper zurück.

Greifenstein sagte nichts weiter zu ihr und sprach zu Niemandem über das, was er dachte. Wenn seine Cousine ihn nicht auf den Gedanken gebracht hätte, daß Clara die Geschichte wissen müsse, so hätte er geglaubt, sie wäre krank, und hätte einen Arzt holen lassen. Es wäre ihm nie eingefallen, daß sie verstehen könnte, welche Tragweite die Amnestie für ihn hatte. Er hätte es für einen Zufall gehalten, daß die ersten Anzeichen ihrer Krankheit sich gerade an jenem Tage einstellten. Aber die Bemerkungen der Baronin machten ihn aufmerksam auf das, was unmittelbar vorhergegangen war. Er erinnerte sich daran, wie seine Frau sich einen nichtigen Vorwand zu nutze gemacht hatte, um eine selbst für sie ungewöhnliche Aufregung zu erklären; wie sie so lange fortgeblieben und mit verstörtem Gesichte wiedergekommen sei; wie sie an jenem Abend still gewesen und seitdem immer schweigsamer geworden sei. Ein Zusammenhang zwischen dem Artikel in der Zeitung und ihrem Betragen schien gewiß, und Greifenstein bemühte sich systematisch, eine Erklärung für die Thatsachen herauszufinden. In fünfundzwanzig Jahren war der Name Riesenec niemals in ihrer Gegenwart genannt worden. Wenn sie je etwas von ihm gehört hatte, so mußte das vor ihrer Verheirathung gewesen sein. Es war möglich, daß sie die Schmach, welche seine Rückkehr über die Familie bringen

würde, so tief empfände, um körperlich darunter zu leiden; allein Greifensteins gesunde Vernunft sagte ihm, daß das höchst unwahrscheinlich wäre. In solchem Falle wäre es viel natürlicher für sie gewesen, sich an ihren Mann zu wenden und ihn zu bitten, ihr die volle Wahrheit zu sagen. Es war glaublicher, daß ihr Verhalten eine andere Ursache habe, daß sie nie von Rieseneck gehört hatte, und daß sie die mögliche Rückkehr einer anderen Persönlichkeit in Folge der Amnestie eben so sehr fürchtete, wie Greifenstein das Wiedererscheinen seines Halbbruders. Viele Personen waren bei den Aufständen von 1848 betheiligt gewesen und hatten in Folge dessen Deutschland verlassen müssen. Clara's erster Mann war 1860 in Dresden an einem Herzleiden gestorben und konnte folglich nicht in irgend einer entehrenden Weise in jene Ereignisse verwickelt gewesen sein. Sie hatte Greifenstein seine offizielle Todesanzeige in einer alten Zeitung aus jener Zeit gezeigt. Allein es war nicht unwahrscheinlich, daß in jenen unruhigen Zeiten einer ihrer Verwandten in Ungelegenheit gerathen und verbannt oder eingesperrt worden war. Als sie sich verheirathete, hatte sie sich indessen zu keinem andern Verwandten bekannt, als zu einer alten Tante, die auch bei der Hochzeit gewesen, dann aber gestorben war, ohne je einen Besuch auf dem Schlosse zu machen; sonst waren keine anderen Verwandten von ihr je zum Vorschein gekommen. Greifenstein wußte recht gut, daß er die Hochzeit nach Kräften beschleunigt hatte. Er war von Clara entzückt und wahnsinnig in sie verliebt gewesen. Sie hatten sich im bayrischen Gebirge kennen gelernt und zwei Monate darauf in München ohne besondere Feierlichkeiten geheirathet. Seitdem hatte Greifenstein es immer vermieden, Dresden zu besuchen, weil die Stadt für seine Frau schmerzliche Erinnerungen haben

mußte und war eben so wenig nach Berlin gegangen, dem Schauplatz des Verbrechens und Prozesses seines Bruders. Folglich waren Beide niemals mit Bekannten aus alter Zeit zusammen getroffen.

Der Gedanke, daß zwei ehrlose Personen statt einer aus der Verbannung zurückkommen könnten, war für Greifensteins Seelenfrieden höchst beunruhigend. Er wußte wohl, was er mit Rieseneck thun würde, wenn er käme. Er würde die Thore schließen und ihn seinem Schicksale überlassen. Aber der Andere würde Clara aufsuchen wollen. Er zerbrach sich den Kopf, wer es sein könnte, und in welcher Beziehung er zu ihr stünde, ob er ein Bruder, ein Onkel oder nur ein Mann wäre, der sie früher geliebt hatte, nur ein abgewiesener Bewerber. Selbst wenn er sich als ihr Bruder herausstellen sollte, konnte er ihr aus ihrem Schweigen keinen Vorwurf machen, da er sich genau in derselben Lage befand. Allein dieser Fall war kaum anzunehmen. Es war höchst unwahrscheinlich, daß jeder von ihnen einen Bruder haben sollte, der während der Revolution ein Verbrechen begangen, wenn man bedenkt, wie kurze Zeit der Aufstand gedauert hatte. Viel wahrscheinlicher war die Annahme, daß es sich um einen abgewiesenen Freier handelte. Jedenfalls kam Greifenstein zu dem Schluß, daß es Jemanden gäbe, dessen Rückkehr Clara fürchtete, und dessen mögliches Erscheinen ihr so schmerzlich war, daß ihre Gesundheit darunter litt.

Eine Zeit lang überlegte er, was er thun sollte. Es stand ihm natürlich frei, ihr seine Vermuthung mitzutheilen, unter der Bedingung, daß er ihr auch von seinen Befürchtungen sagte. Ihr das Geheimniß entlocken, ohne ihr das seine anzuvertrauen, wäre nach seinem Ehrbegriff nicht gerecht, selbst abgesehen davon, daß er sie doch ins Vertrauen

ziehen müßte, wenn Rieseneck zurückkäme. Andererseits aber war es möglich, daß Rieseneck nicht zurückkehrte, und in dem Falle hätte er sich durch seine Mittheilung ganz unnöthig einer schmerzlichen Demüthigung unterzogen. Also beschloß er zu schweigen und an seine Frau keine Fragen zu stellen.

Rieseneck war in Süd-Amerika, aber Greifenstein hatte keinen Grund anzunehmen, daß der Mann, dessen Rückkehr Clara fürchtete, sich ebenfalls nach einem so fernen Lande begeben hätte. Er konnte in Italien, in Frankreich, in England, irgendwo, etwa achtundvierzig Stunden entfernt sein. Er konnte also jeden Augenblick nach Veröffentlichung der Amnestie zurückkommen.

Allein es kam kein Fremder; aus den Tagen wurden Wochen, aus den Wochen Monate, bis es beinahe Zeit für Greif war, nach Schwarzburg zurückzukehren. Greifenstein dachte schon, die problematische Person wäre gestorben, obschon Clara augenscheinlich anderer Ansicht war, denn sie gewann nicht ihre frühere Stimmung wieder. Unter anderen Verhältnissen wäre ihm diese Veränderung ganz lieb gewesen, — das Aufhören der unpassenden Unterbrechungen und ihres unnatürlichen Lachens, der Ernst ihres matten Gesichtes. So aber war er durchaus nicht damit zufrieden, sondern grübelte immerfort über das, was ihm die ungewisse Zukunft möglicherweise bringen könnte. Sein Gemüthszustand war um so schwerer für ihn, als er ihn seinem Sohn nicht erklären konnte, dem einzigen Wesen, für welches er eine innige Zuneigung und wahres Verständniß hatte. Es wäre ihm vorgekommen, als lehrte er den Jungen Argwohn gegen seine Mutter hegen.

Greif wunderte sich im Stillen über das, was im Hause vorging. Die Atmosphäre war unerträglich drückend,

und wenn er nicht die meiste Zeit hätte mit Hilda zubringen können, hätte er seinen Vater um Erlaubniß gebeten, sein Ränzel schnüren zu dürfen, um eine Wanderung nach der Schweiz anzutreten, in der Hoffnung, dort einen seiner Studiengenossen zu treffen. Er hatte die Veränderung in seiner Mutter sofort bemerkt und fragte sie täglich, ob es ihr nicht besser ginge. Clara wollte nicht zugeben, daß sie krank wäre, aber sie sah Greif mit einem Ausdruck an, den er nicht an ihr gewohnt war, und der ihn beängstigte. Bisher hatte er nie recht gewußt, ob sie ihn liebte oder nicht. Sie hatte ihn als Kind so sehr verzogen, wie sie irgend konnte, aber in der Art, wie sie ihn verhätschelte, war immer etwas gewesen, was selbst dem kleinen Knaben nicht aufrichtig erschien.

Selten lieben Kinder diejenigen, welche sie verziehen, niemals haben sie rechtes Vertrauen zu ihnen. Ihr scharfer junger Verstand spürt den falschen Zug des Charakters und zieht daraus seine eigenen Schlüsse, welche meistens sehr richtig sind. Greif hatte, als er noch klein war, herausgefunden, daß seine Mutter ihm alles gab, was er verlangte, nicht weil sie ihn liebte, sondern weil sie zu schwach war, um ihm etwas abzuschlagen, und zu schlaff, um sich um die Folgen zu kümmern. Er hatte entdeckt, daß nicht alles richtig war, was sie ihm sagte, und daß sie unzuverlässig war in Erfüllung der kleinen Versprechungen, auf welche Kinder so große Hoffnungen bauen, obschon sie stets bereit war, ihn für ihre Vergeßlichkeit durch Gewährung eines anderen Vergnügens zu entschädigen, wenn es ihr eben paßte. Greif hatte auch bemerkt, daß sein Vater ihm selten etwas versprach, dann aber immer etwas, das wirklich Werth hatte, und daß er bei solchen Dingen streng Wort hielt, selbst wenn es ihm unbequem sein mochte.

Deshalb bewunderte er seinen Vater und setzte seinen Stolz darein, ihm nachzueifern; während er sich bald daran gewöhnte, seine Mutter als eine Person von beschränktem Verstande anzusehen, die nicht genug wüßte, um alles richtig zu sagen, und die nicht genug Selbstachtung hatte, um ihre Versprechungen zu erfüllen. Ohne den Einfluß seines Vaters würde er wohl mit der Zeit gezeigt haben, was er fühlte. Greifenstein aber verlangte von ihm eine stete Ehrfurcht und Rücksicht gegen seine Mutter und gestattete dem Sohn nie, selbst nicht in Augenblicken der größten Vertraulichkeit, auch nur die geringste ihrer Handlungen zu kritisiren.

Greif irgend etwas von dem Argwohn zu sagen, der sein Gemüth erregte, war also gegen Greifensteins Grundsätze und folglich ganz unmöglich. Auf seine Fragen die Gesundheit seiner Mutter betreffend war also die einzig glaubliche und der Wahrheit entsprechende Antwort, daß Clara nicht zugab, krank zu sein, daß sie aber dessenungeachtet an einem verborgenen Uebel zu leiden schiene. Greif beruhigte sich nicht dabei, konnte sich aber die Thatsache selbst nicht erklären und mußte schweigen. Die Art und Weise seiner Mutter und der Ausdruck ihres Gesichtes, wenn er mit ihr redete, beängstigte ihn. Es war, als ob sich ihre unbestimmte und oberflächliche Zuneigung plötzlich in eine wahrere und aufrichtigere Liebe verwandelt hätte. Es lag etwas Wehmüthiges in dem starren Blick ihrer Augen, als fürchte sie zu erfahren, was in seinem Innern vorging, und sehne sich doch nach einem herzlicheren Ausdruck seiner Liebe als die ehrfurchtsvolle Rücksicht, zu der er von Kindheit an seiner Mutter gegenüber angehalten worden war. Da Greif noch sehr jung war und ein gutes Herz hatte, fing er an sich zu fragen, ob er sie nicht jahre-

lang mißverstanden habe. Er hatte ein Gemüth, das nicht lange die Erwiederung einer ihm bewiesenen Zuneigung versagen kann, wenn nämlich diese Zuneigung wahr erscheint. Er fühlte, wie sein Herz in Erwiederung ihrer Liebe klopfte, wenn er sah, wie die traurigen Augen seiner Mutter sein Thun und Treiben beobachteten und auf seinem Antlitz weilten. Seine Stimme nahm einen anderen Klang an, wenn er mit ihr sprach, obschon er sich dessen kaum bewußt war. Seine Worte wurden sanfter und theilnahmvoller, als ob seine Gedanken gegen sie freundlicher geworden wären. Er fing an, sich Vorwürfe über seine bisherige Kälte zu machen, und gestand sich offen, daß er sie mißverstanden hatte.

Er pflegte immer am Morgen in das Boudoir seiner Mutter zu gehen, wenn er nicht schon das Haus verließ, ehe sie aufgestanden war, Es war eigentlich eine Förmlichkeit. Dann ging er auf seine Mutter zu und küßte ihr die Hand; sie küßte ihn auf die Stirn. Er fragte nach ihrem Befinden, und sie fragte ihn, was er für den Tag vorhabe. Wenn sie fünf Minuten mit einander gesprochen hatte, verabschiedete er sich in der Regel auf dieselbe förmliche Weise und ging. Gewöhnlich vermied er es, zu anderen Zeiten bei ihr zu sein und selten führte sie der Zufall im Laufe des Tages zusammen, denn Greif war immer bei seinem Vater oder bei Hilda. Allmälig fand er jetzt seine Morgenbesuche minder peinlich. Es dünkte ihn, als hätte seine Mutter ihn gern etwas länger bei sich behalten, wenn sie nicht gewußt hätte, wie viel lieber er bei Hilda wäre als bei ihr. Dann war sie auch so traurig und schweigsam geworden, daß eine Art von Mitleid in ihm rege wurde. Endlich fand das Gefühl, welches sie zu einander zog, Ausdruck.

Greif hatte eines Morgens seinen gewöhnlichen Besuch gemacht und war im Begriff, das Zimmer zu verlassen. Ihre traurigen Augen schauten in die seinen und füllten sich langsam mit Thränen. Er fühlte den unwiderstehlichen Wunsch zu sprechen und gab ihm nach.

„Mutter," sagte er und kniete neben ihr nieder, indem er zärtlich ihre Hand ergriff, „was ist Dir? Weshalb bist Du krank und traurig? Willst Du es mir nicht sagen?"

Sie sah ihn einen Augenblick verwundert an, als könnte sie kaum ihren Augen trauen. Dann fing sie an zu weinen. Die lange zurückgehaltenen Thränen brachen hervor und rollten über ihre mageren Wangen, dabei machten sie in dem rosa Puder Rinnen und Flecken, es war lächerlich und jammervoll zugleich. Die sorgsam gekräuselten Löckchen ihres glanzlosen Haares bildeten einen seltsamen Gegensatz zu der plötzlichen Verwüstung ihrer Gesichtsfarbe. Vielleicht war sie sich dessen bewußt, denn sie wollte ihr Gesicht abwenden, so daß Greif sie nicht ansehen konnte. Dann ließ sie plötzlich mit herzzerreißendem Schluchzen den Kopf auf seine Schultern sinken, während ihre abgezehrten zuckenden Hände krampfhaft seine Arme ergriffen.

„O Greif!" rief sie. „Ich bin eine elende alte Frau!"

„Was fehlt Dir, Mutter? O sage mir, was ist es?" rief er, ohne recht zu wissen, was er sagen sollte, ganz bestürzt über diesen so ganz unerwarteten Gefühlsausbruch.

Einige Augenblicke lang konnte sie nicht sprechen. Greif hielt sie fest, damit sie nicht vom Stuhle fiele. Obgleich er ihr Gesicht nicht sehen konnte, sah er doch recht gut, wie die Thränen schnell und heiß auf den rauhen Aermel seines Jagdrockes fielen und auf dem Wollenstoff herabrannen, bis sie an seinem Elbogen heruntertropften. Er wußte nicht, was er thun sollte, denn er hatte sie noch nie Thränen ver-

gießen sehen, und war überhaupt gar nicht daran gewöhnt, Frauen weinen zu sehen.

„Liebste Mutter!“ sagte er endlich. „Du thust mir so leid! Wenn Du mir nur sagen möchtest“ —

„Ach, Greif, — mein Sohn! wenn ich dächte, daß Du mich ein wenig lieb hättest — würde ich weniger unglücklich sein!“

„Aber ich habe Dich ja lieb! O vergieb mir, wenn ich es Dir nicht recht gezeigt habe.“ Er war in schmerzlicher Aufregung, denn er war wirklich gerührt, und ein heftiger Anfall von Reue über all' seine bisherige Kälte überkam plötzlich sein Gewissen.

„Wenn es nur wahr wäre!“ schluchzte die arme Frau. „Aber es ist alles meine Schuld! O Greif, Greif, mein Sohn! versprich mir, daß Du mich nicht verlassen wirst, was auch kommen mag.“

„Ich verspreche es Dir, ganz fest!“ antwortete Greif höchst erstaunt. „Aber was kann denn kommen? Was fürchtest Du, Mutter?“

„Ach, ich bin recht thöricht!“ erwiederte sie mit hysterischem Versuch zu lachen. „Vielleicht ist es am Ende gar nichts.“

Ihre Thränen flossen von neuem. Vergebens versuchte Greif sie zu trösten; er nannte sie mit zärtlichen Namen, wie er sie nie zuvor gegen sie gebraucht hatte, und wunderte sich beinahe selbst über die liebevollen Ausdrücke, die von seinen Lippen fielen. Plötzlich schlang sie mit leidenschaftlicher Bewegung die Arme um seinen Hals und küßte ihn. Dann schob sie ihn zurück, stand rasch auf und eilte ins andere Zimmer, ehe er aufspringen konnte.

Einige Augenblicke stand er da und sah die geschlossene Thür an. Dann sagte ihm sein Gefühl, daß sie nicht

wiederkommen würde, und langsam verließ er das Zimmer, in tiefes Nachdenken versunken über das, was er gesehen und gehört hatte.

Bei ihrem nächsten Zusammentreffen machte sie keine Anspielung auf das Vorgefallene, und Greif's natürliches Zartgefühl hielt ihn davon zurück, wieder davon anzufangen. Hätte zwischen den Beiden von jeher eine solche Vertraulichkeit bestanden, wie sich wohl zwischen Mutter und Sohn erwarten ließ, so wäre eine Erklärung kaum zu vermeiden gewesen. So aber fühlten Beide, daß es besser wäre, die Sache auf sich beruhen zu lassen. Das Band zwischen ihnen war fester als zuvor, und das war für Clara genug. In dem bloßen Bewußtsein von Greif's Dasein lag für sie ein Trost, welcher ihr die unerträgliche Last ihres Geheimnisses etwas erleichterte. Greif erschien die Lage der Dinge geheimnißvoller als je, und die Luft im Hause kam ihm immer schwüler vor. Ihm schien es, als ob immer Einer den Andern beobachtete, und als ob zugleich Jeder dem Andern etwas verheimlichte. Er fühlte, daß es ihm eine Erleichterung sein würde, wieder zu dem sorglosen Leben auf der Universität zurückzukehren, selbst um den Preis einer Trennung von Hilda.

Hilda war das nicht entgangen, was allen anderen so sehr auffiel, und sie hatte ihre Mutter über die augenscheinliche Niedergeschlagenheit befragt, welche im Hause herrschte. Allein die gute Baronin hatte nur geantwortet: was es auch sein möge, es ginge weder sie noch Hilda etwas an, und wenn bei anderen Leuten Unannehmlichkeiten vorkämen, wäre es Pflicht der Gäste, sie nicht zu bemerken. Hilda's Begriffe von schwacher Gesundheit waren sehr unbestimmt, und sie begnügte sich mit der Annahme, Frau von Greifenstein wäre unwohl, und kranke Leute betrügen

sich wahrscheinlich immer so wie sie. Endlich kam für Greif die Zeit zur Abreise.

Die Ahnung bevorstehenden Unglücks erklärte einigermaßen die ungewöhnliche Aufregung beim Scheiden. Noch nie hatte er von seiner Mutter so zärtlichen Abschied genommen, noch nie hatte er Thränen in ihren Augen gesehen, wenn sie ihn küßte und ihm Lebewohl sagte. Noch nie hatte seines Vaters Händedruck ihm so viel herzliche Liebe ausgedrückt, auch erinnerte er sich nicht, daß ihm je zuvor die Stimme so gezittert hatte, als ob sie ihm in der Kehle stecken bliebe. Selbst Frau von Siegmundskron war etwas bewegt und drückte ihm warm die Hand, als er sie küßte, obschon sie nichts sagte. Hilda war sehr still und ließ ihn nicht aus den Augen. Er hatte ihr schon vorher auf ihrem alten Platz am Hungerthurm Lebewohl gesagt, ehe er sich von den Anderen verabschiedete. Sie hatten nicht viel dabei gesprochen und keine Thränen vergossen, und doch war es der traurigste Abschied gewesen, dessen Greif sich erinnerte. Der Tag war bewölkt, und ein leichter Wind rauschte ein wehmüthiges Lied in den alten Bäumen. Ihre eigenen Stimmen hatten einen harten unnatürlichen Klang dabei, und die Worte, welche ausdrückten, was sie fühlten, kamen nicht und waren auch vielleicht nicht nöthig.

Als aber die letzten Minuten gekommen waren, ging die ganze Gesellschaft zusammen bis ans Thor, wo der Wagen stand. Greif blieb einen Augenblick mit Hilda allein, von den anderen getrennt. Sie legte ihm die Hand auf den Arm und sprach mit leiser Stimme.

„Es wird Dir ein Unglück geschehen, Greif!“ sagte sie. In ihrem Tone lag etwas, das ihn kalt durchrieselte, allein er versuchte zu lächeln.

„Ich hoffe nicht, liebster Schatz,“ versetzte er.

„Ich bin dessen gewiß“, sagte Hilda im Ton der Ueberzeugung. „Ich weiß nicht warum, nur merke Dir, was auch geschieht — es wird etwas Furchtbares sein — ich werde Dich immer lieben, — ewig, ewig!“

Die Anderen traten hinzu, und ihre Stimme sank zum Flüstern herab, als sie die letzten Worte wiederholte. Greif sah ihr besorgt ins Gesicht und bemerkte, daß sie sehr bleich aussah, und daß ihre blitzenden Augen verschleiert und trübe waren. Er erschrak, denn er hatte sie noch nie so verändert gesehen. Aber es war nicht Zeit für viele Worte. Er flüsterte ihr eine liebevolle Antwort zu, allein sie schien seine Worte nicht zu hören, sie stand an dem hohen Thorpfeiler und blickte die Auffahrt hinab in der Richtung nach dem Hungerthurm. Als er rasch davonfuhr, wendete er sich um und schwenkte seinen Hut. Die Anderen waren auf das Pflaster an der einen Seite des Thors hinausgetreten, nur Hilda hatte sich nicht gerührt. Als dann bei der Biegung des Weges das Schloß eben seinen Blicken entzogen werden sollte, sah er, wie sie ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckte und in den Schatten des tiefen Thorwegs zurücktrat.

Greif rückte sich auf seinem bequemen Sitz zurecht und verwunderte sich darüber, was das alles zu bedeuten habe. Es war sehr sonderbar, daß Hilda so plötzlich und so nachdrücklich denselben Gedanken aussprach, der seine Mutter vor wenigen Tagen so beunruhigt hatte. Es war unmöglich, daß sie darüber mit einander gesprochen hatten oder an ein und dasselbe denken sollten. Zwischen ihnen bestand keine Vertraulichkeit, und wenn Hilda gar von Frau von Greifenstein etwas gehört hätte, was Greif nicht wußte, so würde sie es ihm sicherlich nicht gesagt haben, besonders da dieses bevorstehende Ereigniß sowohl ihn wie seine Mutter bedrohte. Er war allem Aberglauben zu sehr abgeneigt,

um zu glauben, daß Hilda eine übernatürliche Warnung in Bezug auf ein drohendes Verhängniß zu theil geworden wäre. Hätte er nicht das Gespräch mit seiner Mutter gehabt, so würde er sich ohne Weiteres gesagt haben, Hilda gäbe einer thörichten Ahnung nach, die der Trennungsschmerz in ihr erregt hatte. Liebende sind immer sehr geneigt, jede Trennung für die letzte zu halten und sich einzubilden, daß dem Gegenstande ihrer Liebe irgend ein schreckliches Unglück bevorstehe. Er schmeichelte sich, daß sein gesunder Verstand zu stark wäre, um sich durch solche Abgeschmacktheiten erschüttern zu lassen, und doch gab er zu, daß das Gefühl ein natürliches wäre. Ohne sich Ahnungen hinzugeben, hatte er doch immer das Gefühl, als ob Hilda etwas zustoßen könnte, ehe er wiederkäme, und es war nicht sonderbar, daß sie in Bezug auf ihn dieselbe Besorgniß empfand. Der heftige Ausdruck ihrer Furcht war an sich nicht erstaunlich, und wenn sie zum ersten Male in ihrem Leben erbleicht war, lag das vielleicht daran, daß sich in ihrem Herzen wirklich ein stärkeres Gefühl zu regen begann als die gleichmäßig ruhige Neigung, welche sie ihm bisher zugewendet hatte.

Indessen war zwischen den Worten seiner Mutter und Hildas eine Aehnlichkeit, die sich nicht so leicht erklären ließ, und diese Uebereinstimmung paßte merkwürdig zu der drückenden Atmosphäre, welche während der Ferien auf Greifenstein geherrscht hatte. Greif konnte nicht umhin, ernstlich an all dies zu denken, während er rasch durch den Wald nach dem Bahnhof fuhr, in der That so ernstlich, daß er sich endlich ungeduldig schüttelte und sich sagte, er würde so abergläubisch wie ein Mädchen; mit dem festen Entschluß, solchem Unsinn nicht länger nachzuhängen, zündete er sich eine Cigarre an.

Allein das Rauchen half ihm nichts, eben so wenig die Aussicht, im Lauf des Nachmittags ein paar Studenten zu treffen. Er versuchte, an sein Leben auf der Universität, an die ernste Arbeit, welche vor ihm lag, zu denken, an das große Fest der vereinigten Corps bei der Eröffnung des Semesters, an seine Verantwortlichkeit als Haupt seiner Verbindung, an die fröhlichen Stunden, welche er in jugendlich leichtem Gespräch über die tiefsten und erhabensten Dinge, die den menschlichen Geist beschäftigen können, zubringen würde, wo zwischen einem Schluck Bier und einem Zuge aus der Pfeife entschieden wird, daß Schopenhauer in einem Punkte recht, und Kant in einem anderen unrecht habe. Für den Augenblick aber konnte nichts von alle dem seine Gedanken von dem Gegenstande ablenken, der sie ganz erfüllte.

Während der langen Fahrt schwebte ihm Hilda's Gesicht vor, ihre Stimme klang ihm in den Ohren und wiederholte ihre seltsame Warnung. Sie hatte gesagt, sie würde ihn immer lieben. Seine Mutter hatte ihn gebeten, sie nicht in ihrer Bedrängniß zu verlassen, was auch kommen möge. Zu gleicher Zeit war sein Vater in höchster Besorgniß darüber, was Rieseneck wohl thun würde. Konnte diese Angelegenheit in Verbindung mit dem Benehmen der beiden Damen stehen? Wieder empörte sich sein gesunder Menschenverstand dagegen und bewies ihm die Abgeschmacktheit einer solchen Voraussetzung. Konnte Rieseneck's mögliche Rückkehr seine Mutter mehr angehen als seinen Vater? Konnte dieses noch zweifelhafte Ereigniß genügen, um Hilda's Befürchtungen zu so hohem Grade zu steigern? Wenn der Mensch zurückkäme, würde er als ein Bittender kommen, der darum flehte, nur ein Mal, als ein Geduldeter, empfangen zu werden. Er würde zurückkehren, wie der reuige

verlorene Sohn, um ein Wort des Mitleids von seinem Bruder zu empfangen, vielleicht um Geld zu borgen. Er konnte Keinem etwas zu Leide thun, abgesehen von der Schmach, welche er durch Verlängerung seines ehrlosen Lebens über seine Verwandten brachte. Für Greif war er keinenfalls besonders gefährlich; Hilda's Warnung aber hatte sich auf ihn persönlich und auf Niemand anders bezogen. Er konnte es nicht begreifen und ärgerte sich wieder darüber, daß es auf ihn einen so tiefen Eindruck gemacht hatte. Der Wald sah ungewöhnlich düster aus und vermehrte durch seine feierliche Schwermuth noch seine Niedergeschlagenheit. Er war froh, als er durch die Bäume den schmucken hölzernen Bahnhof mit seinen farbigen Signalen, seinem Zinkdach und seinem belebten Aussehen wahrnahm. Ihm fiel unwillkürlich ein, daß der Eindruck sehr ähnlich dem war, den er einst gehabt hatte, als er nach dem Begräbniß eines berühmten Mannes, den er nie gesehen hatte, nach der Universitätsstadt zurückkehrte. Er hatte der Beerdigung mit der ganzen Studentenschaft beiwohnen müssen und über eine Stunde auf dem Kirchhof gestanden, ehe er fortkonnte. Er erinnerte sich, wie ungewöhnlich heiter und belebt ihm die Stadt dagegen bei seiner Rückkehr erschienen war. Selbst der Gedanke an Hilda konnte ihm jetzt die Erinnerung an seine Heimath nicht angenehm machen, denn durch ihre letzten Worte stand Hilda in genauer Verbindung mit dem ganzen Eindruck grabesähnlicher Schwermuth, aus welcher zu entfliehen der belebte Bahnhof ihm Gelegenheit gab.

Sechstes Kapitel.

Das Studentenleben in Deutschland mit seinen Duellen, seinen Verbindungen, seinen Festen und seinem starren Festhalten an alten Ueberlieferungen ist von europäischen und amerikanischen Schriftstellern lächerlich gemacht worden, obwohl es nicht so scheint, als ob diejenigen, welche darüber lachen, je selbst in das Corpsleben eingedrungen sind, selbst wenn sie längere Zeit in einer deutschen Universitätsstadt gelebt haben. Es läßt sich indessen viel zu Gunsten seines Bestehens in dem einzigen Lande sagen, wo es als dauernde Einrichtung Wurzel geschlagen hat; und weil es nöthig ist, Greif's Geschichte von seiner Studentenzeit an zu verfolgen, dürfte eine Erklärung einer im allgemeinen selten richtig verstandenen Sache hier am Platze sein.

Jedermann weiß, daß eine deutsche Universität, selbst in ihrer Grundanlage, keine Aehnlichkeit mit dem hat, was Engländer und Amerikaner gewöhnlich unter dem Worte Universität verstehen. Die Studenten leben nicht in besonderen Körperschaften zusammen, auch nicht in einer Reihe von Gebäuden, die für sie zu Wohnungen bestimmt sind. Das Universitätsgebäude enthält nur die Hörsäle. Lehrer und Schüler wohnen, wo sie wollen und wie sie wollen, je nach ihrem Vermögen und Belieben. In einer Hinsicht stehen die Studenten anders als die übrigen Mitglieder der Gesellschaft. Sie können für gewöhnliche Vergehungen nicht von der Polizei belangt werden, sondern werden in solchen Fällen vor das Universitätsgericht gestellt und können in den Carcer gesperrt werden; sie besuchen aber während der Dauer ihrer Haft die Vorlesungen und werden zu diesem Zweck zu bestimmten Stunden heraus-

gelassen und wieder eingesperrt. Dieses entspricht ungefähr dem englischen System des „gating“.

Große Massen junger Leute von verschiedenem Alter sind fast vollständig ihre eigenen Herren in einem Alter, in dem englische Studenten um zwölf Uhr zu Hause sein, dem Gottesdienst in der Kapelle und dem gemeinsamen Mittagsessen in der „Halle“ beiwohnen, und im Uebrigen die Verpflichtungen erfüllen müssen, welche ihnen durch einen regelmäßigen Studiengang auferlegt werden. Die deutschen Studenten leben in Privatwohnungen ohne jegliche Anfsicht und speisen wo und wann sie wollen; wenn sie keine Lust haben, die Vorlesungen zu besuchen, zwingt sie Niemand dazu, denn man traut ihnen genug Einsicht zu, um sich sagen zu können, daß es ihr eigener Schaden ist, wenn sie durchs Examen fallen. Es ist natürlich, daß sie unter diesen Verhältnissen Verbindungen unter sich bilden. Auf jeder Universität befindet sich eine gewisse Anzahl Studenten aus den verschiedenen Provinzen des Landes. Landsleute schließen sich gewöhnlich an einander an, wenn sie an einem Orte unter den gleichen Verhältnissen leben müssen. Diesem Triebe mögen die Corps ihren Ursprung verdanken, so wie die meisten der Verbindungen, welche Farben tragen, mit Ausnahme der sogenannten Teutonia, wahrscheinlich der ältesten von allen; diese war nrsprünglich ein politischer Verein und hatte die Verbreitung liberaler Ideen und die Einigung Deutschlands zum Zweck. Es giebt Corps desselben Namens, allein die beiden sind immer ganz von einander unterschieden und tragen gewöhnlich auch verschiedene Farben.

Es giebt drei Arten von Verbindungen: Die Burschenschaften, die Landsmannschaften und die Corps. Außer diesen drei Arten althergebrachter Verbindungen, die alle

Farben tragen und von der Universität anerkannt sind, giebt es gewöhnlich noch eine Anzahl untergeordneter, verächtlich „Blasen" genannt, eine Bezeichnung, welche ihnen wegen ihres in der Regel ungewissen Bestehens beigelegt wird.

Obgleich die Aufnahme in diese Verbindungen meistens durch Abstimmung erreicht wird, sind sie nicht Clubs im gewöhnlichen Sinne des Wortes. Jede hat ihr besonderes Local, ihre Kneipe, einen Fechtboden oder Antheil an einem solchen, aber nicht eine ganze zu so mannigfaltigen Zwecken bestimmte Reihe von Zimmern, wie sie sich in einem Club finden. Die Organisation und der Zweck der Verbindung erfordert nicht solche Einrichtungen.

Die Corps stehen am höchsten im Ansehen und sind gewöhnlich am meisten exclusiv. In einem Lande, wo der Kastengeist so riesige Verhältnisse angenommen hat, wie in Deutschland, machen sich seine Wirkungen schon früh im Leben fühlbar; und auf den Universitäten, wo alle Vortheile der Bildung auch den Aermsten erreichbar sind, wo ein Colleg im Semester manchmal nur ein Pfund Sterling kostet, bilden sich selbstverständlich in gewisser Abstufung Kreise von jungen Leuten, deren Verhältnisse mehr oder minder gleich sind. Aus diesen Vermögens- und Standesunterschieden sind die Corps hervorgegangen und allmälig geworden, was sie sind.

Jedes Corps hat drei Grade von Mitgliedern und drei „Chargirte", denen je ein bestimmtes Fach in der Verwaltung der Verbindung obliegt. Die Mitglieder bestehen aus zwei Graden ordentlicher und aus außerordentlichen Mitgliedern, letztere haben auf nichts weiter Anrecht, als auf einen Platz in der Kneipe und den Schutz der ordentlichen Mitglieder des Corps. Sie können Männer

jeden Alters sein, gewöhnlich aber sind es Studenten, welche durch ein körperliches Gebrechen oder durch das entschiedene Verbot ihrer Eltern, ohne deren Zustimmung eigentlich keiner als ordentliches Mitglied in eine Verbindung aufgenommen werden soll, am Fechten verhindert sind.

Der zweite Grad besteht aus Neueingetretenen, die Füchse genannt werden. Die Benennung rührt wahrscheinlich von der Sitte her, beim Beginn des Semesters eine Art Spiel zu spielen, welches die Fuchsjagd genannt wird, und bei dem die Neueingetretenen auf Stühlen reitend durch die Reihen der Corpsburschen hindurch müssen; diese sind mit geschwärzten Korken bewaffnet und versuchen, ohne sich von ihren Plätzen zu rühren, den jungen Leuten beim Vorüberreiten das Gesicht zu beschmieren. Diese Füchse sind junge Studenten, die erst eben eingetreten sind und nicht eher zum Range von Burschen gelangen können, als bis sie so und so viel Mal gefochten haben. Sie werden durch eine Abstimmung, bei der sie nicht anwesend sind, zu dem höheren Grade erhoben, und die Probezeit währt gewöhnlich ein Semester.

Die Burschen sind vollberechtigte Corpsstudenten und können zu Beamten erwählt werden; es giebt deren drei, sie heißen der erste, zweite und dritte Chargirte. Der Erste ist das Haupt, er führt den Vorsitz in der Kneipe, wo das Corps sich offiziell zwei Mal in der Woche versammelt. Er vertritt auch das Corps bei den wöchentlichen Zusammenkünften sämmtlicher Vertreter der verschiedenen Corps. Der zweite Chargirte hat alle aufs Fechten bezügliche Anordnungen zu treffen nnd ist der Verbindung für alle Formalitäten bei Duellen seiner Mitglieder persönlich verantwortlich. Wenn ein Bursche oder ein Fuchs einen Andern gefordert hat oder gefordert worden ist, muß er es sofort

dem zweiten Chargirten melden, der für ihn das Nöthige veranlaßt und ihn mindestens zwölf Stunden vor der festgesetzten Zeit davon in Kenntniß setzt. Der dritte Chargirte ist Schriftführer und Schatzmeister; er führt das Protokoll bei allen Versammlungen, kassirt die Beiträge von den Mitgliedern ein, bezahlt die Rechnungen und ist für die Geldangelegenheiten und die Correspondenz verantwortlich.

In wohlgeordneten Corps, und es giebt deren viele, hält sich der Vorsitzende für moralisch verpflichtet, darauf zu halten, daß alle Mitglieder die Vorlesungen regelmäßig besuchen. Daß diese Verbindungen im allgemeinen nicht bloß müßige, lärmende Studentenbanden sind, wird genugsam durch die Thatsache bewiesen, daß fast alle im öffentlichen Leben ausgezeichneten Männer in Deutschland, vom großen Kanzler an, zu einer Verbindung gehört haben. Im Allgemeinen wird angenommen, daß jeder Fuchs unter der persönlichen Obhut eines Burschen steht, dessen Pflicht es ist, ihn vor Ungelegenheiten zu behüten und Acht zu geben, daß er nicht faul ist. Man ersieht hieraus, daß die Organisation dem System nach gut ist und viel vom militärischen Element in sich hat, wie die meisten in Deutschland beliebten Einrichtungen. Aber eben so gut wie militärisch ist sie auch kriegerisch, denn thatsächlich ist Fechten der Hauptzweck dabei, und darum ist sie so oft von Ausländern getadelt worden.

Vor allen Dingen ist es nöthig, die Bedingungen der blutigen Gefechte zwischen den Corps und die Punkte zu kennen, in welchen sie sich von den ernsteren Angelegenheiten unterscheiden, welche gelegentlich durch die Waffen entschieden werden.

Das gewöhnliche Studentenduell ist keine gefährliche

Sache, obschon oft eine viel ernstere, als gemeinhin angenommen wird. Die übliche Waffe ist ein langes, leichtes Rapier mit eckig abgestumpfter Spitze, zweischneidig und vorn der ganzen Länge nach scharf wie ein Rasirmesser, an der Rückseite ebenfalls, ungefähr neun Zoll von der Spitze an geschliffen. Der Griff ist ein weiter eiserner Korb, obschon an manchen Universitäten Rapiere mit glockenförmigem Griff üblich sind, und in diesem Falle ist die Auslage ähnlich wie beim Säbelfechten oder beim englischen „single stick“. Die Klinge ist sehr biegsam und nicht stark gehärtet, so daß sie sich in ungeschickten Händen leicht verbiegt und unbrauchbar wird.

Das Gesetz erheischt, daß beide Paukanten eine eiserne Schutzbrille tragen, damit der Verlust des Augenlichtes den Studenten nicht untauglich zum Militärdienst mache. Um Lebensgefahr zu verhüten, wird eine dicke seidene Binde um den Hals gewickelt, welche die Halsvene und Halsschlagader vollständig schützt. Der rechte Arm, mit dem bei dieser besonderen Art des Fechtens die Terz parirt wird, ist ebenfalls durch Bandagen geschützt, und der Körper von der Mitte des Brustkastens bis zu den Knieen mit einem ledernen, dick ausgepolsterten Schurz bedeckt. Man ersieht hieraus, daß der ganze Kopf, mit Ausnahme der Augen, sowohl als Brust und Schultern preisgegeben sind. Stoßen sowohl, wie Spickerschlagen*) ist verpönt; Letzteres indessen gestattet, wenn einer der Kombattanten Linkser ist, wegen der Verschiedenheit der Stellung.

Bei Füchsen besteht das Duell meistens aus fünfzehn Gängen, der erste ist nur ein sogenannter Ehrengang. Burschen schlagen sich fünfzehn Minuten, außer wenn einer

*) Spicker ist der studentische Ausdruck für Tiefterz.

von ihnen vor Ablauf der Zeit ernstlich verwundet wird. Ein „Unparteiischer“ steht da mit der Uhr in der Hand, und nur die Zeit des wirklichen Schlagens wird gerechnet, das ist eine schwierige und delikate Aufgabe. Sprechen ist nicht erlaubt. Wenn beide Paukanten gute Schläger und dabei vorsichtig sind, so kommt es manchmal vor, daß keiner getroffen wird, allein zuweilen werden auch auf beiden Seiten bis dreißig leichte Wunden beigebracht. Ein Wundarzt ist immer zur Hand und schreitet ein, wenn eine Wunde zu bedeutend ist, um die Fortsetzung des Kampfes zuzulassen. Das geschieht gewöhnlich, wenn eine große Arterie verletzt oder ein Knochen gesplittert wird.

Gewöhnlich werden Paukereien für Füchse veranstaltet, sobald sie gelernt haben, ein Rapier zu handhaben, ob sie einen Streit gehabt haben oder nicht, und solche Zweikämpfe haben selten ein nennenswerthes Ergebniß. Der Zweck dabei ist den Studenten ans Fechten um seiner selbst willen zu gewöhnen, und er muß sich diesen Bedingungen fügen oder das Corps mit Schimpf verlassen. Er lernt mit Ruhe und Besonnenheit fechten, wie er es nie auf dem Fechtboden mit der Maske und stumpfen Waffen lernen könnte, und gewöhnt sich von Anfang an daran, einem Bewaffneten mit wenig mehr als seiner bloßen Klinge zum Schutz entgegenzutreten.

Man muß in Betracht ziehen, daß das Duell in Deutschland Sitte ist. Es ist nicht nöthig, hier auf eine Erörterung der Verdienste dieser Sitte einzugehen; es genügt auf des verstorbenen Kaisers Rede darüber zu verweisen, in welcher er erklärte, er würde jeden Offizier bestrafen, der ein Duell gehabt, aber jeden aus der Armee entlassen, der sich weigerte, ein Duell anzunehmen. Die erste Clausel dieses scheinbaren Paradoxon verhütet, daß die Sitte über-

hand nimmt und ein allgemeiner Uebelstand wird; die zweite macht sie in ernsten Fällen zur Nothwendigkeit. Die Strafe besteht in längerem oder kürzerem Arrest; im Falle des Todes eines der Combattanten kommt der Ueberlebende drei Jahre auf die Festung, falls das Duell mit Bewilligung der höheren Offiziere des Regiments, die das Ehrengericht bilden, und den Vorschriften des Gesetzes entsprechend stattgefunden hat. Jeder Verstoß dagegen wird streng geahndet. Das Ehrengericht wacht über den Ruf der Offiziere, und wenn es erklärt, daß kein Duell nöthig ist, so ist der Ehre genug gethan. Im Privatleben kann jeder an die Entscheidung eines Ehrengerichtes appelliren, welches von ihm selbst und seinem Gegner erwählt wird. Wenn sich aber Jemand weigert, sich entweder zu schlagen oder einem solchen Schiedsspruch zu unterwerfen, so wird er unerbittlich aus der guten Gesellschaft ausgestoßen, sobald die Thatsachen bekannt werden.

Da dies die Sitte des Landes ist, läßt sich die Existenz der schlagenden Verbindungen sowohl erklären als vertheidigen. Daß andere Nationen das Duell als barbarisch und veraltet ansehen, hat mit dem vorliegenden Fall gar nichts zu thun. Der Einzelne kann die gesellschaftlichen Verhältnisse, in denen er leben muß, nicht ändern und muß sich ihnen entweder anpassen oder von dem Umgang mit Seinesgleichen abschließen. Fechten lernen ist in Deutschland ebenso nöthig, wie in England anständig essen lernen, und die Fechtschulen sind die Corps und andere akademische Verbindungen.

Als directe Folge sind sie auch eine Schule des Lebens und in gewissem Grade der Etikette. Ein junger Mann lernt darin ganz genau, was die Sprache der Höflichkeit ist, was für Worte gesprochen werden dürfen, ohne Anstoß

zu erregen, und worin die Beleidigung eigentlich besteht. Auf diese Weise wird der Gesellschaft viel Mühe erspart und ein mustergiltiges Benehmen festgestellt, das allgemein anerkannt und von allen, die sich Gentlemen nennen, beobachtet wird. Der Ehrenrath des Corps steht an Stelle des Ehrengerichtes beim Regiment oder des bürgerlichen Ehrenrathes, an welchen sich Civilisten wenden. Obschon der Verkehr der Corpsbrüder unter einander im höchsten Grade vertraulich ist, wird er doch durch strenge Vorschriften geregelt. Auf die geringste Unhöflichkeit zwischen Mitgliedern desselben Corps muß sofort eine Entschuldigung folgen, die Verweigerung derselben zieht die augenblickliche schimpfliche Ausstoßung des Uebertreters nach sich, und noch mehr: die Meldung dieser Thatsache binnen eines Monats durch Rundschreiben an alle Corpsstudenten sämmtlicher Universitäten Deutschlands. Eine ehrlose Handlung wird in gleicher Weise geahndet. Die Tragweite eines solchen Skandals ist ungeheuer. Sieben- bis achttausend junge Leute werden gleichzeitig benachrichtigt, daß einer von Ihresgleichen in Verruf ist, und am Ende des Jahres erfahren auch die alten Herren, welche in ihrer Jugend Corpsstudenten gewesen sind, die Thatsache. Das bedeutet so viel, als dreißig bis vierzigtausend Herren, größtentheils den höheren Kreisen der Gesellschaft angehörig, werden vor einem Individuum gewarnt, das doch früher oder später auf irgend welche Weise mit einem von ihnen in Berührung kommen muß. Eine solche Einrichtung ist durchaus nicht zu verlachen und eine von ihr ausgehende Verfehmung ist kein Scherz.

Aber selbst das Leben des Corpsstudenten besteht nicht nur aus Fechten und Studiren; es hat auch seine höchst joviale Seite, und wenn ihm diese Lustigkeit manchmal zum

Vorwurf gemacht wird, so liegt das daran, daß die wenigen durch und durch faulen Studenten natürlich gerade die sind, welche man überall sieht. Daß Bier eine hervorragende Rolle im Leben der deutschen Studenten spielt, läßt sich nicht ableugnen. Es ist auch ein wichtiger Factor im Leben des Volkes. Indessen ist deutsches Bier kein englisches Ale, eben so wenig muß es mit dem widerlichen Gebräu verwechselt werden, welches unter diesem Namen in anderen Ländern verkauft wird. Deutsches Bier steht unter gesetzlichem Schutz und ist durch keine Steuer belastet. Es zu verfälschen, ist ein Verbrechen, und ein Versuch es zu besteuern würde Unruhen im Reiche hervorrufen. Sein Verbrauch in solchen Massen, daß einem dabei der Verstand still steht, scheint die Deutschen nicht zu feigen Soldaten, noch zu schlechten Kaufleuten gemacht zu haben; noch viel weniger scheint es den Verstand des Volkes abgestumpft oder den teutonischen Eifer im Wettbewerb der Nationen gedämpft zu haben. Die erste Militärmacht der Welt trinkt so viel Bier wie die ganze übrige Welt zusammen genommen, und wahrscheinlich noch etwas mehr. Das Handelsvolk, welches Engländer in England, Franzosen in Frankreich, Italiener in Italien und Türken in der Türkei unterbietet, vertilgt mehr Malzgebräu als jene von allen übrigen geistigen Getränken zu sich nehmen. Das geistvolle Geschlecht, welches im Laufe eines Jahrhunderts Kant, Goethe und Helmholtz, Bismarck, Moltke, Mommsen und Richard Wagner erzeugt hat, verschlingt zum Frühstück, Mittag und Abendessen homerische Züge Bier. Daß andere Nationen nicht seinem Beispiel folgen, sondern über sein Trinken lachen, hat wenig auf sich. Wenn die Deutschen auch nicht gewissermaßen ihre Nationaleigenthümlichkeiten ihrem Nationalgetränk verdanken, so läßt sich doch vernünftigerweise

auch nicht behaupten, daß das Bier ihren Verstand geschwächt, ihren Muth und ihre Tapferkeit gedämpft oder ihren Handelsgeist ertränkt hätte. Bier ist das natürliche Berieselungselement für conservative Grundsätze und geistigen Fortschritt. Ein wenig Bier ist gut, viel ist besser, und zu viel kann niemals delirium tremens zur Folge haben. Läßt sich mehr für ein Getränk sagen, das zum täglichen Genuß für den Menschen gebraut wird?

Der Corpsstudent trinkt also Bier, und als fühlte er eine Art frommer Ehrfurcht für das Getränk seiner Väter, hat er Gesetze und Regeln für diese Feierlichkeit ersonnen, von denen keine Abweichung gestattet ist. Jede Versammlung des Corps beginnt und endet mit einem Salamander. Auf das Wort des Vorsitzenden werden die Gläser oder Steinkrüge rythmisch auf dem Eichentische hin und hergeschoben, beim zweiten Kommandowort leeren sämmtliche Studenten die Gläser. Während er langsam drei zählt, klappern sie, im Tact einer Soldatentrommel, mit den Trinkgefäßen auf dem Tisch, schlagen dann wieder drei Mal scharf auf, so daß sie alle zugleich den Tisch berühren und damit ist die Versammlung eröffnet oder geschlossen je nachdem. Dieselbe Ceremonie geht vor sich, wenn die Gesundheit eines Einzelnen vom ganzen Corps getrunken wird. Der Grundgedanke dabei ist, daß bei friedlichen Gelegenheiten der Becher an Stelle des Rapiers tritt und zum Salutiren und Kämpfen gebraucht wird, wie das Schwert beim Duell. Bei beiden gilt's so viel geben als empfangen. So viel ein Student auf des andern Gesundheit trinkt, so viel müssen die anderen als Erwiederung trinken. Wenn zwei mit einander Streit bekommen, kann einer den anderen zu einem Bierduell herausfordern. Die Waffen sind volle Gläser, ein „Unparteiischer“ giebt das Zeichen, und wer

zuerst das Glas leert, ist Sieger. Der Vorsitzende kann jedem, als Strafe für Verletzung eines Gesetzes, befehlen ein bestimmtes Quantum pro poena zu trinken, und die Corpsbrüder haben den Füchsen gegenüber dasselbe Recht.

Es giebt noch einen anderen sehr wichtigen Factor bei diesen fröhlichen Versammlungen. Singen gehört traditionell ganz unerläßlich zu jeder regelrechten Kneipe. Jeder Student hat auf seinem Platz das Commersbuch, welches Text und Melodie enthält. Da Singen vom Blatt in jeder Volksschule gelehrt wird, ist das Ergebniß nicht so mißtönend, als man erwarten könnte. Die Stimmen sind jung, frisch und kräftig, die Melodien lebhaft und leicht, die Verse einfach und oft erhaben, denn die Lieder werden aus den Werken berühmter Dichter gewählt. Der Geist der Dichtung ist in der Regel patriotisch oder brüderlich, immer wesentlich national. Die Gesammtwirkung ist schön und erhebend, und wer als Jüngling am Kneiptisch gesessen, vergißt nicht leicht den Eindruck der Lieder, welche er einst mitgesungen hat. Im Leben der Deutschen nimmt der Gesang eine große Stelle ein und eine durchaus gute. Als ein Mittel zur Stärkung der Vaterlandsliebe hat Niemand je seine Wirksamkeit geleugnet, und als bloßer Zeitvertreib ist er wahrscheinlich der friedlichste und harmloseste. Es läßt sich sogar annehmen, daß die Fähigkeit und Neigung bei jungen Leuten, sich durch Chorgesang zu ergötzen, gewissermaßen eine angestammte Liebe für Ordnung und Gesetz bezeugt. Die Italiener sind Solisten in der Musik und in ihren Grundsätzen. Die Deutschen sind geborene Chorsänger; ihre großen Männer singen nicht mit, aber sie leiten den Gesang der Anderen.

Die Universität, auf der Greif studirte, und die wir Schwarzburg nennen wollen, war eine der ältesten des

Landes. Die Stadt war reich an historischen Erinnerungen und characteristischen Bauwerken, wie sie mancher Stadt des Nordens eine mittelalterliche Färbung verleihen, so daß selbst der zudringliche Malerpinsel des modernen Fortschritts sich alterthümlichen Linien und gedämpften Farben anbequemt. Im Norden gehört Schmutz nicht zum Alterthümlichen, wie im Süden. Nürnberg sieht nicht modern aus, weil es reinliche Straßen und keine Bettler hat; und das alte Schloß der Deutschen Ritter in Marienburg sieht nicht wie ein Hotel aus, weil seine hohen Hallen und herrlichen Säle mit den vom Mittelpfeiler ausgehenden Kreuzgewölben sorgfältig gefegt und vom Staube befreit sind. Es wäre interessant, die Ursachen zu erforschen, welche dieses seltsame künstlerische Phänomenon hervorbringen. In Italien zerstört der Reinigungsprozeß ganz und gar den Eindruck des Alterthümlichen und die künstlerische Schönheit, welche ehemals den Reisenden entzückte. Heidelberg, Nürnberg und die meisten Städte Deutschlands haben durch die Fortschritte der Civilisation in ihrem Aussehen eher gewonnen als verloren. Möglicherweise stehen die heutigen Deutschen ihren Vorfahren aus dem vierzehnten Jahrhundert näher als ein heutiger Florentiner dem Lorenzo de' Medici. Möglicherweise werden nothwendige Ausbesserungen in Deutschland mit feinerem Verständniß für die Schönheit des ursprünglichen Werkes vorgenommen. Möglicherweise auch spricht sich der conservative deutsche Geist, — gothisch, gedankenreich, ernst — in allem seinem Thun aus; gerade so wie sich der Italiener wunderliche Veränderungssucht und Fetischanbetung alles dessen, was in anderen Ländern vor dreißig Jahren Fortschritt genannt wurde, in allen ihren Werken zeigt. In der Architectur spricht sich das Gefühl eines Volkes viel deutlicher als in der Literatur

oder in irgend einem anderen Zweige der Kunst und Wissenschaft aus. Ob die Leute die Bücher, welche den Markt füllen, lesen oder nicht — darauf kommt es Keinem an, außer dem Verfasser und dem Verleger. Aber die Leute müssen in Häusern irgend einer Art wohnen, und wenn sie reich genug sind, um die Wahl zu haben, werden sie nicht in Häusern wohnen, die ihnen mißfallen, noch in Tempeln anbeten, deren Architectur ihnen auf die Nerven fällt. Architecten aber stehen zu denen, die Häuser bauen lassen, in demselben Verhältniß, wie Schriftsteller zu dem lesenden Publikum. Wenn die Leute conservativ sind und alterthümliche Häuser gern haben, so muß der Architect der Vorliebe seines Kunden für das Althergebrachte Rechnung tragen, gerade so wie der Schriftsteller von Profession entweder schreiben muß, was begehrt wird, oder darben. Der Unterschied besteht darin, daß Häuser lange Zeit dauern, Bücher aber nicht.

Greif hing sehr an der Universitätsstadt. Er hatte viele glückliche Stunden in ihren Mauern zugebracht und manche aufregende Augenblicke seines jungen Lebens in ihren engen Straßen, zwischen den hohen alten Gebäuden durchgemacht. Natürlicherweise übte eine solche Stadt auf ihn größeren Einfluß aus, als auf die meisten seiner Altersgenossen. Inmitten des Schwarzwaldes geboren und aufgewachsen, in dem Schlosse erzogen, das sein Geschlecht seit Jahrhunderten beherbergt hatte, würde er sich unbehaglich und gar nicht in seinem Element gefühlt haben, wenn er plötzlich in eine moderne Hauptstadt versetzt worden wäre. In Schwarzburg aber fühlte er sich zu Hause. Die große Hauptkirche mit ihren Spitzthürmen und Bogen und reichen Sculpturen von dunklem Stein schien ihm das Muster von dem, was ein Münster sein sollte. Der schnellströmende

Fluß, der zwischen vorspringenden Gebäuden unter alten Brücken mit steinernen Wappen und kunstvollem eisernen Schmiedewerk dahinrollte, trug in seinem Bette Sagen aus seiner Heimath und kam in manchem Liede vor, das er mit seinen Kameraden sang. Die schattigen Ecken und Winkel, die Biegungen in den krummen Straßen, die dunkeln Thorwege alter Gasthöfe, die herabhängenden Schilder mit den vollen satten Farben und alten gothischen Buchstaben, die vorspringenden Erker mit runden in dickes Blei gefaßten Butzenscheiben, die zierlich gearbeiteten eisernen und vergoldeten Wetterfahnen an den Ecken der Häuser, jede äußere Eigenthümlichkeit der ehrwürdigen alterthümlichen Stadt sprach zu seinem Herzen eine Sprache, die er nicht nur verstand, sondern auch liebte. Selbst der moderne Klang darin war für ihn kein Mißton. Auf den Straßen sah man nur wenig Offiziere und wenig Soldaten in glänzenden Uniformen. Mitunter ritt ein Trupp weißer Kürassiere langsam durch die Hauptstraße; sie sahen eher aus wie mittelalterliche Ritter, als wie preußische Soldaten. Ihre Riesengestalten, ihre gebräunten Gesichter, ihre schneeweißen Waffenröcke und leuchtenden Panzer, der stattliche feierliche Tritt ihrer großen Rosse, die geraden breiten Degen ohne Krümmung oder Biegung an ihrer Seite, all das machte sie den gewöhnlichen Soldaten der heutigen Zeit völlig unähnlich und ihre Erscheinung durchaus zu der Umgebung passend. Selbst die Studenten mit ihren hohen Stiefeln und farbigen Mützen sahen nicht modern aus, wenn sie in Gruppen von dreien oder vieren um die Mittagszeit von der Universität nach der Kneipe schlenderten oder sich Abends auf dem Bürgersteige der Hauptstraße drängten, wenn die Münsterthürme im röthlichen Abendscheine schimmerten und die Schatten unten dunkelten.

Greif liebte dies alles, und seine Liebe wurde gewissermaßen erwiedert; denn sicherlich war er der beliebteste Student, der je die Straßen von Schwarzburg durchwandert, wie er von Natur einer der ächtesten Deutschen war. Er hatte ohne Zweifel seine Streitigkeiten, allein die Art, wie er sie ausglich, diente nur dazu, sein Ansehen zu vermehren. Man zeigte auf ihn als den Studenten, der vierzig Duelle gehabt und nie eine schwere Wunde erhalten hatte, und zu seiner Ehre wurde gesagt, daß er nie Jemanden aus Uebermuth herausforderte und seine Siege hauptsächlich über Gegner aus benachbarten Universitäten davongetragen hatte. Er galt bei allen wichtigen Angelegenheiten als der natürliche Vertreter von Schwarzburg und wenn er bei einer der vorkommenden Festlichkeiten bei seinem Corps den Vorsitz führte, gab sein Erscheinen Veranlassung zu einer allgemeinen Ovation. Das Bewußtsein, eines warmen Willkommens sicher zu sein, that Greif wohl, als er auf dem Bahnhof ausstieg und sich mit einem Dutzend Freunden, die ihn erwarteten, die Hand schüttelte, allein der Gedanke, daß er wahrscheinlich zum letzten Male als Student zu seinen Kameraden zurückkehrte, gab ihm ein vorübergehendes Gefühl von Traurigkeit. Er nahte dem Ende einer sehr glücklichen Zeit seines Lebens, und obschon ihm noch viel Glück bevorstand, war er doch jung genug, um das zu bedauern, was er nächstens aufgeben mußte. Wenige wissen, was es heißt, die Hauptperson auf einer großen Universität zu sein, und wer so glücklich gewesen ist, weiß auch recht gut, wie schmerzlich der Abschied und wie schwer das Scheiden von dem Schauplatz des Triumphes ist. Noch war dieser Augenblick für Greif nicht gekommen; aber er sah doch schon, wie nahe er ihm bevorstand.

Die Studenten begleiteten ihn nach seiner Wohnung

jenseits des Flusses und nahmen Platz wo sie konnten; sie rauchten und sprachen alle auf ein Mal, während er auspackte und einige seiner Sachen an Ort und Stelle brachte. Sie erzählten ihm alle Neuigkeiten mit der Lebendigkeit junger Leute, die einem Freunde um vierundzwanzig Stunden voraus sind. Das Corps der Rhenania hatte bedeutend zugenommen und schien schon bereit, dem Corps der Westphalen die Spitze zu bieten. Die Saxonen hatten einen ihrer besten Fechter verloren, der plötzlich eine andere Universität bezogen hatte. Vom Corps der Borussen war noch kaum Jemand angekommen, und es war zweifelhaft, ob sie ihre alte Kneipe behalten könnten. Sie selbst — ihre gelben Mützen zeigten, daß sie Schwaben waren — gingen schon darauf aus, neue Füchse anzuwerben, und glaubten, daß ein paar ganz vorzügliche einspringen würden. Der Fechtmeister der Borussen hatte die Absicht kund gethan, mit dem Fechtmeister der Rhenanen einen regelrechten Wettkampf auszufechten — mit Säbeln, ohne Bandagen. Hoffentlich würde keiner von Beiden schwer verwundet werden, denn sie waren Beide gute Lehrer und ihres Lohnes werth. In ihrer Stammkneipe, wo sie zu Mittag aßen, war eine neue Kellnerin, natürlich würden alle Füchse sich in sie verlieben. Ihnen, den Corpsburschen, würde das natürlich nicht einfallen, es würde unter ihrer Würde sein. Was die Professoren betraf, so wurden sie, außer den besonders beliebten, alle immer älter und langweiliger. Einer der ältesten und langweiligsten hatte im Sommer ein junges Mädchen von achtzehn Jahren geheirathet, es war eine Affenschande und verdiente eine Katzenmusik. Wozu brauchte ein Professor zu heirathen? Hatte Heine nicht recht und waren nicht gewisse Professoren nur eine Last auf Erden, wie Achilles von sich sagte, als Patroklus erschlagen war?

Gräßliche Geschöpfe waren alle, die den Schwaben nicht gefielen! Der Professor des Römischen Rechtes sah mehr als je wie eine enttäuschte Hyäne aus, und sein College, der Professor der Griechischen Philosophie, hatte schon von seiner Geburt an wie Sokrates ausgesehen, und die Zeit war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Aber war denn Greif noch nicht fertig? Es war ja Zeit zum Abendessen.

Greif dachte an die Unbeständigkeit menschlicher Gefühle. Vor wenigen Stunden hatte ihn eine so schwermüthige Stimmung niedergedrückt, wie ihn kaum je zuvor eine heimgesucht hatte. Als er jetzt einen Augenblick still stand und durch das offene Fenster nach den Sternen sah, die eben über dem Münsterthurm jenseits des Flusses zu scheinen begannen, war ihm zu Muthe, als wären seit seiner Fahrt durch den Wald zehn Jahre vergangen. Nur Hilda's Bild blieb und in seinem lichten Glanze schienen die trüben Ahnungen, welche ihn so beängstigt hatten, unterzugehen. Hilda's eigene Warnung war ja nichts als die Folge ihres Schmerzes über die Trennung gewesen. Und weil die Trennung doch sein mußte, so wollte er den Rest dieses glücklichen Studentenlebens mit seinen wechselvollen Stunden, Studiren, Festgelage, Poesie, Fechten und Gesang, in den sich der Klang der Waffen mischte, noch aus ganzer Seele genießen.

„Bist Du fertig?“ riefen die Studenten im Chor.

Greif setzte die gelbe Mütze auf sein kurz geschnittenes goldiges Haar. „Ja, kommt! Vorwärts! Vivat, floreat, crescat Suevia! Das letzte Semester soll lustig werden!“

Und fort eilten sie und drängten sich die enge Treppe hinab, lachend, scherzend oder ein munteres Liedchen summend, als sie unten auf die stille dämmerige Straße hinausstürmten.

Siebentes Kapitel.

Greif konnte nicht seine Ferienerinnerungen so leicht abschütteln, wie er geglaubt hatte. Die geschäftige Woche, welche auf seine Rückkehr nach Schwarzburg folgte, brachte Zerstreuungen genug, um seinen Gedanken eine Zeit lang eine heiterere Richtung zu geben, und ferner fühlte er sich dadurch beruhigt, daß der Brief seines Vaters nichts Aufregendes enthielt. Alles nahm in Greifenstein seinen gewöhnlichen Gang. Hilda und ihre Mutter waren nach Siegmundskron zurückgekehrt. Die Jagd war besonders gut. Eine Nachschrift benachrichtigte Greif, daß von einer gewissen Person, die nicht genannt wurde, nichts zu hören wäre. Dem jungen Manne schien es, als würde die Handschrift seines Vaters größer und eckiger denn je; und anstatt daß sie mit dem vorgerückten Alter minder fest wurde, sahen die Buchstaben aus, als wären sie mit der Spitze eines scharfen Messers ins Papier geschnitten.

So vergingen einige Tage schnell, und er dachte schon, er hätte sich unnöthigerweise beunruhigt und sich durch die aufgeregten Reden Hilda's und seiner Mutter aus seinem geistigen Gleichgewicht bringen lassen. Als er aber eines Vormittags an seinem gewohnten Platze in einem der Hörsäle saß und in seinem Notizbuch die Weisheit aufzeichnete, welche von den Lippen eines dürren Professors fiel, schweiften seine Gedanken plötzlich ab; Hilda's Bild stieg vor seinen Augen empor mit demselben Ausdruck, den es gehabt hatte, als sie zu ihm von dem ihm drohenden furchtbaren Ereigniß sprach. Er konnte nicht begreifen, weshalb es ihm plötzlich einfiel, noch warum es ihm mit einem Male so viel wichtiger vorkam als zuvor. Es bedurfte einer großen Anstrengung, sich zu sammeln und seine Aufmerksamkeit

wieder auf den Vortrag zu lenken, und als es ihm gelungen, merkte er, daß ihm der Hauptpunkt in der Beweisführung des Professors entgangen war. Mechanisch blickte er nach seinem Nachbar, um zu sehen, ob er mitgeschrieben hätte. Dieser war bedeutend älter als Greif und schrieb eifrig auf losen Blättern. Er sah nicht auf, schien aber zu verstehen, was Greif wollte, denn er schob ihm das Blatt Papier hin, auf dem er schrieb, numerirte die folgende Seite und schrieb rasch weiter, ohne die Augen abzuwenden. Greif dankte ihm und schrieb sich in der nächsten Pause die Notizen ab. Am Ende der Vorlesung gab Greif das Blatt zurück und wiederholte seinen Dank. Er kannte seinen Nebensitzer nicht ein Mal dem Ansehen nach und wunderte sich darüber, denn der Fremde war eigentlich eine auffallende Persönlichkeit.

„Ich bin Ihnen sehr verbunden“, sagte Greif. „Ich war zerstreut — dachte an etwas Anderes.“

„Das ist immer unvorsichtig“, erwiederte der Andere. „Es freut mich sehr, daß ich Ihnen dienen konnte.“

Obgleich Greif nicht gern Bekanntschaft mit Studenten machte, die keine Farben trugen, konnte er nicht umhin, das Gespräch fortzusetzen. Die Beiden verließen den Hörsaal als die letzten und gingen zusammen die breite Treppe hinunter.

„Sie sind noch nicht lange auf der Universität?“ bemerkte er.

„Ich bin erst eben angekommen. Ich bin von Heidelberg übersiedelt. Erlauben Sie mir, mich vorzustellen,“ setzte er, der deutschen Sitte gemäß, hinzu, „mein Name ist Rex.“

„Mein Name ist von Greifenstein. Sehr angenehm.“

„Sehr angenehm.“

Beide verbeugten sich und blieben dabei auf dem Treppenabsatz stehen, dann sahen sie einander an. Rex war ein Mann über Mittelgröße, hager, aber breitschulterig und wohlgebaut. Sein Alter war schwer zu bestimmen, er sah ungefähr wie dreißig Jahr alt aus; allein man hätte sich nicht gewundert zu hören, daß er bedeutend älter oder bedeutend jünger wäre. Sein dichtes braunes Haar war sorgfältig gebürstet und glatt anliegend, und er hatte einen Vollbart von gleicher Farbe. Seine frische, klare, nicht besonders dunkle Gesichtsfarbe zeugte von vollkommener Gesundheit. Die gerade Nase war von klassischem Schnitt, Brauen und Stirn regelmäßig, die Linien um die Augen und die Schläfe fein und zart. Die Augen selbst aber störten die Harmonie des ganzen Gesichtes und gaben ihm einen höchst ungewöhnlichen Ausdruck. Das lag einzig und allein an ihrer Farbe und nicht an ihrer Form. Die Iris war sehr groß, so daß rund herum wenig Weiß sichtbar blieb, und ihre Farbe glich blaßblauem Porzellan, während die Pupille so außerordentlich klein war, daß man sie kaum bemerkte. Der scheinbare Mangel dieser glänzenden schwarzen Oeffnung in der Mitte ließ die Augen aussehen wie Glaskugeln und gab ihnen einen steinernen Blick. Greif fuhr beinahe zusammen, als er sie sah.

„Sie zogen Schwarzburg also Heidelberg vor?“ fragte er, um das Gespräch fortzusetzen.

„Für mein besonderes Fach scheint es mir vorzuziehen.“

„Philosophie?“ fragte Greif, indem er an die eben von ihnen gehörte Vorlesung dachte.

„Nein. Das ist für mich nur ein Zeitvertreib. Ich interessire mich für Astronomie und einige mit dieser Wissenschaft verwandte Fächer. Sie haben hier einen berühmten Spezialisten.“

„Ja, den alten Onkel Sternkitzler“, antwortete Greif pietätlos.

„Richtig“, stimmte Rex zu. „Er ist ein scheinend Licht, ein Stern erster Größe. Wenn etwas zu entdecken ist, entdeckt er es sicherlich. Wenn nicht, so erklärt er, aus welchem Grunde nichts da ist. Er ist ein großer Mann. Er weiß, was nichts ist, denn es giebt nichts, was er nicht weiß. Ich bin entzückt von ihm. Sie machen sich nichts aus Astronomie, Herr von Greifenstein?“

„Ich weiß nichts davon, und ich habe kein Talent für Mathematik“, antwortete Greif. „Sie wollen die Astronomie zu Ihrem Beruf machen?“

„Ja, so weit man sie einen Beruf nennen kann.“

„Wie weit ist das, wenn ich fragen darf?“

„Gerade so weit, als sie reicht, nachdem sie aufgehört hat ein Zeitvertreib zu sein“, antwortete Rex.

„Das kann sehr weit sein“, meinte Greif, betroffen von dieser Definition.

„Ja. Wenn Sie sie einen Beruf nennen, so ist es einer, auf den ein lebenslängliches Studium nur eine unbedeutende Vorbereitung ist. Wenn Sie sie ein Studium und nicht einen Beruf nennen, so machen Sie sie zu einem bloßen Zeitvertreib wie die Philosophie.“

„Ich finde die nicht besonders kurzweilig“, sagte Greif lachend.

„Nichts ist kurzweilig, was man betreiben muß,“ antwortete Rex. „Pflicht ist das härene Gewand des neunzehnten Jahrhunderts. Einem Manne, der seine Pflicht thut, ist eben so unbehaglich zu Muthe, wie nur je einem Trappisten, der sich einen Stachelgürtel unter sein Gewand schnallte.“

„Aber nachher?“

„Nachher? Was heißt nachher? Es geht uns nichts an. Nachher bedeutet die Zeit, wenn wir Beide begraben sind, und die nächste Generation sich in selbstgemachten härenen Gewändern und stachligen Gürteln abquält." Rex lachte seltsam.

„Ich bin anderer Ansicht", versetzte Greif.

„Sie sind ein Corpsstudent, Herr von Greifenstein. Heißt das, daß Sie mit mir Streit anfangen wollen?"

„Durchaus nicht, wenn Sie es nicht wünschen. Ich suche keine Händel. Ich habe nur einen anderen Begriff von Pflicht wie Sie. Der Ihre scheint mir mit den deutschen Ansichten im Widerspruch zu stehen."

„Thatsachen stehen gewöhnlich im Widerspruch mit Ansichten", entgegnete Rex.

„Nicht in Deutschland — wenigstens nicht in Bezug auf Pflicht. Ueberdies, wenn die Wissenschaft wahr ist, müssen die Thatsachen mit ihr übereinstimmen. Politische Ethik ist eine Wissenschaft, und Pflicht gehört in das System, welches die Wissenschaft aufgestellt hat. Was sollte aus unserer Militärherrschaft werden, wenn der Glaube an Pflicht plötzlich zerstört würde?"

„Ich weiß es nicht. Nur so viel weiß ich, daß es für uns völlig gleichgültig sein wird, was daraus wird, wenn wir todt und begraben sind."

„Es könnte unsere Kinder in eine schlimmere Lage bringen."

„Sie brauchen ja nicht zu heirathen. Niemand zwingt uns, Väter neuer Exemplare unserer Art zu werden."

„Und wo bleibt bei Ihrem System die Liebe?" fragte Greif, immer mehr verwundert über die seltsamen Reden seines neuen Bekannten.

„Wo bleibt etwas, wenn es aufgehört hat zu existiren?" fragte Rex.

„Ich weiß nicht."

„Es giebt in diesem Falle nichts zu wissen. Die Bewegung — Sie würden es die Kraft nennen — die Bewegung dauert fort, aber das Einzelding, in dem sie sich kund that, existirt nicht mehr und wird nie wieder existiren. Die Bewegung ist unvergänglich, denn sie ist nicht materiell. Die unzählbaren Milliarden von Kreisläufen, in welchen sich der Stoff Ihres Körpers mit so erstaunlicher Schnelligkeit bewegt, werden nicht still stehen, wenn Sie todt sind, auch nicht wenn jedes sichtbare Atom Ihres Körpers im Lauf der Zeiten verschwunden ist. Jeder Kreislauf ist unvergänglich, ewig, von unendlicher Dauer. Der Kreislauf war die Ursache aller Dinge vor ihrem Anbeginn und wird bleiben, was er ist, auch nach dem Ende aller Dinge."

„Die Grundursache", sagte Greif. „Und wer hat den Kreislauf erschaffen?"

„Gott", antwortete Rex kurz.

„Aber dann," warf der junge Student staunend ein, „dann glauben Sie an ein zukünftiges Leben, an die Bedeutung dieses Lebens, an Pflicht, an alles Uebrige."

„Ich glaube an den Kreislauf," versetzte der Andere, „an seine Einheit, Individualität und Ewigkeit. Das Leben ist ein Ding der Bequemlichkeit, seine Bedeutung ist Sache der Ueberzeugung, seine Pflichten sind im Grunde Geschmackssache. Was sind Ueberzeugungen, Bequemlichkeit, Geschmack im Vergleich zu Wirklichkeiten? Der Kreislauf ist eine Thatsache und bietet, nach meiner Ansicht, genug Stoff zum Nachdenken, um einem Verstande von gewöhnlicher Thätigkeit zu genügen."

„Sie haben seltsame Ansichten!" sagte Greif nachdenklich.

„O nein!" rief Rex mit plötzlicher Lebhaftigkeit. „Ich bin durchaus nicht verschieden von irgend einem anderen friedlichen Studenten der Astronomie, das kann ich versichern. Weder der Kreislauf, noch irgend eine andere Thatsache hindert den Menschen je daran, das zu thun, was ihm persönlich angenehm ist, noch das zu genießen, was ihm eben in den Weg kommt, oder es, je nach seiner Ueberzeugung, sündlich zu nennen."

„Und sind Sie ein glücklicher Mensch, wenn die Frage nicht unbescheiden ist?"

„Aha, das ist die Lieblingsfrage bei euch Philosophen", sagte Rex lachend, „und sie beweist, was ihr eigentlich von euerm Glauben an Pflicht und von all den übrigen Tugenden haltet. Ihr macht euch eigentlich nur etwas aus dem Glück, wenn die Wahrheit eingestanden werden muß. All eure Religion, Moral, Gesetze, Sitten sehet ihr nur als Mittel an, um den Endzweck, Glück, zu erreichen. Bei so viel künstlichen Hülfsmitteln ist es ein geringes Verdienst, glücklich zu sein. Wahre Originalität sollte sich darin zeigen, euern glückseligen Zustand ohne die Anwendung eurer mühseligen Methoden zu erreichen. Leider zieht eure politische Ethik, eure Rezepte Glück en gros zu fabriziren, Ausnahmemenschen nicht in Rechnung. Aber wozu über die Sache reden? Was ist Glück? Millionen von Bänden sind darüber geschrieben worden, und kein Mensch hat jemals den Muth gehabt, ehrlich einzugestehen, was ihn nach seiner Ansicht glücklich machen würde. Sie können Ihren Namen der Liste hinzufügen, wenn Sie Lust haben, Herr von Greifenstein, und das nächste gewichtige Werk über den Gegenstand schreiben. Sie würden hinterher um nichts

glücklicher, aber viel älter sein. Wenn Sie wirklich glücklich sein möchten, will ich Ihnen sagen, wie das möglich ist. Erstens frage ich: sind Sie jetzt glücklich?"

Rex heftete seinen steinernen Blick, der in so seltsamem Gegensatz zu seinem schönen Gesicht stand, auf Greifs Augen. Er sah darin eine Unsicherheit, eine unbestimmte Unruhe, die seine Frage gut genug beantwortete.

„Ja," antwortete der Jüngling in zweifelhaftem Ton, „ich glaube, ich bin es."

„Ich glaube, Ihr Glück ist nicht vollkommen," sagte Rex, sich abwendend. „Vielleicht kann mein einfacher Vorschlag Ihnen helfen. Fragen Sie sich selbst. Was fehlt Ihnen? Machen Sie ausfindig, was es ist — das ist alles."

„Und dann?"

„Und dann? Nehmen Sie es und seien Sie glücklich!" antwortete Rex mit unbefangenem Lächeln, als wäre der Rath ganz einfach zu befolgen.

„Das ist bald gesagt", versetzte Greif in ernstem Ton. „Was ich wünsche, kann Niemand mir geben."

„Auch keine Frau?"

„Nein, auch keine Frau."

„Und ist es etwas, was Sie nicht nehmen könnten, auch wenn es vor Ihnen, innerhalb Ihres Bereiches, läge?"

„Nein. Ich wünsche mir nichts Materielles. Ich möchte die Zukunft wissen."

„Nun, das ist doch keine so schwierige Sache", sagte Rex und sah nach der Uhr.

„Es muß Mittagszeit sein", sagte Greif höflich, als er es bemerkte. Er wollte seinen neuen Bekannten nicht aufhalten.

„Wirklich, es ist eben zwölf. Ich fürchte, ich habe Sie von einer Verabredung zurückgehalten."

„Ich versichere Ihnen, es hat mir das größte Vergnügen gemacht, Sie kennen zu lernen," antwortete Greif und reichte ihm die Hand.

„Das Vergnügen ist ganz auf meiner Seite", versetzte Rex sich rasch verneigend.

Und so trennten sie sich, Rex bog in eine schattige Seitenstraße, während Greif seinen Weg nach dem Speisehause des Corps fortsetzte und im Gehen über den merkwürdigen Menschen nachdachte, den er soeben zum ersten Male gesehen hatte. Sein Name war sonderbar, seine Unterhaltung ungewöhnlich, seine Augen waren sehr unangenehm und doch merkwürdig fesselnd. Greif dachte über ihn nach und war mit seiner kurzen Unterredung nicht zufrieden.

Die auf die Zukunft bezügliche Bemerkung des Fremden war entweder die Aeußerung eines Visionärs oder eines sehr Zerstreuten, der nicht immer recht wußte, was er sagte. Greif konnte selbst kaum verstehen, wie er sich bei der ersten Begegnung mit einem ihm völlig Fremden so weit hatte hinreißen lassen, um von dem, was ihn bedrückte, so deutlich zu sprechen. Es war nicht seine Art, aufs Gerathewohl Bekanntschaften anzuknüpfen oder mit Unbekannten über seine eigenen Angelegenheiten zu sprechen. Indessen sagte er sich, daß er sich in keiner Weise verrathen habe, was leicht hätte geschehen können, wenn das Gespräch länger gedauert hätte.

Bei Mittag fragte er seine Kameraden, ob einer von ihnen einen Studenten Namens Rex kenne. Keiner hatte je von ihm gehört, und als sie hörten, daß es ein bedeutend älterer Mann wäre, murrten sie und meinten, Greif wäre nahe daran, ins Philisterthum überzugehen. Nach dem Essen kehrte Greif in seine Wohnung zurück und versuchte

zu arbeiten. Die plötzliche Angst, welche ihn am Vormittag während der Vorlesung ergriffen hatte, nahm in der Einsamkeit zu, bis sie beinahe unerträglich wurde. Er schob die Bücher beiseite und schrieb an seinen Vater um zu fragen, ob etwas vorgefallen wäre und zwar in einer Weise, welche den alten Greifenstein überrascht haben würde, wäre er nicht selbst in solcher Unruhe um die Zukunft gewesen. Das Schreiben war ihm eine Erleichterung, und Greif ging danach ruhiger an seine Arbeit zurück.

Er sah Rex nicht wieder im Hörsaal, obschon sein Auge über die Reihen von Köpfen schweifte, die sich über emsig schreibende Hände beugten. Rex war nicht darunter. Er hatte gesagt, er betreibe Philosophie als Zeitvertreib, und kam deshalb wohl nur in diesen Hörsaal, wenn die Laune ihn eben anwandelte. Allein der Wunsch, wieder mit ihm zu sprechen, wurde stärker, bis Greif endlich beschloß, ihn aufzusuchen.

Die Sonne war untergegangen, er stand am offenen Fenster, wie am Abend seiner Ankunft, und wartete halb unbewußt darauf, daß die Sterne hinter dem Münsterthurm aufgingen. Die Luft war still, kein Laut ertönte als das Rauschen des raschen Flusses unter den Steinpfeilern der Brücke tief unter seinem Fenster. Es war etwas Schwermüthiges in dem unaufhörlichen Rauschen des mächtigen Wassers, das ihn an das Stöhnen in den Bäumen seiner Heimath an jenem letzten Morgen erinnerte, als er mit Hilda am Hungerthurm gesessen hatte. Alles, was ihn an die Stimmung während dieser letzten Ferienzeit erinnerte, vermehrte natürlich seine Unruhe. Greif dachte an den Abend, der ihm bevorstünde, wenn er mit seinen Corpsbrüdern in der gewohnten Kneipe zusammenträfe, nnd die Aussicht war ihm unangenehm. Er wäre gern dem grellen

Licht und dem Lärm, dem Trinken und Singen entgangen, selbst seiner wichtigen Stellung unter den Studenten, die ihn bei allen Universitätsangelegenheiten zum Orakel machte. Er hätte lieber eine Stunde in einem ruhigen Zimmer, in ruhiger Unterhaltung mit Rex, dem Studenten der Astronomie und Mathematik, zugebracht. Er wußte nicht, wo er wohnte, noch ob er um diese Stunde zu Hause sein würde, aber in beiden Punkten war seine Neugier leicht zu befriedigen.

Er erfuhr die gewünschte Adresse beim Pedell. Rex wohnte in einer dunkeln Gasse in der Nähe des Münsters. Greif stieg viele Treppen hinauf und fand den Weg, indem er ein Streichholz nach dem anderen anzündete. Oben war nur eine Thür. Er klopfte zwei Mal an und wartete. Es kam keine Antwort und er klopfte noch ein Mal. Er war sicher, daß er Jemanden in der Wohnung sich rühren hörte, allein die Thür blieb verschlossen. Aergerlich darüber, daß er warten mußte, schlug er laut mit dem eisernen Klopfer an und rief Rex beim Namen. Endlich hörte er innen Tritte.

„Wer ist da?“ fragte eine ärgerliche Stimme. „Und warum machen Sie solch einen greulichen Lärm?“

„Mein Name ist von Greifenstein“, versetzte Greif, „und ich wünsche Herrn Rex zu besuchen.“

Er war auf eine unangenehme Begegnung mit irgend einem Unbekannten gefaßt, als die Thür rasch aufging und er Rex selbst gegenüber stand. Dieser sah sehr freundlich aus, als er mit dem Licht in der Hand seinen Gast begrüßte.

„Ich bitte Sie um Verzeihung,“ sagte er in sehr verschiedenem Ton von dem, welchen Greif soeben vernommen hatte, „ich hatte keine Ahnung, daß Sie es wären. Bitte, treten Sie näher.“

„Ich fürchte, ich störe,“ antwortete Greif zögernd, als hätte er die erstaunliche Gewalt seines Klopfens ganz vergessen.

„Durchaus nicht, durchaus nicht“, wiederholte Rex, indem er die Thür sorgsam wieder verschloß, nachdem Greif eingetreten war. „Sie sehen, ich bin ein neuer Ankömmling und habe hier noch keine Bekannten,“ setzte er entschuldigend hinzu, „und ich dachte nicht, daß Sie meine Wohnung wüßten.“

Nachdem sie einen langen Gang durchschritten hatten, befanden sie sich in einem großen Zimmer mit drei Fenstern. Augenscheinlich wohnte Herr Rex üppiger als die meisten Studenten, denn es war kein Bett im Wohnzimmer und eine offene Thür zeigte, daß mindestens noch eine Stube dazu gehörte. Ein paar Gestelle waren wohl angefüllt mit Büchern und noch mehr lagen in einer Ecke auf dem Boden aufgestapelt. Zwei große Lehnstühle standen zu beiden Seiten des Porzellanofens, welcher zu dieser Jahreszeit natürlich noch nicht im Gebrauch war. Auf einem großen Tisch in der Mitte des Zimmers lagen Bücher, viele davon ganz neue, und mit Notizen oder Zeichnungen bedeckte Papiere in großer Unordnung darunter. An einem Fenster bemerkte Greif ein Schreibepult, auf dem Zeichnungen, Schreibmaterialien und ein großer Bogen Papier lagen. Es war klar, daß Rex daran gearbeitet hatte, denn eine Lampe stand auf dem Pult, und ihr heller Schein fiel unter dem grünen Schirm auf die mathematischen Figuren, mit denen er sich beschäftigt hatte.

„Es ist eine sehr ruhige Wohnung“, bemerkte Rex, indem er einen der Lehnstühle heranschob und sich dann selbst auf den anderen setzte. „Das ist gerade, was ich brauchte. Ich kann keinen Lärm ertragen, wenn ich studire.“

Greif wußte nicht recht, was er sagen sollte. Einen Studenten auf seinem Zimmer zu besuchen, nachdem er ihn erst ein Mal gesehen hatte, war ihm ganz etwas Neues, und die steinernen blauen Augen von Rex schienen ihn nach dem Zweck seines Kommens zu fragen. Augenscheinlich sprach Rex von seiner Wohnung nur, um das sonst peinliche Schweigen zu brechen.

„Die Sache ist die," sagte Greif, als ob er eine directe Frage beantworte, „ich habe über das nachgedacht, was Sie neulich sagten."

„Sie erweisen meinen Worten eine Ehre, die ihnen meines Wissens noch nie zu theil geworden ist," erwiederte Rex, dabei neigte er seinen schönen Kopf und lächelte in seinen braunen Bart.

„Erinnern Sie sich? Ich sagte, mir fehlte nur Einerlei zu meinem Glück. Ich wünschte in die Zukunft zu schauen. Sie sagten, mein Wunsch wäre leicht zu erfüllen. Meinten Sie das im Ernst, oder redeten Sie nur so hin? Das kam ich Sie zu fragen."

„Wirklich?" Rex lachte. „Sie sagten sich, Ihr neuer Bekannter wäre entweder ein Narr oder sehr zerstreut. Nicht wahr?"

„Na" — — Greif hielt inne und lächelte. „Entweder ein Visionär oder zerstreut," gab er zu, „ich konnte mir Ihre Bemerkung nicht anders erklären."

„Natürlich nicht, außer wenn Sie annahmen, ich wäre ein Charlatan."

„Das fiel mir nicht ein" — —

„Es hätte Ihnen aber einfallen können, wenn man bedenkt, was ich sagte. Es könnte Ihnen noch jetzt einfallen, wenn ich Ihre Frage beantwortete. Andererseits kommt es aber gar nicht darauf an. Meine Antwort wird

zu Ihrem Seelenfrieden beitragen, indem sie Sie in den Stand setzt, einen Unbekannten unter die Narren und Charlatane zu rechnen, von denen Sie schon gehört haben. Möchten Sie die Zukunft wissen? Ich kann sie Ihnen voraussagen, wenn Sie wünschen."

„Vermuthlich der Kreislauf", versetzte Greif etwas spöttisch.

„Ja. Ich kann Ihnen die Richtung der Kreisläufe, aus welchen Sie bestehen, für eine gewisse Zeit angeben, während dieselben auf dem Wege sind, sich mit anderen Kreisläufen zum Todtentanz zu verbinden. Die Kreisläufe tanzen, wirbeln und drehen sich unaufhörlich in der Posse des Lebens, durch das Trauerspiel des Todes und durch das ganze Nachspiel der Ewigkeit. Was wollen Sie wissen?"

„Sie scherzen!" rief Greif verdrießlich. „Ich wünsche, Sie sprächen im Ernst."

„Im Ernst!" rief Rex verächtlich. „Was ist Ernst?"

Er stand auf und trat ans Pult, auf dem die Lampe brannte, öffnete es und nahm einen weißen Bogen Papier heraus. Greif beobachtete ihn gleichgültig. Er hatte nicht gefunden, was er suchte, und war schon darauf bedacht sich zurückzuziehen. Rex beobachtete ihn nicht weiter, sondern zog rasch auf dem Papier einen Kreis, den er mit dem Lineal in zwölf Theile theilte.

„Erinnern Sie sich, der wievielte des Monats es war, an dem wir uns kennen lernten?" fragte er aufblickend.

„Es war ein Montag", sagte Greif und wunderte sich, was der Andere machte.

„Das genügt. Ich habe einen Kalender", sagte Rex.

Er schlug in seinem Taschenkalender nach, stellte eine kurze Berechnung an und machte rasch einige Zeichen und Figuren in die verschiedenen Abtheilungen des Kreises. Als

er damit fertig war, sah er die Aufzeichnungen aufmerksam an. Das Ganze hatte etwa eine Viertelstunde gedauert.

„Es wundert mich nicht, daß Sie in Sorge sind," bemerkte er, als er sich wieder auf den Lehnstuhl setzte und noch immer das Blatt in der Hand hielt.

„Was haben Sie herausbekommen?" fragte Greif mit ungläubigem Lächeln.

„Ihnen und Ihren Angehörigen droht ein großes Unglück", versetzte Rex. „Ich vermuthe, Sie wissen das, und darum wollen Sie in die Zukunft schauen."

Greifs Wange erbleichte langsam, nicht über diese Mittheilung, sondern bei dem Gedanken, daß dieser zufällige Bekannte vielleicht etwas von Rieseneck's Existenz und all dem, was seine Rückkehr mit sich bringen dürfte, wissen könnte.

„Herr Rex," sagte er ernst, „haben Sie die Güte mir zu sagen, was Sie über mich und meine Familie aus anderen Quellen wissen, als durch jenen Bogen Papier."

„Nicht viel", antwortete Rex mit trocknem Lachen. „Ich wußte kaum etwas von Ihrer Existenz, ehe ich Sie neulich traf, und habe seitdem Ihren Namen nicht erwähnt noch aussprechen hören."

„Nun dann können Sie gar nichts wissen, und Ihre Zeichnungen können Ihnen nichts sagen", erwiederte Greif; er war aber noch nicht entschieden, ob er sich durch diese Betheuerung des Nichtwissens erleichtert fühlen oder ihre Wahrheit anzweifeln sollte.

„Soll ich Ihnen sagen, was ich hier sehe?"

„Sagen Sie mir, welcher Art das Unglück sein wird."

„Die Art oder die Ursache desselben?" fragte Rex und betrachtete forschend das Blatt Papier.

„Ich vermuthe, beide müssen in genauem Zusammen-

hange stehen. Sagen Sie mir zuerst die Ursache, das wird der beste Prüfstein sein."

Rex legte das Papier auf den Schooß, faltete die Hände und sah seinen Besucher an.

„Herr von Greifenstein, dies ist eine sehr ernste Sache," sagte er. „Wenn ich Ihnen sage, was ich soeben entdeckt habe, werden Sie sicherlich glauben, ich hätte es alles bereits gewußt und spielte Komödie. Sie müssen entweder versprechen, an meine Aufrichtigkeit zu glauben, oder wir müssen diese Sache ganz fallen lassen oder von etwas Anderem reden."

Greif schwieg einige Augenblicke. Es abschlagen hieß, einen Mann beleidigen, an den er aus eigenem Antrieb die Frage gestellt hatte. Das Versprechen geben, mit der Absicht, es zu halten, war unmöglich. Er befand sich in peinlicher Verlegenheit. Rex half ihm mit seiner gewohnten Geschicklichkeit heraus.

„Ich will Ihnen sagen, was in Ihrer Seele vorgeht und weshalb Sie schweigen", sagte er. „Sie fühlen, Sie können mir nicht glauben. Ich mache Ihnen daraus keinen Vorwurf. Sie wollen in einem solchen Fall nicht Ihr Wort geben, denn Sie müßten es brechen. Sie haben recht. Sie sind sehr neugierig zu erfahren, wie viel ich von Ihnen weiß. Das ist ganz natürlich. Somit ist das Klügste, Ihre Neugier zum Opfer zu bringen, und ich werde dieses Blatt zerreißen."

„Nein — warten Sie einen Augenblick!" rief Greif rasch und streckte die Hand aus, um es zu verhindern.

„Ich weiß keinen anderen Ausweg aus der Schwierigkeit", bemerkte Rex, indem er sich in seinen Stuhl zurücklehnte und den Ofen ansah. „Indessen Sie könnten es auch so machen. Sie mögen von mir denken, was Sie

wollen, wenn Sie nur Ihre Zweifel nicht aussprechen. Ich bin der friedfertigste Mensch und in meinem Alter durchaus abgeneigt, mich zu schlagen. Ueberdies stellten Sie die Frage, die zu all diesem geführt hat. Selbst wenn ich sie beantworte, bin ich doch darum noch nicht verpflichtet, die Gründe für meine Antwort anzugeben. Ich glaube nicht, daß das Ehrengesetz dies erfordert, und wenn in meiner Voraussetzung nichts Beleidigendes für Sie liegt, sehe ich nicht ein, weshalb wir streiten sollten, noch was es darauf ankommt, wie ich zu meinem Wissen gekommen bin. Ich will auch versprechen, es keinem Anderen mitzutheilen. Natürlich wäre es das Einfachste, gar nicht mehr über die Sache zu sprechen."

Rexens Worte ließen die Angelegenheit in einem anderen Licht erscheinen. Greif war sich bewußt, daß er nicht das Haus verlassen wollte, ohne zu erfahren, wie viel der Andere wußte, und wenn diese Nachgiebigkeit gegen seine Neugier auch wenig schmeichelhaft für seinen Stolz war, war doch so viel sicher, daß er erfahren konnte, was er wünschte, ohne seiner Würde etwas zu vergeben, wenn er Rexens Rath befolgte.

„Wie ich es verstehe, ist dies das Uebereinkommen", antwortete er endlich. „Sie sagen mir, was Sie wissen, und ich enthalte mich jeder Bemerkung über die Art und Weise, auf welche Sie zu dieser Kenntniß gekommen sind. Ist das, was Sie wünschen?"

„Es ist, was ich vorschlage", sagte Rex. „Und ich verpflichte mich aus freien Stücken, über die Sache zu schweigen."

„Gut. Wollen Sie nun in Ihren Voraussagungen fortfahren? Wollen Sie mir die Ursache der Gefahr sagen?"

„Ihnen und Ihrer Familie droht großes Unglück durch die Rückkehr eines unheilbringenden Menschen, — vermuthlich eines Verwandten, der viele Jahre abwesend war."

Greif fuhr bei dieser zutreffenden Behauptung zusammen und ein zorniger Ausruf trat ihm auf die Lippen; allein er erinnerte sich des soeben eingegangenen Vertrags.

„Wird er zurückkehren?" fragte er in einem Ton, der Rex bewies, daß er nicht im Irrthum war.

„Unvermeidlich", antwortete Letzterer. „Darin besteht das Eigenthümliche Ihrer Lage. Sie sind dem Unausbleiblichen verfallen. Sie können die Katastrophe auch nicht um einen Tag aufhalten, eben so wenig wie Sie einen der Planeten verhindern können, an einen bestimmten Punkt auf seiner Bahn zurückzukehren. Er wird kommen — lassen Sie sehen — —

„Können Sie mir sagen wann?" fragte Greif, der für den Augenblick seine Zweifel vergessen hatte.

Rex schien eine Berechnung anzustellen und sie mehrmals zu wiederholen, um seiner Sache sicher zu sein.

„In etwa drei Monaten. Wahrscheinlich vor Weihnachten. Er ist jetzt in weiter Ferne — im Südwesten" — —

„Es ist unmöglich, daß Sie das alles errathen können!" rief Greif in großer Aufregung aufspringend.

„Ich dachte, Sie sollten keine Ansicht aussprechen," bemerkte Rex und sah den jungen Mann kalt an.

„Können Sie ihn beschreiben?" fragte Greif beinahe wild.

„O ja", erwiederte der Andere. „Er ist ältlich, eigentlich schon alt; etwa ein Sechziger. Er ist heftig, unzuverlässig, gewöhnlich unglücklich, vielleicht entehrt. Das ist

ohne Zweifel der Grund, weshalb Sie seine Rückkehr fürchten" —

„Hören Sie, Herr Rex!" rief Greif, ihm heftig ins Wort fallend. „Ich mache mir nichts aus unserem sogenannten Vertrag" — —

„Sie gingen darauf ein. Ich wünschte nicht, weiter über die Sache zu sprechen."

„Wollen Sie den Vertrag aufheben?" fragte Greif verzweifelt.

„O nein auf keinen Fall", antwortete sein Quälgeist. „Und Sie werden ihn auch nicht außer Acht lassen. Sie sind ein Mann von Wort, Herr von Greifenstein. Alles, was ich thun kann, ist schweigen und Ihnen nichts mehr sagen."

„Das braucht mich nicht daran zu verhindern, mit Ihnen um etwas Anderes Streit anzufangen." —

„Nein, wenn es Ihnen möglich ist. Es ist nicht so leicht, sich mit mir zu streiten."

„Aber wenn ich Sie beleidigte" —

„Das werden Sie nicht thun", versetzte Rex ruhig und ernst. „Sie haben sich verpflichtet, mich nicht wegen meiner Voraussagungen anzugreifen, und was anderen Grund zu Zwistigkeiten anbetrifft, dürfte es schwer sein, einen zu finden, denn Sie kamen hieher, um mir einen freundschaftlichen Besuch zu machen, nicht um Händel anzufangen. Ich denke, das müssen Sie einsehen."

Greif ging einige Minuten schweigend im Zimmer auf und ab. Er fühlte die Ueberlegenheit von Rexens Stellung und wollte sich nicht dazu herablassen, durch eine brutale Unhöflichkeit den Bruch gewaltsam herbeizuführen. Zugleich war er außer sich bei dem Gedanken, daß Rex ihm noch nicht die Hälfte von dem gesagt hatte, was er wußte.

„Sie haben recht!“ rief er endlich. „Ich bin ein Narr!“

„Nein, Sie sind eine Verbindung von Kreisläufen“, antwortete Rex lächelnd. „Soll ich Ihnen noch etwas sehr Merkwürdiges erzählen?“

„Sagen Sie mir alles!“ versetzte Greif plötzlich entschlossen.

„Dem natürlichen Gang der Dinge nach sollten Sie heute Nachricht von dem Betreffenden haben. Ehe Sie herkamen hatten Sie keine erhalten?“

„Nein, und nichts kommt mir unwahrscheinlicher vor, als daß ich überhaupt Nachricht von ihm erhalten sollte, außer dem, was Sie mir sagen. Ueberdies könnte ich diese Möglichkeit verhüten.“

„Wie das?“ fragte Rex.

„Indem ich bis Mitternacht Ihre Gastfreundschaft in Anspruch nähme“, antwortete Greif mit einem Lachen, aus dem wieder seine natürliche gute Laune sprach.

„Wollen Sie das thun?“ fragte Rex mit dem größten Entgegenkommen. „Hier ist eine Probe für meine Wahrhaftigkeit: ob Sie hier bleiben, oder nach Hause gehen, oder einsam am Flusse hinwandern, vor Mitternacht werden Sie etwas von dem Betreffenden hören.“

„Allein Niemand weiß, daß ich hier bin.“

„Die Sterne wissen es“, antwortete Rex lächelnd. „Wollen Sie bei mir bleiben oder nach Hause gehen? Es ist ganz gleich, nur daß Sie mir durch Ihr Hierbleiben das Vergnügen Ihrer Gesellschaft verschaffen“ —

„Was ist das?“ fragte Greif. Man hörte lautes Klopfen an der äußeren Thür.

„Wahrscheinlich Nachricht von Ihrem Onkel“, versetzte Rex unerschüttert. „Wollen Sie selbst die Thür öffnen? Dann ist keine Täuschung möglich.“

„Ja, ich will selbst aufmachen.“ Draußen stand ein Bote vom Telegraphenamt und fragte, ob Herr von Greifenstein da wäre.

„Wie wußten Sie, daß ich hier war?“ fragte Greif.

„Es stand dringlich darauf und da fragte ich beim Pudel nach“, antwortete der Bote grinsend, indem er den Beamten mit dem Studentenausdruck bezeichnete.

Greif eilte ins Zimmer und riß den Umschlag auf; sein Gesicht war bleich vor Aufregung.

„Mein Vater telegraphirt: „Dein Onkel schreibt, er beabsichtigt sofort zurückzukehren.“ — Um Himmelswillen.“

Er warf Rex den Zettel zu und sank auf den Stuhl zurück, überwältigt von einem Gefühl, das der Furcht sehr nahe kam.

Rex sah die Depesche an und fuhr dann fort, seine Zeichnung zu studiren ohne Erstaunen zu verrathen.

Achtes Kapitel.

Greif's erstes Gefühl war Erstaunen, beinahe Bestürzung. Rex hätte sich keine schlagendere Erfüllung seiner Voraussagung wünschen können, als der Zufall sie ihm in diesem Falle gebracht hatte. Denn er gestand sich selbst ein, daß das Glück ihm günstig gewesen, obschon das Eintreffen der Nachricht am selben Tage nach seiner Ansicht kein bloß zufälliges Zusammentreffen war. Das Telegramm hätte zu jedem anderen Augenblick ankommen und Greif an einem anderen Orte treffen können. Greif sah natürlich sofort ein, wie unmöglich es war, daß Rex diesen Vorfall vorhersehen oder die ihn begleitenden Umstände hätte planen können. Er konnte nicht wissen, daß Greif an diesem Abend

zu ihm kommen würde, wenn er nicht allwissend war, und überdies kam die Depesche soeben vom Telegraphenamt und zwischen ihrem Eintreffen daselbst und ihrer Abgabe in Greif's Hände waren kaum zwanzig Minuten vergangen.

War schon der Vorfall an sich merkwürdig, so war seine Wirkung auf den jungen Mann mindestens eben so unerwartet. Greif hatte bisher alle Leute verachtet, die sich mit übernatürlichen Dingen zu befassen behaupteten, und hatte alle sogenannten Bethätigungen von Spiritualismus, Mesmerismus und übernatürlichen Kräften verlacht. Als er gehört, der große Astronom Zöllner habe ein Buch geschrieben, um die Vorstellungen des Mediums Slade mittelst der mathematischen Theorie einer vierten Dimension des Raumes zu erklären, hatte Greif den Gelehrten für rein verrückt gehalten. Bis zu dem Augenblick, da das Telegramm eintraf, war er überzeugt, Rex wäre ein Betrüger, der zufällig Einiges über die Familie Greifenstein in Erfahrung gebracht hatte und nun versuchte, den Zauberer zu spielen, indem er von seiner Kenntniß geschickten Gebrauch machte. Als Greif plötzlich einem unerklärlichen Phänomen gegenüberstand, versagte ihm seine Vernunft ganz und gar den Dienst. Die eben erhaltene Nachricht war erschreckend, allein die Bestürzung über ihr Eintreffen gerade in diesem Augenblick ließ selbst Riesenecks Rückkehr unbedeutend erscheinen im Vergleich zu Rexens Fähigkeit, dieses Ereigniß vorauszusagen.

„Ich begreife es nicht", sagte Greif Rex anstarrend.

„Ich auch nicht, bis auf einen gewissen Punkt," sagte dieser von seinem Blatt Papier aufblickend.

Wie konnten Sie es wissen?"

„Ich wußte es nicht vorher, sondern erst einige Minuten,

ehe ich es Ihnen sagte. Sie dachten freilich, ich hätte es gewußt. Es ist ganz natürlich."

„Es konnte kaum ein bloß zufälliges Zusammentreffen sein", sagte Greif halb für sich.

„Kaum." Rer lächelte.

„Und doch", fuhr Greif fort, „sehe ich nicht ein, auf welche Weise es sich alles erklären läßt."

„Ich könnte es Ihnen zeigen, aber dazu würden mehrere Jahre gehören."

„Es ist nicht eine persönliche Begabung?"

„Nein, es ist eine Wissenschaft."

„Welcher Art?"

„Es ist der Theil der Astronomie, an welchen die große Menge nicht glaubt. Verstehen Sie?"

„Astrologie?" fragte Greif mit ziemlich albernem, aber ungläubigem Lächeln. „Ich dachte, das wäre nichts als mittelalterlicher Aberglaube."

„Sie gilt dafür. Ob sie wirklich nichts Besseres ist als Aberglauben, haben Sie soeben Gelegenheit gehabt, selbst zu beurtheilen."

„Aber wie können Sie sie mit ernster Wissenschaft in Einklang bringen?"

„Der Kreislauf bringt alles in Einklang, — selbst Menschen, welche im Begriff standen sich zu streiten, wenn nur die Umstände günstig sind."

„Aber wenn all' dies wahr ist, so ist kein Grund vorhanden, weshalb Sie nicht alles wissen sollten" — —

„Nicht alles. Es giebt Fälle, bei denen es von Anfang an klar ist, daß sich eine Frage nicht beantworten läßt. Mit besseren Werkzeugen könnte man viel mehr leisten. Allein man kann vieles voraussagen, wenn man sich die Mühe nimmt. Wollen Sie noch mehr

von dem hören, was ich in Bezug auf Sie entdeckt habe?"

Greif zögerte. Seine entschieden rationelle Geistesrichtung sagte ihm, daß am Ende doch Taschenspielerei bei der so eben eingetroffenen Erfüllung der Voraussagung mitgewirkt haben könnte, obschon er es nicht entdecken konnte. Wenn aber Rex die Zukunft verkündete, so fühlte Greif, daß die Voraussagung ihn beeinflussen und vielleicht sehr unglücklich machen würde, während sie sich am Ende als ganz falsch herausstellen könnte. Er hielt es für vernünftiger abzuwarten und dem vorgeblichen Astrologen eine Falle zu stellen, indem er ein ander Mal eine Frage an ihn richtete, in Betreff derer er von Rexens völliger Unkenntniß ganz sicher war. Dieser Beschluß stimmte durchaus zu Greif's vorsichtiger Natur, welche instinctiv dem Zeugniß der Sinne über einen gewissen Punkt hinaus mißtraute und das Experiment mit ächt deutschem Skepticismus anstellen, nichts dem Zufall überlassen und das Ergebniß durch Läuterung der Mittel kräftiger machen wollte.

„Ich danke Ihnen", sagte er. „Für jetzt möchte ich nichts mehr hören."

„Das heißt so viel, als Sie wollen nächster Tage eine unerwartete Frage an mich richten, um mich auf die Probe zu stellen," bemerkte Rex lächelnd.

Greif lachte etwas verlegen, denn die Bemerkung drückte genau aus, was in seiner Seele vorging.

„Ich gestehe, das war meine Absicht. Wie wußten Sie, was ich dachte?"

„Aus Erfahrung. Sind nicht neun Zehntel jedes menschlichen Wesens genau den neun Zehnteln eines anderen gleich? Die Schwierigkeiten des Lebens stehen in

Verbindung mit dem Zehntel, welches auch nicht bei zweien das gleiche ist."

„Ihre Erfahrung muß sehr groß gewesen sein."

„Gerade groß genug, um mich zu lehren, bei welchem Punkt alle Erfahrung nutzlos ist."

„Und welches ist der Punkt?"

„Gewöhnlich der süßeste im Leben, und auch der gefährlichste."

„Sie sprechen in Räthseln, Herr Rex."

„Das Leben des Einen ist für den Andern ein Räthsel, und wenn es ihm gelingt es zu errathen, schreit er, es war Betrug und nicht des Rathens werth."

„Ich vermuthe, Sie sind ein Menschenhasser?" sagte Greif.

„Weshalb sollte ich das sein? Die Welt gewährt mir alles, was ich verlange, und wenn das nicht viel ist, liegt die Schuld an meiner geringen Phantasie. Die Welt ist ein Blumengarten. Wenn Sie Blumen gern haben, pflücken Sie sie. Das Glück besteht darin zu wissen, was wir wollen, oder in der Einbildung, daß wir etwas haben wollen; es dann zu nehmen, ist eine leichte Sache."

„Danach müßte Jeder glücklich sein."

„Jeder könnte es sein, wenn Jeder die Folgen auf sich nehmen wollte. Daran stößt sich's, es fehlt ein Loth Entschlossenheit und ein Gramm Muth."

„Paradoxen!" rief Greif. „Das Leben ist eine ernstere Sache" —

„Als der Tod? Sicherlich!" Rex lachte.

„Das habe ich nicht gesagt", versetzte Greif ernst. „Der Tod ist das ernsteste aller irdischen Dinge. Niemand kann darüber lachen."

„Dann bin ich der Einzige auf der Welt. Ich lache

darüber. Ernst? Ei, es ist die Sache eines Augenblicks im Vergleich zu einer Lebenszeit des Genusses."

„Und was darauf folgen mag, beunruhigt Sie nicht?"

„Weshalb sollte es? Ist Sinn darin, sich durch die Ausgeburten hysterischer Phantasien von anderen Leuten elend machen zu lassen?"

Greif schwieg. Er war jung genug und harmlos genug, um sich über Rexens Gleichgültigkeit und Unglauben zu entsetzen, und dennoch übte der Mann auf ihn einen Einfluß aus, den er fühlte, ohne ihm zu widerstreben. Worte, welche im Munde eines Corpsstudenten, der bei seinem zwanzigsten Maß Bier über die Unsterblichkeit der Seele sprach, schaal geklungen hätten, machten von den Lippen des ruhigen ernsten Astronomen mit den seltsamen Augen einen ganz anderen Eindruck. Greif war unheimlich zu Muthe, und doch wußte er, daß er Rex bald wieder aufsuchen würde. Gegenwärtig waren seine Gedanken verwirrt und nach kurzem Schweigen stand er auf, um fortzugehen.

„Vergessen Sie nicht Ihr Telegramm", sagte Rex, indem er es ihm reichte.

„Werden Sie morgen das philosophische Colleg besuchen?" fragte Greif an der Thür.

„Vielleicht."

Rex bestand darauf, seinen Gast die Treppe hinunter bis zur Hausthür zu begleiten, in Rücksicht auf die herrschende Dunkelheit eine eigentlich nothwendige Höflichkeit. Während Greif die enge Gasse hinabging, stand Rex, das Licht mit der Hand beschattend, an der Thür und lauschte auf die in der Ferne verhallenden Schritte. Dann trat er ins Haus zurück und ging wieder herauf in seine Wohnung.

„Es lebe die Astrologie!" rief er, als er sich dem leeren Stuhl gegenüber niederließ, auf dem Greif gesessen

hatte. Lange Zeit rührte er sich nicht, sondern saß mit halbgeschlossenen Augen still auf seinem Platz, in Nachdenken über das eben stattgefundene Gespräch versunken. Als er endlich aufstand, war er zu dem Schluß gekommen, daß seine Uebersiedelung nach Schwarzburg ein Schritt wäre, zu dem er sich Glück wünschen könnte.

Von dem Tage an entwickelte sich seine Bekanntschaft mit Greif allmälig zu vertrauter Freundschaft. Zuerst war das Wachsen derselben kaum bemerkbar, allein ehe ein Monat ins Land gegangen, waren die Beiden fast täglich zusammen. Greif's Kameraden murrten darüber. In ihren Augen war es etwas Trauriges, und sie konnten sich nicht darein finden. Greif aber erklärte, er dächte ernstlich an sein Examen, und man müßte ihm den Umgang mit einem viel älteren Manne zu gute halten, nachdem er doch die besten Jahre seiner Universitätszeit dem Corps gewidmet hätte. Er erbot sich sogar, sein Amt als erster Chargirter niederzulegen, allein der Vorschlag erregte einen Sturm von Widerspruch, und so trug er die gelbe Mütze nach wie vor.

Er schrieb häufig an seinen Vater, allein nach der ersten Bestätigung des Telegramms hörte er nichts mehr über Rieseneck. Er beschrieb Rex und erzählte von seiner zunehmenden Freundschaft mit dem merkwürdigen Gelehrten, der alles zu wissen schien, und der alte Greifenstein freute sich, daß der Sinn seines Sohnes eine ernstere Richtung annahm. Greif schrieb auch öfters an seine Mutter, in zärtlicheren Ausdrücken als bisher, aber ihre Antworten waren kurz und unbefriedigend und erregten nie in seinem Herzen das innige Gefühl von Mitleid und Liebe, welches ihn zu seiner eigenen Ueberraschung während der letzten Wochen zu Hause überkommen hatte. Er schrieb auch an

Hilda, doch in ihren Briefen war eine solche Traurigkeit, daß ihm oft bange war, sie zu öffnen. In solchen Augenblicken überkam ihn die Angst um die Zukunft mit doppelter Gewalt, bis er anfing zu glauben, die Person, welche von dem bevorstehenden Unheil am meisten bedroht wäre, müsse Hilda selbst sein. Mehr als ein Mal dachte er daran, Rex direct darüber zu befragen, auf daß er ihm mittelst seiner geheimen Kunst darauf antworte. Es wäre ihm ein Trost gewesen, wenn die Antwort seinen ungewissen Ahnungen widersprochen hätte, andererseits aber erschien es ihm wie eine Entweihung seiner Liebe, wenn er seinem Freunde die Verhältnisse auseinandersetzte. Er sprach niemals von Hilda, und Rex wußte nichts von ihrer Existenz.

Und doch war Rex immer um ihn, er machte einen Theil seines Lebens aus, war an all' seinen Plänen betheiligt, trug zu all' seinem Denken etwas bei. Greif würde nicht zugegeben haben, daß er unter dem Einflusse dieses Mannes stünde, und der Student der Astronomie würde nie auf eine derartige Ueberlegenheit Anspruch gemacht haben. Dennoch war es Thatsache, daß Greif seinen Freund beinahe täglich um Rath fragte und sowohl daraus, wie aus der unerschöpflichen Fundgrube des Wissens, welche ihm der Mathematiker zur Verfügung stellte, großen Nutzen zog. Indessen stellte Greif nicht die beabsichtigte Falle, um Rexens Wissenschaft auf die Probe zu stellen, oder je nachdem, seine Charlatanerie an den Tag zu bringen. Er konnte sich nicht zu dem Experimente entschließen, denn er gewann Rex immer lieber und fing an zu fürchten, daß irgend etwas ihre Freundschaft stören könnte.

Eines Abends im November saßen Greif und Rex zusammen in der Ecke an einem Marmortischchen in dem ersten Restaurant der Stadt. Sie aßen oft dort, weil keine

Studenten da verkehrten und sie vor Störungen sicherer waren als in den gewöhnlichen Bierkneipen. Sie hatten ihr Mahl beendet, der Tisch war abgedeckt, und sie unterhielten sich bei dem Rest einer Flasche Markgräfler. Greif rauchte und Rex skizzirte den Kopf seines Freundes auf dem Marmortisch.

Ein Student trat in den Saal, sah sich unter den Anwesenden um und setzte sich dann in die Nähe der beiden Freunde, indem er dabei grüßend seine blaue Mütze berührte. Das Paar erwiederte den Gruß und setzte das Gespräch fort. Der Student war vom Corps der Rhenanen, ein großer finsterer junger Mann, augenscheinlich kräftig und lebhaft, aber bleich und hager. Greif kannte ihn von Ansehen. Sein Name war Bauer, und er hatte in letzter Zeit bedeutenden Ruf auf der Mensur gewonnen. Rex sah ihn ein Mal neugierig an und wendete ihm dann weiter keinen Blick zu, als hätte der eine genügt, um sein geistiges Abbild zu fixiren. Bauer bestellte ein Glas Bier, zündete eine dunkle Cigarre an und lehnte sich gegen die Wand zurück, indem er die Leute an den anderen Tischen finster anstarrte. Er sah aus wie ein Mensch in äußerst übler Laune, dem irgend ein schlimmer Streich eine angenehme Abwechselung sein würde. Rex ließ von seinen Skizzen von Greif's Kopf ab, sah verstohlen nach der Uhr und fing an statt dessen Kreise und mathematische Figuren zu ziehen. Dann steckte er die Hand in die Tasche und holte den Kalender heraus, welchen er immer bei sich trug.

„Was machst Du?“ fragte Greif, indem er sich mitten im Worte unterbrach.

„Nichts Besonderes“, sagte Rex. „Nur weiter! Ich höre zu.“

„Ich sagte eben,“ fuhr Greif fort, „daß mir meine



heimathliche Gegend besser gefällt, obgleich man sie minder kultivirt nennen kann, wenn man will."

„Das ist natürlich", sagte Rex, ohne von seiner Zeichnung aufzublicken. „Ich glaube, Jedem gefällt das Land seiner Geburt am besten, wenn sich nämlich angenehme Erinnerungen daran knüpfen." Dann sprach er einige Worte für sich, von denen Greif nicht Notiz nahm.

„Saturn im Sinken — fallend — wandernd" — —

„Es ist nicht nur das!" sagte Greif. „Sieh den Rhein an, wie flach und langweilig und häßlich werden seine Ufer" —

Er wurde plötzlich durch das Herantreten des anderen Studenten unterbrochen, der aufgesprungen war und dicht vor ihm stehend, seine Mütze berührte und sich steif verbeugte.

„Entschuldigen Sie," sagte er in herbem Ton, „mein Name ist Bauer — aus Köln — ich muß Sie recht sehr bitten, den Rhein nicht an einem öffentlichen Orte, noch in meiner Gegenwart zu beschimpfen."

Greif sprang sofort auf, höchlich erstaunt, daß Jemand unter solchem Vorwande mit ihm Händel suchte. Indessen noch ehe er antworten konnte, war Rex ihm zuvorgekommen, indem er den Studenten mit einer Stimme anredete, die durch den weiten Saal schallte.

„Halten Sie den Mund, dummer Junge!" sagte er und zum ersten Male, seit sie Freundschaft geschlossen, erkannte Greif den zornigen Ton wieder, den er bei seinem ersten Besuche in Rexens Wohnung durch die Thür gehört hatte.

„Prosit!" brummte Bauer. „Wer sind Sie, wenns beliebt?"

„Mein Name ist Rex. Meine Freunde, die Schwaben, werden die Sache in Ordnung bringen."

„Ich wünsche auch mit Ihnen zu hängen", sagte Greif höflich, sich einer hergebrachten Redensart bedienend.

„Prosit!" brummte Bauer wieder. Er nahm die Karte, welche Rex ihm reichte, drehte sich dann mit kaum merklichem Gruß auf dem Absatz um und verließ den Saal.

Greif blieb einige Augenblicke stehen und sah dem fortgehenden Studenten nach. Man sah ihm den Aerger über den Streit an, und ein Schatten von Zorn verdunkelte sein sonst so strahlendes Gesicht.

„Setz Dich", sagte Rex ruhig.

„Wir müssen sogleich fort", sagte Greif, indem er sich mechanisch wieder auf seinen Platz setzte. „Morgen früh giebt's auf dem Paukboden zu thun, ein Dutzend Mensuren, wenn nicht mehr, und ich will vor dem Frühstück mit dem Kerl abrechnen."

„Das heißt, ich", sagte Rex und steckte seinen Kalender nebst Bleistift in die Tasche.

„Du?" rief Greif voll Erstaunen.

„Warum nicht. Ich kann es verlangen. Ich habe ihn gründlich beleidigt, ehe Du ihn fordertest."

„Willst Du damit sagen, daß Du, Rex, ein gesetztes altes Haus von wer weiß wie vielen Semestern, losgehen willst und Dich mit Schlägern pauken wie einer von uns?"

„Ja, das will ich. Und als Chargirter Deines Corps bitte ich Dich, die Sache für morgen früh zu arrangiren."

„Du bestehst darauf? Seit wann hast Du nicht gefochten? Es sollte mir um Deinen schönen braunen Bart leid thun, wenn Du ihn wegen eines tiefen Schmisses zur Hälfte abrasiren müßtest." Greif lachte lustig bei dem Gedanken, und Rex lächelte.

„Ja, mein Freund, ich bestehe darauf. Laß nur mei-

nen Bart! Der Jüngling wird manch liebes Semester sich nicht wieder pauken, wenn ich erst mit ihm fertig bin."

„Warst Du denn früher so ein famoser Schläger?"

„Nein. Nichts Besonderes; aber mit Herrn Bauer kann ich fertig werden."

„Das weiß ich doch noch nicht", sagte Greif kopfschüttelnd. „Es ist einer von den Besten. Er ist ausdrücklich hierher gekommen, um mit mir Streit anzufangen, weil ich für den Besten auf der Universität gelte. Er will sich einen Namen machen. Du solltest Dich lieber in Acht nehmen."

„Fürchte nichts! Gehe und arrangire die Sache. Ich werde hier bleiben, bis Du zurückkommst. Es ist noch zu früh, um nach Hause zu gehen."

Greif verwunderte sich über die Entschiedenheit seines Freundes, hatte aber keine andere Wahl, als zu thun, was von ihm verlangt wurde. Er ging rasch nach der Kneipe, wo er sicher war, den zweiten Chargirten zu treffen und wahrscheinlich noch ein Dutzend Andere von seinem Corps. Bei jedem Schritte erschien ihm die Geschichte fataler und unerklärlicher. Er konnte nicht begreifen, weshalb Rex sich in den Streit gemischt hatte, und ärgerte sich, daß er die Sache nicht sofort mit Bauer ausfechten konnte. Er war noch nicht mit sich im Klaren, als er die Thür des Zimmers aufstieß, in dem seine Kameraden saßen. Ein Chor von Freudenrufen begrüßte ihn.

Ein paar Füchse sprangen auf und halfen ihm, seinen dicken Ueberzieher ablegen; ein anderer ließ ihm rasch seinen Lieblingskrug mit Bier füllen. Der zweite Chargirte, ein stämmiger Bursche mit vielen Narben im Gesicht und einer Hand wie ein westphälischer Schinken, machte ihm neben sich Platz.

„Wir haben Skandal gehabt“, sagte Greif, nachdem er sich an den Tisch gesetzt und auf die Gesundheit aller Anwesenden getrunken hatte.

„Ha! das ist famos!“ sagte der zweite lachend. „Erzähle uns alles!“ Er trank seinen großen Maßkrug aus und reichte ihn einem Fuchs, um ihn frisch füllen zu lassen. Dann that er einen tüchtigen Zug aus seiner Pfeife und setzte sich zurecht, um aufmerksam zuzuhören.

„Wir haben im Palmengarten Skandal gehabt“, sagte Greif. „Rex und ich“ — —

„Du hast Dich mit Rex gezankt?“ unterbrach ihn der zweite Chargirte. Er und alle Corpsbrüder konnten Rex nicht leiden, weil er ihnen Greif fortnahm. Hier war ein Hoffnungsstrahl für den ersten Chargirten, wenn er sich mit seinem philiströsen Bekannten gezankt hatte, und sämmtliche Anwesenden wechselten bedeutungsvolle Blicke.

„Nein, das nicht. Ein Rhenane hat sich mit uns Beiden gezankt. Er sagt, sein Name ist Bauer. Rex nannte ihn einen dummen Jungen und sagte ihm, er sollte den Mund halten, noch ehe ich sprechen konnte.“

„Rex!!“ riefen alle Studenten im Chor.

„Ha! das ist famos!“ rief der zweite Chargirte lachend und blies den Schaum von seinem Bier. „Wenn er sich nur schlagen wird“, setzte er hinzu, ehe er trank.

„Rex ist mein Freund“, sagte Greif ruhig.

Wie mit einem Zauberschlage hörte das Gemurmel auf, und der dicke zweite Chargirte setzte seinen Krug beinahe umgekehrt hin.

„Ich wollte mich zuerst mit dem Kerl schlagen,“ fuhr Greif fort, „aber Rex bestand auf seinem Recht und bat mich als Chargirten, die Sache sofort zu arrangiren. Er will morgen früh mit den Uebrigen zusammen losgehen.“

„Prosit!" sagte der zweite Chargirte lachend.

„Wir hielten ihn für einen Philister! Er muß vierzig Jahre alt sein! Es wird famos werden!" riefen ein Dutzend Stimmen.

„Da er es verlangt, müssen wir ihm den Gefallen thun," sagte Greif.

„Famos! Brillant!" rief der zweite Chargirte noch nachdrücklicher als zuvor; viel mehr sagte er selten, und seine Hand war ungleich beredter als seine Zunge.

„Das hoffe ich", sagte Greif. „Es ist Deine Sache. Du solltest lieber gleich den zweiten Chargirten von den Rhenanen aufsuchen. Rex wartet auf Antwort im Palmengarten. Merk Dir, er will sofort losgehen."

„Er soll sich pauken, bis die Haare herumfliegen", antwortete der zweite Chargirte mit ungewöhnlichem Schwung der Rede, während er seinen Ueberrock anzog und ging.

„Du willst doch nicht auch fort?" fragten die Studenten, als Greif aufstand, um dem andern zu folgen.

„Ich kann Rex nicht warten lassen", meinte Greif.

„Laß ihn herholen! Wenn er wirklich losgehen will, ist er nicht solch ein Philister, wie wir dachten!" riefen einige.

„Wenn ihr's wünscht, will ich ihn holen lassen", versetzte Greif. „Komm her, kleiner Fuchs!" rief er, sich an einen bartlosen Jüngling von riesigem Gliederbau wendend, der schweigend am Ende des Tisches saß. „Geh nach dem Palmengarten und sage, Greifenstein lasse Herrn Rex bitten herzukommen. Stelle Dich ordentlich vor, ehe Du ihn anredest."

Der riesige Jüngling stand auf ohne ein Wort, grüßte feierlich und ging hinaus. Greif war sein Abgott, das Vorbild, dem er nachstrebte, und er gehorchte ihm wie ein Lamm.

„Also Rex will sich schlagen", bemerkte einer der jungen Leute, der Greif gegenüber saß. „War er je in einem Corps?"

„Es ist möglich", versetzte Greif.

„Die Pinschgauer wollten wallfahrten gehn", summte der Student höhnisch, allein er kam nur bis zur ersten Zeile des alten Liedes. Einige lachten, und alle lächelten über die Anspielung auf die komische Schlacht.

„Hört, meine lieben Corpsbrüder," erhob Greif die Stimme, „ich will euch etwas sagen. Rex hat die Absicht, es morgen mit Bauer auszufechten. Wenn er sich feige zeigt und vor dem Rhenanen kneift, so könnt Ihr ihn verspotten, so viel ihr wollt. Ihr wißt recht gut, daß ich dann nichts mehr mit ihm zu thun haben werde, und daß er von allem Verkehr mit unserem Corps ausgeschlossen werden wird. Ich habe so meine eigenen Gedanken über das, was er thun wird, aber Bauer schlägt eine verteufelte Tiefquart und hat einen langen Arm. Bis die Sache entschieden ist, habt ihr kein Recht, einen Ehrenmann, der unser Waffenbeleger sein wird, auszulachen, bloß weil er kein Corpsstudent ist. Er ist eben so gut unser Gast, wie es der erste Chargirte der Saxo-Borussen war, als er im vergangenen Frühjahr von Heidelberg herüber kam, um sich mit dem ersten Chargirten der Franken zu pauken. Jeder, der sich schlagen will, hat Anspruch auf Achtung, bis er zeigt, daß er sich fürchtet Wort zu halten. So — weiter habe ich nichts zu sagen, und ihr wißt, ich habe recht. Hier ist ein volles Glas aufs Wohl aller guten Schwaben! und mögen die schwarz-gelben Schläger sich bewähren, sei es in den Händen eines Gastes oder eines Corpsbruders. Eins, zwei und drei! Suevia Hoch!"

„Hoch! hoch! hoch!" brüllten einige zwanzig lustige junge Stimmen.

Die Rede hatte ihre Wirkung gethan, wie Greif's Reden es gewöhnlich thaten, und alle Studenten tranken einmüthig auf das Wohl des Corps.

„Indessen", sagte der junge Bursch, der das Spottlied gesummt hatte, „Dein Freund hat doch seit der Sintfluth keinen Schläger geführt. Es ist nicht wahrscheinlich, daß er solchen Kerl, wie Bauer absticht, hol' ihn das Donnerwetter! — Ich fühle den Splitter noch heute in der Kinnlade."

„Mein guter Junge," sagte Greif, „eins von beiden wird geschehen. Entweder giebt Rex dem Bauer eine Lection, und dann wird Dir wohler sein, oder Bauer haut ihm eine Tiefquart ins Local, gerade wie Dir, und in dem Falle wirst Du fühlen, daß Du mit Deinem Mißgeschick nicht allein stehst; und das ist auch eine gewisse Genugthuung."

„Du scheinst sehr hoffnungsvoll in Bezug auf Rex", bemerkte der Student. „Da kommt er", setzte er hinzu, als die Thür aufging und Rex in Begleitung des Fuchses erschien.

Alle standen auf, wie es üblich ist, wenn ein Gast unter solchen Umständen erscheint. Rex verbeugte sich und lächelte heiter. Er war schon oft bei den Schwaben zu Gast gewesen nnd kannte alle Anwesenden. Bald saß er zur Rechten des ersten Chargirten. Greif klopfte auf den Tisch.

„Corpsbrüder," sagte er, „unser Freund Rex besucht uns in einer neuen Eigenschaft. Er kommt nicht wie sonst, das Trinkhorn und unsere Lieder mit uns zu theilen. Heute ist er bei uns als unser Waffenbeleger. Laßt uns auf sein spezielles Wohl trinken."

„Auf Ihr spezielles Wohl!" sagten alle Studenten,

indem sie ihre Gläser gegen Rex erhoben und dann einen kurzen Zug thaten.

„Ich löffle mich sofort“, erwiederte Rex, indem er aufstand, mit seinem Glas einen Kreis beschrieb und alle rund um den Tisch ansah. Diese Worte sind von Alters her gebräuchlich. Er trank, verneigte sich und setzte sich wieder. Er wußte recht gut, daß die Schwaben ihm nicht besonders gewogen waren, allein er hatte bei sich beschlossen, daß das bald anders werden sollte.

„Ich gratulire Ihnen zu Ihrem Streit mit Bauer“, sagte derselbe Student, welcher vorhin mit Greif gesprochen hatte. „Sie hätten sich keinen Anderen aussuchen können, den ich so von Herzen hasse. Sehen Sie diesen Schmiß an meiner Kinnlade! zwei Knocheusplitter, eine Arterie und neun Nadeln. Es ist ein schönes Andenken!“

„Ein schöner Hieb!“ versetzte Rex, indem er die Narbe genau besah. „Ein richtiger Renommirschmiß! Ich vermuthe eine Tiefquart.

„Natürlich“, sagte der Andere mit der Ueberlegenheit eines Mannes, der genau weiß, welcher Theil des Gesichtes jedem bestimmten Hiebe ausgesetzt ist. „Es konnte gar nichts Anderes sein! Er hat eine wunderbare Gelenkigkeit der Hand und trifft nie aus Versehen die Bandage — niemals! Sie schlagen eine steile Terz wie der Blitz und sind sofort wieder in der Parade, o ja! aber noch ehe Sie so weit sind, sitzt Ihnen die Tiefquart mitten im Gesicht. Sie können machen, was Sie wollen, es ist immer dieselbe Geschichte.“

Alle hörten zu, und Greif sah den Sprecher finster an; augenscheinlich war es seine Absicht, Rex durch Erzählungen von der Gewandtheit seines Gegners Furcht einzujagen. Rex sah ernst aus, doch nicht im mindesten ängstlich.

—

„So!“ rief er aus. „Wirklich! Nun dann kann ich mir ja einen harten Thaler in die Backe stecken, um meine Zähne zu schützen. Ich habe sehr gute.“

Ein schallendes Gelächter begrüßte diese Antwort.

„Aber das ist gegen das Gesetz“, wandte der Student ein und lachte mit. Er war im Grunde auch ein lustiger Bursch.

„Ja, ich scherzte,“ sagte Rex, „aber ich sah ein Mal einen Mann mit einer eisernen Nase fechten.“

„Wie kam das?“ fragten alle.

„Er war ein tapferer Kerl von der rechten Sorte,“ sagte Rex, „aber er hatte eine lange Nase und einen kurzen Arm. So hatte er es sich in der That angewöhnt, mit der Nase zu pariren, gerade wie eine griechische Statue — Sie wissen ja, allen aufgefundenen Statuen sind die Nasen von den Türken abgeschlagen worden. Die Nase aber ist ein edles Glied und dem Menschen sehr nützlich, wenn er wissen will, ob er in Italien oder in Deutschland ist; indessen als Vertheidigungswaffe läßt sie viel zu wünschen übrig. Der Mann, von dem ich spreche, hatte sich so daran gewöhnt, sie zu diesem Zwecke zu gebrauchen, daß er sie vorstreckte, so oft er etwas wie eine Quart kommen sah, eben so selbstverständlich wie ein Schwein den Rüssel ausstreckt, wenn es eine Eichel sieht. Nach ein paar Semestern saßen die Quarten auf seiner Nase von der Wurzel bis zur Spitze, der Reihe nach wie die Wochentage im Kalender. Aber als das dritte Semester kam, und die Quarten zu nahe an einander trafen und manchmal zwei auf dieselbe Stelle, sagten die Aerzte, die Nase wäre verbraucht, obschon sie dereinst recht tüchtig gewesen, und der Betreffende sagte es dem zweiten Chargirten, und der zweite sagte es dem ersten, und der erste legte es dem versammelten Corps vor.

Darauf hielt der ganze Senioren-Convent einen feierlichen Rath über die kriegsuntüchtige Nase und beschloß, daß der Besitzer derselben sich nicht mehr zu schlagen brauchte. Aber er war nicht nur tapfer, sondern auch erfindungsreich wie Prometheus und hatte dazu den diabolischen Humor, durch welchen sich ein gewisser Mephistopheles so sehr auszeichnet. Er erklärte sich bereit, noch ferner zu fechten, wenn ihm eine eiserne Nase gestattet würde. Götz von Berlichingen, sagte er, habe mit seiner eisernen Hand Schlachten gewonnen. Hier läge ein ähnlicher Fall vor. Der Vorschlag kam zur Abstimmung und wurde unter donnerndem Applaus einstimmig angenommen. Die eiserne Nase wurde gemacht und an die eiserne Brille befestigt, und als mein Freund auf der Mensur erschien, sah er aus wie Kladderadatsch, der sich als Arminius verkleidet hat. Er verbrauchte zwei eiserne Nasen, während er noch dem Corps angehörte, allein diese kleine Ausgabe wurde durch Zerstörung der feindlichen Waffen mehr als ausgeglichen. Als er abzog, wurde sein Nasenharnisch neben seiner lebensgroßen Photographie aufgehängt und hängt noch heute über zwei gekreuzten Rapieren in der Kneipe. Das ist die Geschichte von dem Mann mit der eisernen Nase."

Während Rex seine Geschichte erzählte, hatten die Anderen gekichert, und als er fertig war, brüllten die Studenten vor Vergnügen. Rex hatte sich bisher nie so sehr bemüht, sie zu unterhalten, und der Erfolg seiner Geschichte war ungeheuer.

„Er spricht, als ob er etwas davon versteht," sagte der Eine und stieß seinen Nachbar an.

„Vielleicht hat er geholfen, die Nase abnutzen," versetzte der Andere lachend.

„Auf Ihrer aller Gesundheit!" rief Rex das volle Glas

austrinkend, „und möge keiner von Ihnen je Quarten mit dem Rüssel pariren!" fügte er hinzu, als er das leere Glas niedersetzte.

„Haha! Das ist famos!" ertönte die Stimme des stämmigen zweiten Chargirten, als er mit freudestrahlendem Gesicht ins Zimmer trat. „Füchse raus!" — Wir müssen über Geschäfte sprechen!"

Die Füchse, welche nicht das Vorrecht hatten, die Berathungen ihrer Senioren in so ernsten Angelegenheiten mit anzuhören, standen auf und gingen mit ihren Pfeifen und Bierkrügen hinaus. Dann setzte sich der zweite Chargirte auf seinen Platz.

„Nun?" fragte Greif. „Ist alles in Ordnung?"

„Ja. Das Unthier wollte sich zuerst mit Dir schlagen. Ich sagte aber, der Philister — entschuldigen Sie, es ist nicht böse gemeint — bestünde auf seinem Recht. Gut. Na und das war alles."

Der zweite Chargirte vergrub seine Nase in den schäumenden Krug.

„Also auf morgen früh?" fragte Rex ruhig.

„Palmengarten, Hinterpforte. Punkt vier."

„Was meinst Du?" fragte Greif. „Sollen wir im Palmengarten fechten, im Restaurant?"

Der zweite Chargirte nickte und steckte sich die Pfeife an. „Poetisch", bemerkte er. „Marmorboden — Fontäne — Palmen im Hintergrunde."

„Also müssen wir so früh dahingehen, um nicht gesehen zu werden?"

„Der Pudel denkt, es wird im Schneckenwinkel sein und wird mit dem Frühzuge hinausfahren, um uns aufzulauern," schmunzelte der dicke Student. „Da wird er den ganzen Vormittag sitzen wie ein Sperling auf der Leimruthe."

„Haben wir noch mehr?“ fragte Greif zerstreut.

„Noch drei. Zwei Füchse und Höllenstein. Er ist schlafen gegangen und ich werde die Füchse auch zu Bett schicken. Wir können die Nacht durchkneipen, wenn ihr Lust habt.“

„Ich will bei Ihnen bleiben“, sagte Rex, der sehr aufgeräumt schien.

Weder Greif noch der zweite Chargirte hielten es für ihre Pflicht, dem Paukanten etwas Ruhe vor der Schlacht anzurathen. Als es zwei Uhr schlug, war Rex dabei, sie ein neues Lied zu lehren, welches nicht im Commersbuche stand. Seine kräftige klare Stimme erschallte hell und melodisch durch das rauchige Zimmer, sein glattes Gesicht war durch das nächtliche Gelage weder geröthet noch bleicher geworden, seine starren Augen waren eben so farblos und abweisend, wie sein Lächeln einnehmend und ungezwungen.

Als sie aufstanden und sich zum Gehen anschickten, fiel ihm ein großes in Silber gefaßtes Trinkhorn in die Augen, das hinter seinem Stuhle hing.

„Das werde ich morgen Abend mit Ihrer Erlaubniß austrinken“, sagte er lächelnd.

„Bravo!“ schrie der lustige Chor.

„Er ist ein bischen betrunken!“ flüsterte der von Bauer verhauene Student seinem Nachbar zu.

„Oder ein Prahlhans, der kneifen wird,“ meinte der Andere achselzuckend.

„Ich hoffe, Sie werden es thun,“ sagte der erste Sprecher laut, zu Rex gewendet. „Wenn Sie es austrinken, werde ich es nachher auf Ihre Gesundheit leeren und das werden alle Schwaben thun.“

„Jawohl! Das wollen wir!“ rief Greif, und die Uebrigen stimmten fröhlich in das Versprechen mit ein. In

Anbetracht der Wahrscheinlichkeit, daß Rex morgen um diese Zeit mit einer Eisblase auf dem Kopf im Bett liegen würde, ließ sich kaum annehmen, daß sie zur Erfüllung ihres Versprechens angehalten werden würden.

Leise und schweigend gingen sie einer nach dem andern auf die enge Gasse hinaus, aus Furcht Aufmerksamkeit auf ihr Treiben zu lenken.

Neuntes Kapitel.

Der Anblick, den das Restaurant zum Palmengarten um vier Uhr Morgens darbot, war höchst seltsam. Seit Greif und Rex am vorigen Abend dort gespeist hatten, war die innere Einrichtung des Saales wesentlich verändert worden. Nur die Palmen waren auf ihren Plätzen an den vier Seiten stehen geblieben, und ihre langen spitzen fächerförmigen Blätter warfen beim Gaslicht phantastische Schatten. Die Möbel waren weggeräumt, der Marmorboden mit Sägespähnen bestreut, einige fünfzig Stühle am oberen Ende des Saales rund um den Springbrunnen aufgestellt, dessen dünner Strahl hoch emporstieg und plätschernd in das Bassin zurückfiel. Einige Tischchen waren in den Ecken stehen geblieben. Der Raum wurde durch Gaskronen erleuchtet und war alles in allem ein so heller und geräumiger Fechtboden, wie sich das Herz eines Corpsstudenten nur wünschen konnte.

Der Wirth, welcher mit Begeisterung auf die Sache einging, wanderte mit einem ins Vertrauen gezogenen Kellner mit weißer Schürze umher und prüfte alles im Einzelnen, schob Tische und Stühle zurecht, drehte den Gashahn so weit auf, um das möglichst beste Licht herzustellen,

und lief von Zeit zu Zeit an die Thür, welche auf die Vorderzimmer hinausging, weil er wähnte, er höre Jemanden an die Hausthür klopfen. Die Vorbereitungen schienen entweder für eine Concert oder den Empfang einer Deputation getroffen zu sein, und Niemand hätte geahnt, daß eine Anzahl junger Leute im Begriff stünde, inmitten dieser phantastischen Decorationen, im Schatten der schönen Pflanzen und in dieser Fluth von Licht, welche alles mit warmem Glanze überströmte, ein ernstes Turnier auszufechten.

Alsbald ließ sich das verabredete Zeichen hören, und der Wirth eilte athemlos nach der Hinterthür. Greif, Rex und ihre Gefährten traten rasch und leise ein; ihnen folgte der Corpsdiener in Livree mit einer Masse von Säcken und Bündeln, die er mit befriedigtem Grunzen auf den Boden legte, sobald er drinnen war. Auf Befehl des zweiten Chargirten nahm er dann seine Last wieder auf und trug Sack und Pack in den erleuchteten Saal. Mit der Behendigkeit eines Menschen, der an seine Arbeit gewöhnt ist, fing er an auszupacken, er legte die Korbgriffe der Rapiere mit zerfetzten Farben geziert in eine Reihe und ein halbes Dutzend blanker frisch geschliffener Klingen daneben, jede mit einer gut geölten Schraubenmutter am unteren Ende, welches in den Griff gesteckt werden sollte; ein Schraubenschlüssel wurde bereit gelegt.

Dann wurden die ledernen Jacken aus den Säcken genommen und untersucht, ob auch alle Bänder und Schnallen in Ordnung wären, dann kamen die Arm- und Halsbandagen heran, die eisernen Brillen, die am Handgelenk wattirten Fechthandschuhe, die langen Handschuhe, die dicken Kappen mit ledernen Visiren für die Sekundanten, die Paukhemden für die Paukanten, eine Flasche Spiritus um die ermüdeten Arme einzureiben, ein paar Schwämme und



noch allerlei andere Kleinigkeiten — mit einem Worte die ganze Ausrüstung zu einer Mensur.

Der nächste Ankömmling war der Wundarzt, ein junger Mann mit jungem Bart, der selbst noch nicht lange aus dem Corps heraus war und aus eigener Erfahrung die passende Behandlung für alle Schmisse und Wunden kannte, die ein Rapier beibringen kann. Auch er trug einen Sack, aber einen kleineren, und fing an seine Instrumente geschäftsmäßig auf dem für ihn bestimmten Tisch auszulegen. Dann klopfte es wieder an die Thür, und die Rhenanen schritten schweigend heran; ihre dunkelblauen Mützen stachen von den hellgelben der Schwaben grell ab. Sie grüßten feierlich und hielten sich an der anderen Seite des Saales dicht zusammen. Dann kamen die Westphalen mit grünen Mützen und die Saxonen mit schwarzen, bis gegen hundert Studenten den freien Raum im Saal zur Hälfte füllten. Dann traten die zweiten Chargirten in der Mitte zusammen und sahen die Paukliste durch. Tiefe Stille herrschte im Saal, bis die Entscheidung bekannt wurde, denn Niemand wußte recht, wer zuerst herankommen würde. Darauf trennten sich die vier wieder und kehrten rasch zu ihren Kameraden zurück.

„Wir sollen zuerst loslegen", sagte der zweite Chargirte der Schwaben zum ersten. „Nun, Höllenstein, alter Junge, rein ins Paukzeug!"

„Dann kommst Du heran", sagte Greif leise zu Rex. „Laß Dich lieber bandagiren, während Höllenstein mit dem Saxonen paukt. Es wird nicht lange dauern, glaub' ich."

Höllenstein, ein untersetzter Bursche mit zarter Gesichtsfarbe wie ein Kind, aber mit scharfen Augen, die fein Temperament verriethen, ging ruhig ans Bandagiren, unter Beistand von ein paar Füchsen, des zweiten Chargirten

und des Corpsdieners, der bei Vorkehrungen zur Mensur so geschickt war wie ein englischer Kammerdiener, der seinen Herrn zur Fuchsjagd ankleidet. Binnen zehn Minuten war alles fertig; die beiderseitigen Sekundanten zogen ihre Handschuhe an, rückten die langen Schirme ihrer Mützen ordentlich über die Augen, nahmen die stumpfen Rapiere in die Hand und traten vor. Die Zeugen der beiden Parteien, gleichfalls mit Handschuhen, standen links von den Paukanten; ihre Pflicht war es, auf die Klingen Acht zu geben und zu sehen, ob einer der Paukanten gegen die Regel verstieß. Der Unparteiische nahm Taschenbuch und Bleistift, so wie die Uhr heraus und stellte sich so hin, daß er die Paukanten von der Seite beobachten konnte. Die bewaffneten Kämpfer standen einander auf die halbe Länge des Zimmers gegenüber; ein Fuchs hielt jedem von ihnen den rechten Arm hoch.

„Paukanten parat?" fragte der Unparteiische, der erste Chargirte von den Westphalen.

„Parat!" war die gleichzeitige Antwort von beiden Seiten.

„Still!" rief der Unparteiische. „Die Mensur steigt! Auf die Mensur! Fertig! Los!"

Höllenstein und sein Gegner traten mit ihren Sekundanten vor. Jeder deutete eine Terz an.

Dann wurde Halt gerufen. Sie traten ein wenig zurück und der Unparteiische wiederholte die Worte: „Auf die Mensur! Fertig! Los!" Darauf begann die eigentliche Mensur. Beide waren vorzügliche Schläger, und es sah aus, als würde es lange dauern. Sie entfalteten vor den bewundernden Zuschauern alle Kunstgriffe des Schlägerfechtens mit seinen wunderbaren Feinheiten und der Schnelligkeit im Schlagen und Pariren. Von Zeit zu Zeit wurde

Halt gerufen; jeder trat auf seinen ersten Platz zurück, und der rechte Arm wurde von dem Schleppfuchs in die Höhe gehalten.

Der Zweck dieses Verfahrens ist den Andrang des Blutes nach dem Arm zu verhüten, wodurch dieses Glied schmerzen und erlahmen und also die Behendigkeit der Paukanten behindern könnte.

„Ein Paar tüchtige Paukanten!" bemerkte Rex, als er aufstand, um sich für das ihm Bevorstehende zurecht zu machen.

„Du wirst sehen, wie es kommt!" versetzte Greif und sah seinen Corpsbruder mit zuversichtlichem Lächeln an.

Das Pauken, wie es die Studenten nennen, dauerte einige Minuten fort und im Saal war nichts zu hören, als das scharfe Sausen und Klirren der Rapiere und das Scharren der Füße auf dem mit Sägespänen bedeckten Fußboden. Plötzlich drehte Höllenstein seine Hand im Gelenk ganz herum wie zu einer sogenannten Tiefquart, verblieb einen Augenblick in dieser sonderbaren Stellung, die seinen Gegner zu verwirren schien, und als dieser sich eben besann, was er thun sollte, vollendete er rasch die Bewegung und war wieder in der Parade, gerade zur rechten Zeit, um die unvermeidliche Terz zu pariren. Ein feiner rother Streif zeigte sich sofort auf der linken Wange des Saxonen.

„Halt!" riefen beide Sekundanten zugleich.

„Sitzt!" rief der zweite Chargirte der Schwaben, indem er seinen stumpfen Schläger hinwarf und nach einem Glase Bier griff, das für ihn bereit stand, als ob ihn das Weitere nichts mehr anginge. Höllenstein stand wie gewöhnlich da, den Arm von einem Fuchs gestützt, während ein Arzt den Saxonen untersuchte.

„Abfuhr!“ sagte der Arzt. Das bedeutet, der Verwundete muß fortgebracht werden.

„Bitte die Abfuhr zu erklären!“ sagte der zweite Chargirte von den Schwaben, indem er sein Glas hinstellte und sich scharf an den Unparteiischen wandte.

„Saxonia wird abgeführt“, erklärte der Westphale, vermerkte die Thatsache in seinem Notizbuch und machte die Uhr zu.

Er hatte noch kaum ausgesprochen, als Höllenstein schon seinen Schläger abgegeben hatte und anfing, sein Paukzeug abzulegen, während ihm ein Fuchs den Schweiß von seinem glatten rosigen Gesicht wischte.

„Nett gemacht, alter Junge,“ sagte Greif an ihn herantretend.

„Dir gefällt diese Art Hieb, nicht wahr?“ fragte Höllenstein mit kindlichem Lächeln. „Ich habe mich den ganzen vorigen Sommer an meines Vaters Ordonnanz geübt. Ihr wißt, wir haben immer Paukzeug zu Hause.“

„Und wie gefiel's der Ordonnanz?“ fragte Greif lachend.

„Besser als es Dir gefallen würde,“ versetzte der andere ebenfalls lachend, „er ist ein kluger Kerl und hat gelernt den Angriff pariren. Gieb mir Bier, kleiner Fuchs.“

Der Fuchs gehorchte, und ein homerischer Trunk unterbrach das Gespräch. Greif wendete sich zu Rex, dem eben die eiserne Brille aufgesetzt wurde. Alle anwesenden Schwaben umstanden ihn, außer dem zweiten Chargirten, der einsam in seiner Würde beim Biere saß, dem Corps der Rhenanen gegenüber, und mit unerschütterlichem Gleichmuth der Dinge harrte, die da kommen sollten.

„Nimm Dich in Acht!“ flüsterte Greif seinem Freunde ins Ohr. „Ich habe Dich nie fechten sehen und Bauer's Quarten sind berühmt.“

„Denken Sie ans große Trinkhorn!“ sagten einige der umstehenden Studenten.

„Ich werde es nicht vergessen!“ antwortete Rex lächelnd, während er die Hand im Fechthandschuh auf- und zumachte und dann die Handfläche hinhielt, um sie mit Kreide bestreichen zu lassen. „Und ich hoffe, Sie werden Ihr Versprechen auch nicht vergessen,“ setzte er hinzu.

„Wollen Sie nicht ein Glas Cognac haben?“ fragte ein Student mit kaum merklichem Anflug von Ironie.

„Mein Freund,“ erwiederte Rex und wendete sich rasch nach dem Sprecher um, „genau fünfzehn Minuten nach dem Worte: „Los!“ werde ich mit Ihnen eine Flasche Champagner, trinken, und ich würde Ihnen sehr verbunden sein, wenn Sie dem Kellner auftragen wollten, den Wein sofort auf Eis zu stellen, sonst wird er sich kaum in so kurzer Zeit abkühlen.“

„Sehr gern“, sagte der Student mit trocknem Lachen, in das einige der Umstehenden einstimmten, während alle den Mann ansahen, der seines Erfolges so ganz sicher war. Greif indessen sah ernst aus und er suchte selbst ein für Rexens Hand passendes Rapier aus. Alles war bereit, und die Gegner traten an ihre Plätze. Bauer, der Rhenane, war garstig anzuschauen. Die eiserne Brille gab seinem fahlen Gesicht einen besonders finsteren Ausdruck; sein wirres Haar sah aus wie eine Perrücke von gedrehtem schwarzen Draht und die Jacke schlotterte um seine lange muskulöse Gestalt. Er fuhr mit der scharfen Waffe einige Male sausend durch die Luft und stampfte ungeduldig mit dem Fuß auf den Marmorboden, als brennte er darauf loszugehen. Greif pochte das Herz heftig, er war sich bewußt, daß er viel lieber den Kampf selbst ausgefochten hätte.

Der Unparteiische erklärte die Mensur [illegible] zwischen Herrn Bauer von den Alemannen und Herrn Rex [illegible], der mit den Waffen der Saxonen [illegible] würde.

„Früher bei den Heidelberger Saxo-Borussen", sagte Rex ruhig.

Alle staunten und sahen ihn an, als sie das berühmteste Corps in Deutschland nennen hörten.

„Chargirt?" fragte der Schriftführer höflich und hielt den Bleistift bereit, um die Antwort zu vermerken.

„Erster", antwortete Rex lakonisch.

Die Studenten sahen sich unter einander an und verwunderten sich, wie es möglich gewesen, daß eine so wichtige Persönlichkeit wie ein ehemaliger Chargirter der Heidelberger Saxo-Borussen sich so lange nicht zu erkennen gegeben hätte. Allein der Unparteiische zögerte nicht, obschon er sich sagte, Rex müsse vor sehr langer Zeit activ gewesen sein. Die Angabe mußte selbstverständlich richtig sein, denn Jeder konnte sich durch einen Einblick in die Listen davon überzeugen.

„Paukanten parat?" fragte der Unparteiische.

„Parat!"

Die Zuschauer bemerkten, daß Bauer's erste Terz mehr als eine bloße Form war, und daß wenn Rex nicht gut aufgepaßt hätte, sie ihm leicht hätte Schaden thun können. Rex focht ganz anders als Höllenstein. Er schien weder die Grazie noch die Geschicklichkeit zu besitzen, welche jenen edlen Jüngling auszeichnete, obschon er viel schlanker und gelenkiger gebaut war. Und doch konnte Bauer nicht an ihn heran. Rex gehörte zu den Fechtern, die ungeschickt zu Werke zu gehen scheinen, aber manchmal ihren Gegner mehr in Verlegenheit bringen als Fechtmeister von Profession. Seine Bewegungen sahen langsam aus und

kamen doch immer zu rechter Zeit; und er schien immer zu merken, was kommen sollte. Bauer's Tiefquarten wurden immer mit einem Hiebe erwiedert, der den Angriff parirte und zugleich den Angreifenden in Verlegenheit setzte. Ein paar Mal fuhr Rexens lange Klinge mit furchtbarer Gewalt über seines Gegners Kopf dahin, aber Bauer war groß, behend und gewandt, und der Versuch gelang nicht. Greif sah, daß der Kampf kein ungleicher war und athmete freier auf.

„Ich denke, Du könntest es, wenn Du Dir mehr Mühe gäbest,“ flüsterte er Rex während einer kurzen Pause zu.

„Natürlich“, versetzte Rex. „Was denkst Du denn?“ Selbst durch die eiserne Brille konnte Greif den starren Blick seiner farblosen Augen sehen.

Greif wäre mehr als befriedigt gewesen, wenn die Mensur ohne einen Schmiß auf beiden Seiten geendet hätte, und ein solches Ergebniß hätte die Zuschauer im höchsten Grade in Erstaunen gesetzt. Jeder der Anwesenden wußte aus Erfahrung, daß beim Fechten mit Schlägern ein Monat Uebung mehr werth ist als alle Theorie und Geschicklichkeit, die ein Mann haben kann, der seit Jahren kein Rapier gehandhabt hat. Als aber der Kampf fortdauerte, und Beide unverletzt blieben, bedauerte Greif, daß Rex geprahlt hätte, Bauer würde verhauen werden und wochenlang liegen müssen. Unterdessen wurde der finstere Rhenane allmälig ärgerlich, während sein Arm bei der fortgesetzten Anstrengung ermüdete. Seine struppigen Haare klebten von Schweiß, seine düsteren Brauen verzogen sich zu einem häßlichen Stirnrunzeln, was durch die eiserne Brille noch greulicher aussah, er stampfte wüthend mit dem Fuße und machte verzweifelte Anstrengungen, Rex

mit seinem beliebten Hieb von unten ins Gesicht zu treffen.

„Jetzt will ich's versuchen", sagte Rex während der nächsten Pause zu Greif gewendet.

Er ging wieder los, und alle bemerkten, daß er sein Rapier höher hielt, so daß es ihn gar nicht zu decken schien. Er schwang es in einer Weise durch die Luft, die ganz tollkühn aussah. Bauer ging wüthend drauf los; er fühlte, wenn es ihm nicht gelänge, würde er für immer zum Spott werden. Sein langer Arm drehte sich blitzschnell herum, und alle sahen, wie die sausende Klinge auf Rexens ungedeckte Wange losfuhr. Zum Staunen aller Anwesenden traf der Hieb nicht. Man hörte ein lautes Klirren des Stahls und einen scharfen, knirschenden Ton. Mit unwiderstehlicher Wucht hatte Rex seinen Schläger heruntersausen lassen, die Quart mit dem Korbgriff parirend, und die Rückseite seiner biegsamen Klinge dem Gegner von der Stirn bis zum Kinn durch's Gesicht reißend.

„Sitzt!" rief der zweite Chargirte der Schwaben mechanisch. Allein anstatt seinen stumpfen Schläger fallen zu lassen und zu seinem Bier zu gehen, stand er mit offenem Munde da und starrte den unglücklichen Bauer verblüfft an, als könnte er nicht seinen Augen trauen. Der Arzt eilte herbei, besah die Verwundung und nickte sofort dem Unparteiischen zu.

„Rhenania wird abgeführt!" sagte Letzterer, während Todtenstille herrschte.

Die Schwaben hätten gegen alle gute Sitte verstoßen, wenn sie über den Ausgang der Mensur lärmende Befriedigung bezeigt hätten, aber als Rex zurücktrat, wurde er von allen Seiten von Greif's Corpsbrüdern umringt, sie rissen ihm den Schläger aus der Hand, drückten ihm die

Hände, löſten die Bänder und machten ihm die Schnallen von der Jacke los, wiſchten ihm den leichten Schweiß vom Geſicht und entledigten ihn ſeiner ganzen Rüſtung, ehe er noch recht zu Athem kommen konnte. Ein paar Füchſe rieben ihm den Arm, während zwanzig junge Leute ihm mit leiſer Stimme gratulirten. Die beiden, welche ihm am nächſten ſtanden, waren der Student, den Bauer verhauen hatte, und der andere, mit dem Rex verſprochen hatte Sect zu trinken. Er hielt dem Sieger ein Glas Champagner an den Mund.

„Auf Ihr Wohl!“ ſagte Rex und trank. „Er iſt nicht zu kalt zum trinken“, ſetzte er lächelnd hinzu, nachdem er den Wein gekoſtet hatte.

„Bei einiger Uebung würden Sie ihn warm trinken müſſen“, ſagte der Andere lachend.

„Den Kunſtgriff müſſen Sie mich lehren“, rief der roſenwangige Höllenſtein. „Es iſt der beſte, den ich je geſehen habe.“

„Das Corps der Rhenanen wird eine Beſtellung en gros auf eiſerne Naſen machen müſſen“, bemerkte ein Anderer mit Bezug auf die Geſchichte, welche Rex am Abend vorher erzählt hatte.

Greif ſtand daneben und ſah mit ſichtlicher Befriedigung zu; ganz hatte er ſich aber noch nicht von ſeiner Ueberraſchung erholt. Er ſah mit einem Blick, daß Rexens Stellung zum Corps eine ganz andere geworden war, und daß ſein Freund hinfort beinahe eben ſo beliebt ſein würde wie er ſelbſt. Die Thatſache, daß Rex erſter Chargirter bei den Saxo-Boruſſen geweſen, war an ſich eine hinreichende Empfehlung und würde ihnen längſt Reſpect eingeflößt haben, wenn Rex ſchon früher ſeine Würde kundgethan hätte. Greif wunderte ſich über ſeine Verſchwiegen-

heit, im Ganzen aber freute es ihn, daß er seine Popularität lieber durch eine Heldenthat, als durch eine Berufung auf seine ehemalige Wichtigkeit gewonnen hatte.

Für den Augenblick war eine Unterhaltung unmöglich. Ein paar von Greif's Füchsen sollten zum ersten Male losgehen, und es war nöthig sie zu ermuthigen und nach dem Rechten zu sehen. Suevia hatte an diesem Tage Glück, denn die beiden Jünglinge zogen sich mit Ehren heraus, jeder schlug fünfzehn Gänge, ohne berührt zu werden und hatte seinem Gegner einige unbedeutende kleine Schmisse beigebracht.

„Ein Glückstag für die Schwaben", sagte Greif, als er sich endlich bei einer Wurst und einem Glase Bier zum Frühstück hinsetzte.

Sein Corps hatte weiter nichts auf der Mensur zu thun, und da von ihnen keiner verwundet war, schickten sie sich an, die übrigen Paukereien bei einem Glase Bier mit anzusehen; sie sammelten sich um Greif, Rex und den durstigen zweiten Chargirten. Es war unterdessen etwa fünf Uhr Morgens geworden. Das Gas brannte noch immer in den Kronleuchtern, und die Mensuren gingen so rasch und regelrecht vor sich, wie ein römischer Gladiatorenkampf. Von Zeit zu Zeit wuschen die Corpsdiener den blutbefleckten Boden ab und streuten frische Sägespähne zum neuen Kampfe hin. Der Arzt und die Verwundeten waren hinter den Pflanzengruppen verborgen; nichts Unangenehmes fiel ins Auge. Das Glänzen und Blitzen der Stahlklingen in dem gelben Lichte, die bunten Farben der Mützen, die raschen Bewegungen der Fechtenden und der Sekundanten, das alles hob sich hübsch von dem Hintergrund der prächtigen exotischen Gewächse ab, die dem Saal das Ansehen eines großen Wintergartens gaben.

Greif sah zu und hatte seine Freude daran; fast wünschte er, daß dieses das letzte Schauspiel der Art sein möchte, dem er beizuwohnen habe, und daß ihm immer dieser Eindruck gegenwärtig bleiben möchte, wenn er an sein Studentenleben zurückdachte, so ganz verschieden war dies von den unheimlichen Paukereien, die manchmal in leeren Scheunen oder Schuppen eines ländlichen Wirthshauses stattfanden.

Gewissermaßen gefiel ihm der Palmengarten als Fechtboden sogar besser als die Lichtungen im Walde, wo im Sommer bisweilen gepaukt wurde. Als er, der Erste seines Corps, so dasaß, meinte er, es wäre ihm ungefähr so zu Muthe, wie einem römischen Kaiser auf seinem Ehrensitz in der Arena. Ein Gefühl höchster Befriedigung überkam seine Seele; er nahm den besten Platz ein, sein Corps war siegreich gewesen, sein bester Freund hatte sich höchlich ausgezeichnet, Greif's Meinung von ihm dadurch gerechtfertigt und binnen zehn Minuten die Achtung und Bewunderung des ganzen Corps errungen. Rex beobachtete ihn schweigend, als wollte er seine Gedanken errathen.

„Ja, Du bist ein glücklicher Mensch!“ sagte er endlich und traf wie gewöhnlich den Nagel auf den Kopf.

Die Worte durchfuhren Greif kalt, und der Ausdruck seines Gesichts veränderte sich. Mit einem Male stieg inmitten dieses bunten Gewühls, mitten in der Befriedigung des Sieges und der Erwartung neuer aufregender Kämpfe, das Bild seiner Heimath im dunkeln Walde wie ein düsterer Schatten vor ihm auf. Seine Gedanken gingen zurück auf jenen Abend, als Rexens erste Voraussagung sich so plötzlich erfüllt hatte, und dann fiel es ihm in einem Augenblicke blitzschnell ein, daß erst am vorigen Abend, als Bauer auf sie zutrat, Rex Kreise und seltsame Figuren auf den

Marmortisch gezeichnet hatte. Er wendete sich zu seinem Freunde und sagte leise zu ihm:

„Du wußtest es vorher aus Deiner Zeichnung? Darum warst Du so zuversichtlich."

„Ja natürlich", antwortete Rer ruhig.

„Es ist wahr, Du bist ein ausgezeichneter Schläger", bemerkte Greif zweifelhaft.

„Nicht eben ein außerordentlicher. Der Mensch hatte von Anfang an keine Aussicht, besonders da wir die Sache so bald, nachdem ich die Frage gestellt hatte, ausfochten."

„Was für eine Frage?"

„Die Frage, welche ich stellte, als ich die Zeichnung entwarf."

Greif schwieg. Er konnte sich nicht dazu bringen, an das zu glauben, was er für eine Afterwissenschaft hielt, und konnte den Glauben an solche Abgeschmacktheiten nicht mit der unbestreitbaren Thatsache in Einklang bringen, daß Rex ein höchst aufgeklärter Mann war, in seinem Fache ein Gelehrter, von umfassender allgemeiner Bildung, ein Verächter altväterischer Vorurtheile und Ansichten, mißtrauisch gegen alle oberflächlichen Theorien und gegen alle Gelehrten, die allzu beredt über den Fortschritt der Wissenschaft sprachen. Daß solch ein Mann an Astrologie glauben konnte, war eine ungeheuerliche Inconsequenz. Und dennoch glaubte Rex nicht nur an seine Voraussetzungen, sondern war thatsächlich bereit, im Vertrauen auf seine Divination sich großer persönlicher Gefahr auszusetzen. Greif dachte an das, was er über Fanatiker gelesen hatte, und das fast unglaubliche Glück, was sie manchmal haben. Dann überkam ihn der unwiderstehliche Wunsch zu erfahren, was Rex an jenem denkwürdigen Abend, der ihm die Nachricht von

[illegible]

[illegible] Willst Du mir sagen, was mir nach Deiner Theorie bevorsteht?"

„Es giebt Dinge, über welche man am besten [illegible] immer [illegible] Seine [illegible] Augen nahmen einen sanfteren Ausdruck an.

„Ist es so schlimm?" fragte Greif und [illegible] immer.

„Es ist so schlimm, und da es ohne Deine Schuld geschehen wird und Du nichts, was Du etwa thun könntest, es verhindern kann, ist es besser, daß Du es nicht weißt."

„Du willst es mir nicht sagen?"

„Nur wenn Du darauf bestehst, und das wirst Du nicht."

„Warum nicht? Ich bestehe darauf so dringend als nur ein Freund es dem anderen gegenüber thun kann."

Greif ließ es sich nicht gern gefallen, daß Rex im voraus sagte, was er thun oder nicht thun würde.

„Es sind gute Gründe vorhanden, weshalb Du es nicht thun solltest," versetzte der letztere ruhig. „Erstens sind wir gute Freunde, und ich könnte Dir nicht voraussagen, was Dir bevorsteht, ohne unserer Freundschaft einen harten Stoß zu geben. Das fühlst Du eben so gut wie ich. Wenn eine Warnung Dir nur im geringsten helfen könnte, würde ich nicht schweigen. Wenn ich Dir einen Rath geben könnte, würde ich es thun, selbst auf die Gefahr, Dich zu beleidigen. Du weißt, daß Du mir in Deinem Herzen doch nicht recht glauben, sondern Dir immer einbilden würdest, ich hätte eine besondere Absicht im Auge,

bis sich alles erfüllte. Selbst dann würdest Du vielleicht nie den unangenehmen Zusammenhang zwischen mir und Deinem Unglück vergessen. Ich möchte lieber in Deiner Schätzung das bleiben, was ich jetzt bin. Weshalb sollte ich Dir überdies eine schmerzliche Spannung bereiten, die Dir nichts nützen kann? Im Grunde ist Niemand unfehlbar. Wie wenn ich bei meinen Berechnungen einen Fehler gemacht hätte?"

„Das ist wahr", sagte Greif, obschon in seinem Tone Zweifel lag. Obschon er wirklich nicht glaubte, daß Berechnungen oder Mathematik irgend etwas mit Rexens anscheinender Kenntniß künftiger Begebenheiten zu thun hätten, schien doch die Möglichkeit eines Irrthums sehr gering, wenn Rex selbst davon sprach.

„Ich wußte, daß Du nicht darauf bestehen würdest," sagte Rex. „Es ist wirklich viel besser zuzusehen, wie die beiden Bursche sich pauken, und unseren Frühschoppen in Frieden zu trinken, als Vermuthungen über die Zukunft anzustellen. Sieh sie an! So geht's schon beinahe eine Viertelstunde und noch hat keiner einen Schmiß, obwohl sie sich bei jeder Terz treffen, flach wie ein Teller, der in einen Mühlteich fällt. Aber es ist ein hübsches Schauspiel."

Greif antwortete nicht. Das Gladiatorenspiel hatte für ihn seinen Reiz verloren, und sein Geist brütete düster über die zukünftigen Ereignisse. Die Sonne war noch nicht aufgegangen, aber es war helle Morgendämmerung, als er und seine Corpsbrüder auf die kühle stille Straße hinaustraten und beim Einathmen der Morgenluft sich der drückenden Schwüle, aus der sie kamen, erst recht bewußt wurden. Allmälig trennten sie sich; einer nach dem andern ging fort, wenn er in die Nähe seiner Wohnung

kam, vorher aber begleiteten alle insgesammt Rex nach Hause.

Als Greif allein war, öffnete er dem frischen Morgenwind sein Fenster, setzte sich hin, so wie er da war, und athmete in vollen Zügen die Luft ein, welche ihm wonnig mild erschien, obwohl sie einen schwächeren Menschen bis ins Mark erkältet hätte. Weiterer Erfrischung bedurfte er nicht trotz der schlaflosen Nacht, welche er zum größten Theil in einer von Gas erhitzten und mit Tabaksqualm erfüllten Luft zugebracht hatte. Der Morgen war ungewöhnlich klar und schön. Ein kaum sichtbarer Nebel verschmolz die neutralen Farben der alten Stadt mit der zarten Färbung des Himmels, welche in sanftem Wechsel von dunkelblau zu violett, von violett zu blaßgrün, dann zu gelb und endlich zur lichten Tagesbläue am Himmel überging, während ein breiter Fächer goldenen Lichtes über der Stelle erzitterte, wo die Sonne eben aufgehen wollte. Ihre niederen Strahlen vergoldeten den schlanken Münsterthurm, und die Scheiben vieler spitzer Giebelfenster der Stadt warfen den glühenden Wiederschein zurück. Oben war alles warm und unten lag alles in dem kalten blauen Schatten, der noch den rauschenden Fluß und die engen Gassen verdunkelte.

Eine Weile gab Greif sich dem Genuß des Anschauens und Empfindens hin. Seine angeborene Liebe zur Natur war stark genug, um zu Zeiten sein ganzes Wesen hinzunehmen, denn sie war ächt, nicht anempfunden, tief und ihrer selbst unbewußt. Als aber die ungewöhnliche Schönheit des Morgengrauens und Sonnenaufgangs in das alles umfluthende Licht eines gewöhnlichen schönen Tages überging, stand Greif von seinem Platz am Fenster auf und fing an sich widerwillig anzukleiden, als wünschte er, der

Morgen möchte wieder in die Dämmerung zurücksinken, wie im fernen Norden, wenn die Sonne im ersten Frühjahr den Rand ihrer Scheibe am Horizont zeigt.

Er dachte nicht daran sich auszuruhen, sondern wollte wie gewöhnlich ins Colleg gehen, denn es gehörte zu seinem deutschen Wesen, daß er sein Vergnügen lieber auf Kosten seines Schlafes als seiner Arbeit genoß. Nach einer solchen Nacht wäre ein Italiener zu Bett gegangen, ein Franzose hätte ein volles Glas Absinth getrunken und den Tag mit Besuchen bei seinen Collegen zugebracht, ein Engländer hätte ein Bad in dem eisigen Flusse genommen und dann einen Spaziergang auf's Land gemacht. Greif aber that nichts dergleichen. Er trank seinen Kaffee und ging an seine Bücher und seine Vorlesungen, als ob nichts Ungewöhnliches vorgefallen wäre. Er that es mechanisch, als wäre es seine Pflicht, gerade wie ein Gardeoffizier in Berlin, der beim Morgengrauen von einem Ball nach Hause kommt, die unstatthaften Glacehandschuhe und Lackstiefel, welche er in Gesellschaft trägt, mit den vorschriftsmäßigen Ledersachen vertauscht, sich das Haar mit den kleinen Taschenbürsten glättet, die er immer bei sich trägt, seinen Säbel ergreift und mit seiner Kompagnie Grenadiere so munter und selbstverständlich auf den Exercierplatz hinausmarschirt, als hätte er die Nacht im Bett zugebracht.

Ehe er wieder ausging, erhielt Greif einen Brief von seinem Vater. In letzter Zeit hatte er Rieseneck nicht mehr erwähnt und Greif erwartete nicht, etwas von ihm zu hören. Er erbleichte, als er den Brief las. Wie es schien, war Rieseneck in Europa gelandet und beabsichtigte, sofort nach Berlin zu gehen, um sich auf dem Ministerium des Innern als einer von denen zu melden, welche von der Amnestie

in der Absicht Gebrauch machen wollten, künftig wieder im Vaterlande zu leben.

„Ich habe hierüber ernstliche Zweifel", schrieb Greifenstein. „Ich kann nicht glauben, daß Dein Onkel in die allgemeine Amnestie für politische Verbrecher mit einbegriffen ist. Er hat sowohl ein Verbrechen gegen das Civil- wie gegen das Militärgesetz begangen und ist von einem Kriegsgericht verurtheilt worden. Es wäre anständiger gewesen, sich sofort zu erschießen. Da dies nicht geschehen ist, habe ich ihm jetzt schreiben müssen, um ihn zu warnen, da er nach meiner Ansicht nicht sicher ist. Unterdessen sei vorsichtig, mein lieber Junge, und halte Dich zu Deinem Corps, wo Du schwerlich wegen Deines ehrlosen Verwandten Unannehmlichkeiten haben wirst. Er ist's nicht werth, daß Du Dich seinetwegen schlägst, obschon Du natürlich losgehen müßtest, wenn ein Fremder beleidigende Aeußerungen über ihn machte. Zum Glück wirst Du in wenig mehr als einem Monat zu Hause sein, wo so etwas nicht vorkommen kann. Gott sei Dank, wir sind ganz wohl, obschon Deine Mutter noch immer schweigsamer ist als gewöhnlich. Hexerl hat seine Krankheit überwunden und ist ein hübsches Hündchen. Ich habe beschlossen, den alten Wald nicht abzuholzen, obschon es an der Zeit wäre. Wozu brauchen wir Geld? Mögen die Bäume stehen, bis der Wind sie umreißt. Vielleicht freut Dich das, obschon Du nicht oft in den Theil des Waldes gehest. Ich habe Dein Gewehr nach Stuttgart geschickt, um es in Stand setzen zu lassen, wie Du es wünschtest. Und somit lebe wohl!"

Greif steckte den Brief in die Tasche und ging düster seines Weges nach dem Colleg; er dachte, daß wahrscheinlich um diese selbe Zeit Riesenec auf dem Wege nach Berlin wäre.

Zehntes Kapitel.

In der dritten Woche im Dezember fiel der Schnee im Schwarzwalde dicht. Er lag in großen weißen Massen an dem ungeheuren Wall von Greifenstein, der bitterkalte Nordwind wehte ihn gegen die mächtige Mauer, bis der Zugang zu dem Hauptthor einem tiefen in die weiße Schneedecke gehauenen Festungsgraben glich. Der tobende Sturm hatte große Massen von Schneeflocken gegen die hohe Mauer geweht, so daß sie an den Steinen hafteten und aussahen wie angespritzte weiße Tünche. Die Nordseiten der spitzen Thurmdächer waren ebenfalls weiß und erglänzten hell, wenn gelegentlich die Sonne durch das finstere Wetter hindurchbrach. Im Walde waren die niederhängenden Aeste der Tannen mit unregelmäßigen Schneemassen beladen, unter welchen die dunkeln Nadeln schwarz wie Tinte aussahen. Nirgend war ein Fleckchen Farbe sichtbar; denn alles war entweder schwarz oder weiß.

Der alte Greifenstein scheute nichts, auch nicht das Wetter. Tag für Tag schritt er mit seiner Flinte und seinem Hunde hinaus, um sich meilenweit seinen Weg durch den Schnee zu bahnen, bergauf, bergab, über das offene Moor, wo der Schnee kaum knietief lag, unter den riesigen Bäumen, von welchen dann und wann große Klumpen auf seine Pelzmütze und sein ergrautes Haar herabfielen, durch tiefe Schluchten und Hohlwege, wo der Schnee ihm beinahe bis an den Hals reichte, und wo sein großer Hund sich mühsam ihm nach durch die Gasse kämpfte, die sein Herr geöffnet hatte. Greifenstein ging dem einzigen Vergnügen seines Lebens auf seine eigene einsame Weise nach; selten schoß er auf ein Wild, wenn er es aber that, fehlte er nie; ein bis zwei Mal in der Woche schoß er einen Rehbock für

seinen Tisch und trug ihn selbst auf der Schulter nach Hause, oder stand sechs bis sieben Stunden auf dem Anstand, um einen Hirsch zu erlegen, ihm war wohl, wenn er allein war, und der Gedanke gereichte ihm zu stiller Befriedigung, daß alles sein war, und sein das Herrenrecht, zu tödten oder leben zu lassen, was ihm beliebte. Die Förster wußten, daß er keine Begleitung brauchte, und kamen ihm nicht in den Weg, wenn er draußen umherschweifte; vermuthlich war es ihnen ganz recht, daß ihr unermüdlicher Herr in diesem bitterkalten Wetter den größten Theil ihrer Arbeit that und sie in ihren Häuserchen ihre Pfeife rauchen oder in der Schenke des fernen Dorfes ihr Bier und ihren Kirsch trinken ließ. Er ging Vormittags aus und kehrte selten vor der Abenddämmerung zurück. Kein Wunder, daß unter solchen Verhältnissen seine Stimmung noch ernsterer und düsterer wurde.

Greifenstein und seine Frau schienen sich indessen zu verstehen, und obschon Tage vergingen, in denen sie kaum ein Wort wechselten, beklagte sich keiner von Beiden über des Andern Schweigsamkeit. Von Zeit zu Zeit erklärte einer von den Dienstboten, daß er dies Leben nicht länger aushalten könnte, und entsagte seinem hohen Lohn und seiner glänzenden Livree, um in die Stadt zurückzukehren. Stillschweigend ward er durch einen anderen ersetzt. Im Widerspruch zur deutschen Sitte erwartete Greifenstein von keinem, daß er lange im Hause bliebe, und machte nur ab, daß jeder, der abgehen wollte, vierzehn Tage vorher kündigte. Weder er noch seine Frau waren so alt, daß die Aussicht auf ihren Tod die Dienstboten verlocken konnte, das Ende abzuwarten, um dann in der allgemeinen Verwirrung vielleicht gute Beute zu machen. Es war etwas Seltsames in der Lebensweise dieses Paares; einsam und

ungeliebt lebten sie auf ihrem alten Stammsitz inmitten einer Schar beständig wechselnder Dienstboten, die einer nach dem andern der entsetzlichen Oede ihres einsamen Lebens überdrüssig wurden und fortgingen, um andern Platz zu machen, die auch nach einem halben Jahr oder einem Jahr abgingen. Und doch wollten weder Clara noch Greifenstein ihre Lebensweise ändern.

Greifenstein hatte es aufgegeben, die Ursache des Uebelbefindens seiner Frau zu ergründen, falls sie nämlich wirklich krank war; allein er sah, daß die Veränderung in ihrem Aussehen und Wesen einen schlimmen Fortgang nahm, und das trug nicht eben zu seinem Seelenfrieden bei. Er selbst sah ziemlich genau so aus wie vordem. Als er die Nachricht von der beabsichtigten Rückkehr seines Halbbruders erhielt, machte er sich mit starrer Unbeugsamkeit auf alles gefaßt, was ihn treffen könnte, und als er hörte, Riesenegg wäre in Europa, biß er nur die Zähne etwas fester zusammen und stampfte etwas wilder durch die Schneefelder, wenn er auf die Jagd ging. Er wußte, er konnte den Gang der Ereignisse nicht aufhalten, und wußte auch, wenn sein Bruder nach Greifenstein käme, würde er all' seiner Seelenstärke und Energie ihm gegenüber bedürfen. Es war dabei nichts zu thun, als abzuwarten. Je mehr er über Clara's Geheimniß nachdachte, desto mehr war er davon überzeugt, daß es nicht mit Riesenegg, sondern mit Jemand anders zusammenhänge. Indessen wurde er immer besorgter um sie, während er sie beobachtete; denn es war jetzt klar, daß wenn nichts geschähe, um ihre Lebenskraft und ihre Stimmung zu heben, sie bald ganz und gar zusammenbrechen oder wohl gar ihren Leiden erliegen müßte.

Mehr als ein Mal schlug Greifenstein ihr vor zu verreisen, den Winter im Süden zuzubringen, aber sie weigerte

sich mit einer Festigkeit, die ihn in Erstaunen setzte, von Hause fortzugehen. Man mußte an Greif denken, auf Greif Rücksicht nehmen. Wenn er erst verheirathet wäre, könnten sie ja verreisen und das Schloß dem jungen Paar überlassen. Bis dahin wollte sie nicht fort. Greifenstein konnte nicht anders, als diesen Grund gelten lassen. Er versuchte indessen, seine Frau zu überreden, sich etwas mehr Bewegung in frischer Luft zu machen, zu reiten, auszufahren, irgend etwas zu unternehmen. Allein sie sagte, daß sie zu schwach sei, um dem rauhen Wetter zu trotzen.

Greifenstein war auf seine eigenthümliche Weise ein gutmüthiger Mann; er fing an Mitleid mit ihr zu fühlen. Sie gab ihm nicht mehr Anstoß durch ihre unpassenden Unterbrechungen, ihr verzerrtes Lächeln, ihre krampfhaften Lachanfälle und ihr albernes Gerede. Er sagte sich, sie müsse wirklich unwohl sein, sonst wäre sie nicht so ruhig und ernst. Vielleicht bedurfte sie der Zerstreuung. Seine Begriffe von Zersteuung waren nicht besonders heiterer Art, und da sie weder das Haus verlassen noch reisen wollte, wußte er nicht recht, was er zu ihrer Unterhaltung thun könnte. Allein der Gedanke, daß für ihre Gesundheit etwas geschehen müsse, verfolgte ihn, bis er fühlte, es wäre seine Pflicht, irgend etwas zu thun. Dann zauderte er nicht länger, sondern machte einen verzweifelten Versuch, bei dem er seine eigenen Neigungen zum Opfer bringen mußte. Er schlug ihr vor, ihr etwas aus den besten deutschen Schriftstellern vorzulesen. Selbst die arme Clara, deren Sinn für Humor beinahe ganz geschwunden war, lächelte matt und riß bei dem Vorschlag ihre verblaßten Augen weit auf.

„Was für ein merkwürdiger Einfall!" rief sie.

Es war am Abend, als Greifenstein ihr diesen Vor-

schlag machte, sie saßen in ihren Lehnstühlen zu beiden Seiten des großen mit Wappen verzierten steinernen Kamins im Saal. Gewöhnlich lasen sie für sich und jeder hatte ein Tischchen mit einer Lampe mit einem Schirm und einem Stapel Bücher neben sich.

„Meine Liebe", versetzte Greifenstein, „es handelt sich hier nicht um Einfälle. Ich habe die Sache geprüft und bin zu dem Schlusse gekommen, daß Du der Zerstreuung bedarfst. Meine Pflicht ist es somit, für Deine Unterhaltung zu sorgen. Da ich weder singen noch tanzen kann, und da Du nicht Karten spielst, fällt mir zu Deiner Zerstreuung nichts Besseres ein als vorlesen. Die deutsche Literatur ist reich und mannigfaltig. Du brauchst nur einen Deiner Lieblingsschriftsteller zu wählen, und ich will Dir vorlesen, so viel Du willst."

Es war Greifenstein's völliger Ernst, und er hielt seine kleine Rede in seinem gewöhnlichen sachgemäßen Ton. Als er damit fertig war, nahm er die Bände auf seinem Tischchen nach einander zur Hand und sah die Titel auf dem Deckel an, als wolle er schon denjenigen aussuchen, welcher seinem Zweck am besten entsprechen würde. Clara wußte auf seine Bemerkungen nichts zu antworten; das Lächeln war von ihrem Gesichte verschwunden. Ihre abgezehrten Hände lagen müßig in ihrem Schooß, und ihr müdes Haupt sank auf ihre Brust. Sie wünschte, es wäre alles vorüber, und sie könnte einschlafen ohne die Furcht wieder zu erwachen. Greifenstein gab nicht Acht auf sie.

„Was wollen wir lesen?" fragte er. Sie erhob langsam den Kopf und sah ihn an. —

„O Hugo, ich möchte es lieber nicht!" rief sie matt.

Ihr Mann legte das Buch, welches er eben in die Hand genommen hatte, hin, lehnte sich in den Stuhl zurück,

faltete seine sehnigen Hände über dem Knie und sah sie scharf an.

„Clara," sagte er nach einigen Augenblicken, „was ist Dir?"

„Nichts, gar nichts!" antwortete sie und machte einen schwachen Versuch, heiter auszusehen.

„Es nützt nichts, mir das zu sagen," versetzte Greifenstein, indem er noch immer die Blicke auf sie geheftet hielt. „Dir fehlt etwas, und zwar etwas sehr Ernstliches. Ich habe Dich lange Zeit beobachtet. Entweder bist Du körperlich krank oder es lastet etwas auf Deinem Gemüth."

„O nein! Gar nichts, ich versichere Dich!" antwortete sie in kaum hörbarem Ton.

„Ich wiederhole Dir, es nützt nichts. Ich will Dich nicht ausfragen, liebe Frau," setzte er freundlich hinzu. „Was auch Deine Gedanken sein mögen, Du kannst sie für Dich behalten. Aber ich kann Dich nicht vor meinen Augen hinschwinden sehen, ohne den Wunsch, Dir zu helfen. Es ist meine Pflicht. Ein Mann ist stärker als eine Frau und hat nicht eine so lebhafte Einbildungskraft. Es kann sein, daß Du Dich um einer geringfügigen Ursache willen aufregst, und daß ich Dir beweisen könnte, wie grundlos Deine Unruhe ist, wenn Du mir nur Vertrauen schenken wolltest. Ueberlege Dir, ob Du mir Deinen Kummer anvertrauen kannst, und gieb mir Antwort."

Clara hörte zu, anfangs ohne viel auf seine Worte zu achten. Als ihr dann der Inhalt seiner Bitte klar wurde und sie an ihr Geheimniß dachte, glaubte sie, sie müßte den Verstand verlieren. Es schien, als wäre eine teuflische Macht im Werke, die sie langsam und unwiderstehlich, wider ihren Willen, zwänge, sich von ihrem Stuhle zu erheben, ihre Geschichte zu erzählen und die Wahrheit zu sprechen.

Ihr schwindelte der Kopf. Sie konnte die verhängnißvollen Worte deutlich im Ton ihrer eigenen Stimme eines nach dem andern im Zimmer wiederhallen hören, nichts ließ sie aus bei ihrer furchtbaren Selbstanklage. Sie fühlte, wie eisiges Grauen ihr durch Mark und Bein rieselte, während die Wahrheit sie beim Aussprechen folterte. Sie sah, wie Greifenstein's greises Gesicht sich in Wuth und Haß verzerrte, sie zitterte vor der unmenschlichen Wildheit seiner feurigen Augen, sie sah, wie seine hohe Gestalt sich vor ihr emporrichtete, seine Hand sich zum Schlage erhob, und sie verhüllte ihr Antlitz um zu sterben.

Es war nur ein wacher Traum. Die Stille um sie her weckte sie zum Bewußtsein des Lebens, ihre Hände sanken von ihren Augen herab, sie sah ihren Mann ruhig an seinem Platze sitzen und sie mit demselben gütigen besorgten Blick ansehen wie zuvor. Sie hatte kein Wort gesprochen, keinen Laut von sich gegeben, und Greifenstein hatte ihre Todtenblässe unter der Schminke nicht bemerkt. Er hatte nur gesehen, daß sie die Hände über ihr Gesicht legte und sie dann gleich darauf wieder fortzog. In dem Augenblick hatte sie Höllenqualen erduldet, noch aber war ihr Geheimniß in ihrer Macht. Die fürchterliche unsichtbare Gewalt, welche sie zum Sprechen getrieben, war verschwunden, und Niemand wußte, was in ihrem Herzen vorging.

„Du bist jedenfalls weit entfernt davon wohl zu sein", sagte Greifenstein, indem er den Angriff mit der ihm eigenthümlichen Hartnäckigkeit erneuerte. „Kannst Du Dich nicht entschließen, es mir zu sagen?"

„Nein!" schrie sie plötzlich mit entsetzter Stimme. Dann that sie sich aus reiner Angst furchtbare Gewalt an und lachte laut auf. Unter dem Einfluß der Todesangst, in ihrer übermenschlichen Anstrengung, den Eindruck der

einen ihr entschlüpften Sylbe zu zerstören, klang das Lachen natürlich. Es war gut gespielt, denn es war ein Spiel um Tod und Leben, und wenn es mißlang, war sie verloren. Das einzige „Nein" war beinahe genug gewesen, um alles zu verderben, aber ihr Lachen rettete sie, obschon sie an allen Gliedern zitterte, als sein Wiederhall an den geschnitzten Balken des großen Saales erstarb, und sie die kalten Schweißtropfen leise über ihre Stirn auf die Schminke ihrer Wangen niederrinnen fühlte.

„Ah!" rief Greifenstein, „das klingt wieder mehr nach Dir. Vielleicht sollten wir Abends mehr mit einander reden. Es thut mir wohl, Dich jetzt ein Mal lachen zu hören. Wir wollen uns unterhalten. Am Ende ist dies alles nichts als ein thörichter Anfall von Schwermuth."

„O, ohne Zweifel ist es weiter nichts. Wir wollen versuchen, uns zu unterhalten, wenn Du Lust dazu hast."

„Ich bin ein zu schweigsamer Mann für Dich, Clara," sagte ihr Gatte nachdenklich. „Es ist sicherlich meine Pflicht, mich zusammenzunehmen."

„Es ist eben so gut meine Pflicht", antwortete sie mit einem Eifer, der ihm auffiel. Sie dachte, wenn sie sich nicht zusammennähme, könnte die entsetzliche Scene, die eben in ihrer Phantasie vorgegangen war, eines Tages wirklich stattfinden.

„Nein", sagte Greifenstein. „Du bist krank, und Du mußt unterhalten werden. Nun, was sagst Du zu meinem Vorschlag? Soll ich Dir etwas vorlesen? Was? Goethe oder Schiller oder Heine? Du kennst die neueren Schriftsteller alle zur Genüge."

„Dann etwas von Heine, wenn Du so gut sein willst," antwortete Clara. „Du bist so gütig! Vielleicht bringt er uns zum Lachen."

„Ja," wiederholte ihr Mann, „vielleicht wird uns Heine zum Lachen bringen."

Das unheimliche Vergnügen begann und dauerte eine Stunde, allein die Erheiterung war nicht so groß, wie sie erwartet hatten. Der wunderbare Witz des Schriftstellers ging an Greifenstein verloren; durch das gewissenhafte Bemühen, gut und ausdrucksvoll zu lesen, wurde sein Geist so abgezogen, daß er nur wenig von dem verstand, was über seine Lippen kam. Clara schloß die Augen und lehnte sich in ihren Stuhl zurück; sie wußte kaum, woran sie dachte, war sich aber eines neuen Schrecknisses in ihrem elenden Leben bewußt, neben dem alle früheren beinahe unbedeutend erschienen. Von Zeit zu Zeit versuchte sie zuzuhören, allein die Stimme ihres Mannes klang ihr, als käme sie aus weiter Ferne und erreichte sie durch ein dämpfendes Medium, das sich zwischen ihr und ihm befände.

Die Schloßuhr schlug zehn, und Greifenstein klappte das Buch mit einer Art militärischer Pünktlichkeit zu, als er an einen Absatz kam. Clara ermunterte sich, um ihm zu danken.

„Es war so freundlich von Dir!" sagte sie. „Es hat mir so viel Vergnügen gemacht!"

„Wir wollen jeden Abend lesen, bis es Dir wieder besser geht," versetzte ihr Gatte mit großer Bestimmtheit. Und er hielt Wort, obschon sein Mittel, die arme Frau zu zerstreuen, keinen besonderen Erfolg hatte.

Abend für Abend setzte er sich genau eine halbe Stunde nach dem Abendbrod ans Feuer. Abend für Abend saß Clara mit halbgeschlossenen Augen da, hörte seine trockene Stimme wie im Traum an und fragte sich, was das alles für ein Ende nehmen würde.

In ihren Lebensgewohnheiten trat sonst keine Ver-

änderung ein, außer dem, was Greifenstein die Zerstreuung für seine Frau nannte. Es blieb immer dasselbe, die eintönige Folge von Morgen und Abend, Nacht und Mittag und wieder Abend. Vielleicht wäre das Leben dieser Beiden so in dem engen Kanal, den sie sich selbst gemacht hatten, noch viele Jahre fortgeschlichen, wenn die seit so lange vorbereiteten Ereignisse verzögert worden wären, denn Greifenstein war in allen Dingen ein Gewohnheitsmensch, unfähig in der Erfüllung dessen, was er für seine Pflicht hielt, nachzulassen, und Clara's im Grunde starke Gesundheit hätte sie durch ein halbes Menschenalter ermüdendster Eintönigkeit aufrecht erhalten.

Ja, wenn nach dem vorher erwähnten Gespräch über ihren Zustand überhaupt eine Veränderung eintrat, so war sie zum Besseren. Eine trügerische Ruhe senkte sich auf das alte Haus herab, und in dem Verkehr zwischen den Gatten herrschte eine gewisse Milde, die Beiden angenehm war. Bei Clara war dies die Folge von Erschöpfung und Verzweiflung. Sie fühlte sich gänzlich außer Stande, ein etwa über sie hereinbrechendes großes Unglück zu ertragen und war ihrem Gatten dankbar. Wenn sie überhaupt betete, so betete sie, daß sie Beide in diesen Tagen friedlich sterben möchten. Sie war sogar geneigt zu glauben, der Himmel werde es nicht zu der gräßlichen Katastrophe kommen lassen, die sie in ihren Träumen verfolgte, und von der sie selbst wachend träumen mußte. War sie dem finsteren alten Mann, der nun schon seit fünfundzwanzig Jahren ihr gegenüber saß, nicht ein treues Weib gewesen? War sie nicht Greif eine ganz gute Mutter gewesen, wenn auch nicht sehr liebevoll und sehr verständig, doch immer was man eine gute Mutter nennt? Das wenigstens sagte ihr ihr Gewissen, und es war ihr ein großer Trost, zu wissen, daß

sie doch nicht ganz und gar schlecht gewesen. Ueberdies hatte sie sich in höchst eigenthümlichen Verhältnissen befunden, da sie die That beging, — was es auch gewesen sein mochte, — und wenn sie damals auch nicht ganz so jung war, als sie zu sein vorgab, so war sie immerhin noch nicht alt genug gewesen, um recht zu verstehen, was sie eigentlich that. Der Himmel würde sicherlich nicht so hart sein, jetzt die Sünden ihrer Jugend an ihr heimzusuchen; jetzt, wo ein Vierteljahrhundert friedlichen ehelichen Lebens zwischen jenem Tage und dem heutigen lag; jetzt, wo Greif zum Manne herangereift war und sich bald selbst verheirathen sollte. Sicherlich gab es Barmherzigkeit für sie. Aber wenn es keine gäbe, wenn der Himmel eher gerecht als gnädig wäre, was sollte dann aus ihr werden? Das dünne Blut hämmerte in ihren hohlen Schläfen, wenn sie daran dachte, und strömte dann plötzlich wieder zu dem müden Herzen zurück, aus dem es emporgestiegen. Vor allen Dingen war ihr der Gedanke an Greif unerträglich. Wenn etwas ruchbar werden sollte, würde er es auch erfahren. Auch er würde sich gegen sie wenden und sie zwingen, den Becher des Todes bis auf die Hefe zu leeren. Aber noch glaubte und hoffte, hoffte und glaubte sie, daß jener Tag niemals kommen würde.

Und doch stand er nahe bevor, jetzt, nach all den Monaten voll Todesangst, gerade als sie sich mit dem süßen Gedanken zu täuschen suchte, daß er niemals kommen würde. Greifenstein kam eines Nachmittags beim Einbruch der Dämmerung nach Hause und fand auf dem Pult in seinem Schreibzimmer einen Brief. Er öffnete ihn und las ihn zähneknirschend, während sein Gesicht aschgrau wurde. Er stieß keinen Laut aus, schlug sich nicht vor die Stirn, ballte auch nicht die Faust oder sank auf einen Stuhl. Er steifte

nur den Nacken etwas auf und starrte schweigend ins Feuer. Nach kurzem Nachdenken warf er den Brief in die Flammen und wartete ab, bis er ganz verbrannt war. Dann schellte er.

„Höre, Jakob," sagte er zu dem eintretenden Diener ohne ein Beben der Stimme. „Ein Freund von mir schreibt, er wolle zur Jagd in den Schwarzwald kommen. Er kommt allein, so wie ich zu thun pflege. Es ist schlechtes Wetter, und er kann zu jeder Stunde eintreffen. Wenn er kommt, führe ihn sofort in dieses Zimmer, und laß mich rufen. Ich werde mich bis zu seiner Ankunft nicht weit vom Schlosse entfernen."

Der Diener fragte nach dem Namen des Herrn.

„Herr Brandt", antwortete Greifenstein ohne Zaudern.

Der Brief hatte die Mittheilung enthalten, daß Riesenecks Gesuch, in die Amnestie einbegriffen zu werden, auf's Entschiedenste abgewiesen worden, und daß er sich zum zweiten Male unter falschem Namen auf der Flucht befände. Er bat seinen Bruder, ihm über die Grenze nach Constanz fortzuhelfen, und sagte, daß er vermuthlich bald nach diesem Briefe eintreffen würde, ohne die Zeit seiner Ankunft genau bestimmen zu können.

Sobald er wieder allein war, setzte Greifenstein sich nieder, um sich die Sache zu überlegen, nachdem er die Pfeife, welche ihm sein Sohn bei seinem letzten Besuche mitgebracht, sorgfältig gestopft und angezündet hatte. Er pflegte das alle Tage beim Nachhausekommen zu thun, und es schien ihm eine seiner selbst unwürdige Aufregung zu verrathen, wenn er von irgend einer seiner kleinen Lebensgewohnheiten abwiche. In solchen kleinen Handlungen, die ohne Zeugen vor sich gehen, zeigt sich der Character eines Menschen oft am deutlichsten. Wenn er seine Pfeife nicht

wie gewöhnlich rauchen konnte, hieße das so viel, als er wäre nicht im Stande, das was ihm zustieß, mit Ruhe zu ertragen, folglich auch nicht in der Verfassung, mit seiner Frau bei Tisch zusammenzutreffen, ohne seine Besorgniß zu verrathen. Diese Handlung zeugte nicht von Gleichgültigkeit, wie Mancher denken würde; im Gegentheil, sie war der Ausdruck seiner unbeugsam gewissenhaften Natur. Eine Kleinigkeit in seinem Benehmen ändern, selbst wenn er ganz allein war, hieße von vornherein einen schlechten Anfang machen.

Er setzte seine Füße genau auf dieselbe Stelle des Kaminvorsatzes, wo sie zu ruhen pflegten, wenn er nach Hause kam; er saß in seiner gewöhnlichen Haltung da und rauchte mit gewohnter Gemächlichkeit. Es wäre durchaus unrichtig gewesen, die Wichtigkeit, welche Riesenecks Ankunft in seinen Augen hatte, so weit zu übertreiben, als ob sie für ihn unmittelbare Folgen haben müßte. Ihm stand kein Ruin, kein unvermeidliches Unglück bevor. Er fürchtete den Vorfall von seiner moralischen Seite, und am meisten die Möglichkeit, Clara von der Existenz seines ehrlosen Bruders in Kenntniß setzen zu müssen. Recht gut wußte er, daß die Zeitnngen über den mißlungenen Versuch seines Bruders Berichte bringen würden, und er fürchtete, irgend ein Journalist mit besonders gutem Gedächtniß könnte sich an die Verwandtschaft mit ihm erinnern. Wie die meisten Leute, welche früher in einer Hauptstadt gelebt haben, bildete er sich ein, daß alle ihn noch kennten und achteten, auf die bloße Nennung seines Namens legte er großen Werth. Daß er in einer Zeitung als der Bruder eines entehrten und verbrecherischen Offiziers genannt werden sollte, schien ihm ein schreckliches Unglück, ein beinahe unerträglicher Schlag für seinen Stolz. Er ahnte nicht, daß

er in der That so völlig in Vergessenheit gerathen war, als ob er seit zwanzig Jahren todt wäre. Die Tage, da er Uniform getragen, schienen ihm noch recht nahe, und er konnte es sich nicht denken, daß seine eigene Jugend seinen früheren Bekannten so fern dünken sollte. Seine ganze Natur empörte sich bei dem Gedanken, Rieseneck wiederzusehen, und obschon er keine besonders lebhafte Phantasie hatte, konnte er nicht umhin, sich die bitteren Worte auszudenken, welche er bei der Zusammenkunft sprechen würde. In seinem Wesen war nichts Cynisches. Für ihn war Ehre eine Thatsache und kein Vorurtheil, sein eigener unschätzbarer Besitz, einer seiner Hausgötter, für welchen er allezeit jede andere Rücksicht zu opfern bereit war. Die Existenz dieses Bruders war eine Störung dieser Thatsache, ein Makel seines Anrechts auf jenen Besitz, ein Fleck auf der Glorie dieses Hausgottes. Greifenstein fühlte sich sehr unglücklich, und sein Kummer nahm eher die Gestalt des Grolles gegen seinen Bruder als die milden und harmlosen Mitleids mit sich selbst an. Er konnte nicht vergessen, und er wollte nicht vergeben, denn in seinen Augen war ihm wirklich Unrecht geschehen. In volkreichen Städten haben die Leute andere Dinge zu thun, als sich ihren Seelenfrieden durch Ideale stören zu lassen. Ein Nachbar, ein Freund, ein Verwandter verfällt unrettbar der Schande — sie besinnen sich einen Augenblick und gehen dann ihrer Wege, durch lange Erfahrung in der Gewißheit bestärkt, daß die Welt rasch vergißt, und daß doch im Grunde die Schlechtigkeit ihres Bruders sie nicht trifft. Aber wenn peinlich ehrenhafte Leute, welche ihre Familientraditionen von Ehre höher halten als alles Andere auf dieser Erde, jahrelang von der Welt abgeschieden leben, können sie solche Dinge nicht so ansehen wie es Städter thun. Je weniger

sie zu thun haben, desto mehr denken sie an ihre Familiengeschichte, und desto größer ist ihr Stolz, wenn sie auf die Tradition ihres Geschlechtes zurückblicken. Eine Art mittelalterlichen Dämmerlichts senkt sich auf ihre späteren Jahre herab, und ihre Seelen haben heraldische Visionen. Sie versinken in düsteres Brüten über die Missethaten eines längst verstorbenen Ahnen, und ihr Antlitz leuchtet auf, wenn sie an ihre Vorfahren, die Kreuzfahrer denken. Sie fechten noch ein Mal die Schlachten alter Zeiten aus, sie stürmen an mit Welf oder Waiblingen, sie folgen dem Kaiser zur Krönung im kaiserlichen Rom, sie kämpfen sich durch die Schaaren der Ritter durch, sie sterben mit Konradin in Neapel, sie reiten hinter dem Banner des großen Rudolph her, sie morden und toben durch den dreißigjährigen Krieg, sie vergießen ihr Herzblut für Friedrich, sie fallen bei Austerlitz, sie erheben sich bei Leipzig, sie sind mit Blücher bei Waterloo, mit „unserm Fritz" bei Königgrätz, mit Schmettau's tapferen Kürassieren bei dem Todesritt zu Mars la Tour, und jeden Abend laufen sie in ihren Hafen ein vor dem in Stein gehauenen Wappen über dem alten Kamin ihres Hauses, die stolzen Nachkommen eines berühmten Geschlechtes. Und doch, obwohl alles von Anfang bis zu Ende wahr ist, weiß die Welt von ihrem Ruhm wenig. Wer gedenkt ihrer Namen? Seit Jahren waren ihre Vorväter Edelleute wie sie, nie besonders groß oder mächtig, manchmal arm, beinahe unbedeutend in dem großen Schwarm leichtherziger Soldaten, auf deren Nacken sich Kaiserreiche gestützt und deren Hände Königreiche gestürzt haben. Wahrscheinlich war kaum einer jener alten verstorbenen Ritter halb so stolz auf sich selbst wie der Vertreter seines Geschlechtes im neunzehnten Jahrhundert auf ihn ist, oder empfand halb so viel Vergnügen beim Anblick

seines zerhauenen Schildes mit dem halb zerstörten Wahrzeichen, wie es jetzt seinem Nachkommen das Blut in die Wangen treibt, wenn er das steinerne Abbild desselben anschaut. In der geschulten Anschauung so eines modernen Edelmannes ist die Vergangenheit lebendiger, als sie es in Wirklichkeit vor Jahren war, er ist loyaler als das Gesetz, royalistischer als der König, protestantischer als Luther, conservativer als ein chinesischer Bonze. Eine beleidigende Anspielung auf ein Mitglied seines Geschlechtes, und wenn dieses auch schon zur Zeit des ersten Kreuzzuges verstorben wäre, ist ihm eine persönliche Beleidigung, die durch Zweikampf gesühnt werden muß. Wenn seine schlummernden Leidenschaften geweckt werden, nehmen sie nur eine Richtung: er möchte für etwas kämpfen, für seinen König, seine Religion oder seine Ehre. Seine Erinnerungen und Vorurtheile sind unglaublich complicirt, mit einander verwoben und verworren; sein Character ist einfach, denn sein Grundzug ist, daß all' jene Vorurtheile und Ueberlieferungen gleich unfehlbar und unantastbar sind, und daß bei ihrer Vertheidigung kein Mittel geschont werden darf. So ist der altmodische deutsche Landedelmann, und so war Hugo von Greifenstein.

Riesenecf, ein Landesverräther, der als Soldat einen Treubruch begangen hatte, ein verurtheilter, vervehmter Flüchtling, stand im Begriff in das Heiligthum der Hausgötter seines Bruders einzudringen. Einige Stunden wenigstens mußte er unter einem Dache weilen, das so heilige Erinnerungen beschirmte. Seine abscheuliche Gegenwart sollte die ehrenwerthe Wohnstätte derer von Greifenstein entweihen. Schlimmer als das: sein verfluchter Name sollte in öffentlichen Blättern mit dem von Greifenstein in Verbindung gebracht werden. Schlimmer konnten die Dinge

gar nicht stehen nach Ansicht des ergrauten Mannes, der am Kamin dasaß und feierlich seine Pfeife rauchte und sich die äußerste Gewalt anthat, um selbst während er allein war, seine gewöhnliche Haltung zu bewahren.

Die Lage schien unerträglich und mußte doch ertragen werden. Jeder Augenblick brachte Rieseneck näher, jede Minute konnte die letzte vor seiner Ankunft sein. Es war nichts dabei zu machen. Greifenstein konnte sich nicht ein Mal mit den Vorbereitungen für seines Gastes eilige Abreise beschäftigen, denn irgend ein Anzeichen davon konnte dem Plane gefährlich werden. Sein Vorhaben war, am nächsten Morgen mit Gewehren und Hunden wie zur Jagd auszurücken, dann die Pferde zurückzulassen und über die Grenze nach der Schweiz zu gehen. Nichts war leichter, und er wußte, daß auch Riesenek vermöge seiner Ortskenntniß darüber im klaren war. Ueberdies würde wahrscheinlich kein Versuch zur Verhaftung des Flüchtlings gemacht werden, wenn auch sein Gnadengesuch abgewiesen worden war. Man würde zulassen, daß er unbehelligt das Land verließe, denn es würde unpolitisch sein, noch größeres Aufsehen zu erregen, indem man ihn wieder auf die Festung brächte, aus der er vor vielen Jahren entflohen war. Greifenstein hatte für sich nichts zu fürchten und machte sich nichts daraus, was aus seinem Bruder wurde, wenn er nur nicht verhaftet würde. Dennoch litt er unbeschreiblich, während er so wartend dasaß, denn er fürchtete die Begegnung mehr als jede thatsächliche Gefahr.

Er berechnete den ungefähren Zeitpunkt, zu dem Riesenek eintreffen konnte, und kam zu dem Schluß, das Ereigniß müsse nahe bevorstehen. Riesenek würde vermuthlich mit dem Zuge von Stuttgart nach der nächsten Eisenbahnstation fahren und dann zu Fuß nach Greifenstein

kommen, sein Gepäck aber zurücklassen, damit es ihm nachgeschickt würde, wenn ihm seine Flucht gelungen wäre. Wenn er also an dem Tage, an welchem er geschrieben hatte, abgereist war, so konnte sein Kommen nur dadurch verzögert werden, daß er zu Fuß ging, während der Postbote beritten war.

Ein Klopfen an der Thür unterbrach seinen Gedankengang. Eine innere Stimme sagte ihm, daß Riesenec̈k gekommen wäre, allein er wendete mit erkünstelter Ruhe den Kopf um, so daß er den Diener ansehen konnte, und hielt die Pfeife fest zwischen den Zähnen.

„Herr Brandt ist angekommen", sagte der Diener ruhig, als ob nichts Besonderes vorginge. Selbst in diesem Augenblick hatte Greifenstein den Muth, das Gesicht des Bedienten forschend anzuschauen, allein dessen Ausdruck verrieth keinen Argwohn.

„Ich lasse bitten", versetzte der Hausherr mit unerschütterlich ruhigem Ton. Er erhob sich langsam und stellte sich mit dem Rücken gegen das Feuer. Der Feuerschein war viel heller als die eine Lampe auf dem Pult und warf den großen schwarzen Schatten von Greifenstein's hagerer Gestalt auf die Wand gegenüber, so daß er wie das Gespenst des Schicksals vom Boden bis zu den geschnitzten braunen Balken der Decke emporragte.

Der Diener riß die Thür weit auf und trat zurück, während ein hochgewachsener alter Herr ins Zimmer schritt.

Elftes Kapitel.

Es ist zweifelhaft, ob Greifenstein seinen Bruder erkannt haben würde, wenn er ihm unter anderen Umständen begegnet wäre. Vierzig Jahre waren vergangen, seit sie sich zuletzt gesehen hatten, und jetzt waren Beide alte Männer. Der Unterschied in ihrem Alter war nicht bedeutend, denn Greifenstein's Vater war kaum ein Jahr nach seines Sohnes Geburt gestorben, und seine Mutter hatte drei Jahre darauf wieder geheirathet. Sie war gestorben, als ihre beiden Söhne noch junge Leute waren, und seitdem war Greifenstein nicht viel mit seinem Halbbruder zusammengewesen, der von seinem eigenen Vater in einer anderen Provinz erzogen wurde. Darauf war der junge Riesenecks in preußische Dienste getreten und wenige Jahre später durch die Folgen seiner Missethat zu Grunde gegangen.

Greifenstein sah vor sich einen hochgewachsenen Mann mit üppigem weißen Haar und schneeigem Bart, von gebräunter Gesichtsfarbe, augenscheinlich kräftig trotz seiner Jahre, besonders auffallend durch die dicken schwarzen Augenbrauen, welche seine kleinen grauen Augen beschatteten. Diese Augen standen zu nahe an einander, und die Augenlider gingen von der äußeren Seite schräg herab, was dem Gesicht einen Ausdruck von Klugheit und großer Schlauheit gab. Tiefe Furchen durchzogen die hohe Stirn und liefen in breiten Bogenlinien unterhalb der Augen herab, bis sie sich im Bart verloren. Kuno von Rieseneck war augenscheinlich ein Mann von tiefem Gefühl und starken Leidenschaften, von energischem Temperament, klug, leichtsinnig, und geneigt sich durch seltsame Ideen irre leiten zu lassen, vielleicht auch zu etwas wie Fanatismus fähig. Es war wirklich nicht glaublich, daß er die That, an der sein

Leben Schiffbruch gelitten, aus schnöder Berechnung gethan haben sollte, und doch war es unmöglich zu glauben, daß er je bei seinem Thun vollkommen uneigennützig sein könnte. Der allgemeine Eindruck seiner Persönlichkeit war beunruhigend.

Er trat langsamen Schrittes ins Zimmer und hielt die Augen auf seinen Bruder geheftet. Der Diener machte hinter ihm die Thür fest zu, und die beiden Männer waren allein. Riesenеck blieb in der Mitte des Zimmers stehen. Einen Augenblick zuckten seine Züge unruhig, dann fing er an zu sprechen.

„Hugo, kennst Du mich noch?"

„Ja," antwortete Greifenstein, „ich kenne Dich sehr gut." Er hielt die Hände auf dem Rücken und blieb in derselben Stellung vor dem Feuer stehen.

„Du hast meinen Brief erhalten?" fragte der Flüchtling.

„Ja; ich will thun, was Du von mir begehrst."

Die Antwort kam in hartem verächtlichen Ton heraus, denn Greifenstein erstickte beinahe vor Wuth darüber, daß er gezwungen war, einen Mann bei sich aufzunehmen und zu beschützen, den er haßte und verachtete. Allein Rieseneck erwartete keinen besonders herzlichen Empfang und sein Gesichtsausdruck veränderte sich nicht.

„Ich danke Dir", sagte er. „Es ist die einzige Gunst, um welche ich Dich je gebeten habe, und ich gebe Dir mein Wort darauf, es soll die letzte sein."

Greifenstein's durchdringende Augen funkelten gefährlich und einen Augenblick sprühte der in ihm lodernde Zorn auf seinem Gesicht.

„Dein" — — — Wort wollte er sagen und in diese beiden Sylben seine ganze Verachtung gegen den, der sein Wort so schmählich gebrochen hatte, zusammenpressen, allein

er nahm sich tapfer zusammen. Trotzdem und alledem war Riesenec sein Gast und suchte Schutz bei ihm, und er wollte ihn nicht beleidigen.

„Morgen Abend wirst Du in Sicherheit sein", sagte er, seine Zunge zügelnd.

Aber Riesenec hatte das erste Wort gehört und konnte sich denken, was darauf folgen sollte. Er wurde etwas blaß, trotz seiner braunen Gesichtsfarbe und ließ die Hand auf der Lehne des neben ihm stehenden Stuhles ruhen.

„Ich will Dich nicht weiter belästigen", sagte er. „Wenn Du mir einen Platz zum Schlafen anweisen willst, werde ich morgen früh bereit sein."

„Nein", versetzte Greifenstein. „So geht das nicht. Die Dienstboten wissen, daß ein Gast im Hause ist. Sie werden erwarten, Dich bei Tische zu sehen. Ueberdies bist Du vermuthlich hungrig."

Vielleicht that es ihm leid, seinem Bruder, auch nur durch die Andeutung einer Aeußerung, gezeigt zu haben, was eigentlich in seinem Herzen vorging, und der Gedanke an das alte Gastrecht stimmte ihn etwas milder.

„Setze Dich", fügte er hinzu, als Riesenec zu zaudern schien. „Du mußt mit uns speisen und meine Frau kennen lernen. Wir müssen keinen Argwohn erregen."

„Du bist also verheirathet?" sagte Riesenec. Es klang mehr wie eine nachdenkliche Bemerkung als wie eine Frage. Obschon er öfters an seinen Bruder geschrieben hatte, waren die Antworten des letzteren, wenn er sich überhaupt zum Schreiben herbeiließ, äußerst kurz und geschäftsmäßig gewesen.

„Ich bin seit fünfundzwanzig Jahren verheirathet", antwortete Greifenstein. Es war seltsam, daß er seinem Bruder diese Thatsache mittheilen mußte.

Riesenecf setzte sich auf einen hohen Stuhl und stützte den Ellbogen auf den Tisch. Keiner von Beiden sprach eine Weile; Greifenstein aber setzte sich wieder auf seinen Platz, steckte die Pfeife von neuem an, stemmte die Füße auf den Kaminvorsatz, kurz nahm genau dieselbe Stellung wieder ein wie in dem Augenblick, als ihm Herr Brandt gemeldet worden war. Die Lage war beinahe unerträglich, allein seine Gewohnheiten halfen ihm sie ertragen.

„Ich war auch verheirathet“, sagte Rieseneck endlich mit leiser Stimme, als ob er zu sich selbst spräche. „Du hast meine Frau nie gekannt?“ fragte er.

„Nein.“

„Sie starb“, fuhr der Andere fort. „Es ist sehr lange her — über dreißig Jahre.“

„So?“ sagte Greifenstein, als läge ihm wenig daran, mehr zu hören.

Wieder herrschte tiefe Stille im Zimmer, nur durch das Knistern der Fichtenklötze im Feuer und durch das Ticken der Uhr in ihrem hohen geschnitzten Gehäuse in der Ecke unterbrochen. Eine volle Stunde mußte noch vor dem Essen vergehen, und Greifenstein wußte nicht, was er mit seinem unwillkommenen Gast anfangen sollte. Endlich nahm dieser eine schwarze südamerikanische Cigarre heraus und fing an zu rauchen. Einige Minuten rauchte er in Gedanken versunken, dann, als ob der duftende Dampf Macht hätte, seine Zunge zu lösen, fing er wieder an zu sprechen.

„Sie starb“, sagte er. „Sie war schuld an meinem Unglück. Ja, hast Du denn nie gehört, wie es kam? Und doch liebte ich sie. Sie wollte mir nicht folgen. Später wurde mir eine Locke von ihrem Haar und unser Söhnchen nachgeschickt. Ohne sie wäre es wohl nimmer ge-

schehen, und doch habe ich ihr vergeben. Hast Du nie gehört, wie alles kam?"

„Ich habe nie danach gefragt", antwortete Greifenstein. „Du sagst, sie war schuld an Deinem Unglück? Wie meinst Du das?"

„Sie brachte mich dazu. Sie schwärmte für Freiheit und Revolution. Sie erfüllte mich mit Ideen von der Souveränität des Volkes. Sie sprach von nichts Anderem. Auf den Knieen beschwor sie mich, ihrer Partei, wie sie es nannte, beizutreten. Sie schmeichelte mir mit Träumen von Größe in einer Republik, sie verklärte das Verbrechen im Lichte des Heroismus, sie trieb mich in geheime Vereine und lachte über meinen Mangel an Muth. Ich liebte sie, und sie machte mich zum Narren, schlimmer als das, zum Verräther, ja schlimmer als zum Verräther, zum Mörder, denn sie überredete mich dazu, dem Pöbel die Waffen auszuliefern; sie machte mich zum Geächteten, Verbannten, zum Gegenstand des Hasses für meine Landsleute, ein Greuel allen, die mich kannten. Und dennoch liebte ich sie, selbst als alles vorüber war, und ich hätte meine Seele darum gegeben, sie bei mir zu haben."

Greifenstein's Gesicht drückte unaussprechliche Verachtung für diesen Mann aus, der in der Kraft und dem Stolz der Jugend seine Ehre für das Wort eines Weibes hingegeben hatte, nicht ein Mal für ihre Liebe, denn die hatte er ja schon besessen.

„Mir scheint," sagte er, „daß es für Dich ein sehr einfaches Mittel gab."

„Ein wenig Blei an der rechten Stelle; ja, ich weiß. Und doch lebte ich weiter und lebe noch. Weshalb? Ich weiß es nicht. Ich glaubte an die Sache der Revolution, obschon sie mir den Glauben daran aufgezwungen hatte,

und ich glaubte noch immer daran, lange nachdem ich nach Süd-Amerika gegangen war. Und als ich aufgehört hatte daran zu glauben, kümmerte sich Niemand mehr darum, ob ich lebendig oder todt wäre. Dann kam dieser Hoffnungsstrahl und dieser neue Schlag. Ich glaube, ich könnte es jetzt thun!"

Greifenstein sah ihn einen Augenblick forschend an, dann stand er auf und ging an einen riesigen dunkeln Schrank, der zwischen den Fenstern stand. Er holte einen polirten Mahagonikasten heraus, schloß ihn auf und stellte ihn unter das Lampenlicht neben seinen Bruder auf den Tisch.

Riesenecк wußte recht gut, was er meinte, aber er zuckte mit keiner Miene. Im Gegentheil, er öffnete den Kasten und besah die schöne Schießwaffe, wie sie geladen und zum Gebrauch bereit auf der Unterlage von grünem Tuch dalag. Dann stellte er ihn wieder auf den Tisch und schob ihn fort.

„Jetzt nicht", sagte er ruhig. „Ich bin in Deinem Hause. Du würdest meine Identität erklären müssen. Es würde Aufsehen erregen. Ich will es nicht."

„Stecke ihn Dir lieber in die Tasche", erwiederte Greifenstein verbissen, doch ohne eine Spur von Unfreundlichkeit im Ton. „Es könnte Dir lieb sein, ihn bei Dir zu haben."

Riesenecк sah seinen Bruder einige Sekunden schweigend an; dann nahm er das Ding wieder zur Hand.

„Soll es ein Geschenk sein?" fragte er. „Du würdest es hernach nicht zurückverlangen mögen."

„Ja."

„Ich danke Dir." Er nahm den Revolver aus dem Kasten, prüfte ihn aufmerksam und ließ ihn dann in seine

Brusttasche gleiten. „Ich danke Dir", sagte er nochmals. „Ich besitze keinen."

Greifenstein fragte sich, ob Rieseneck wohl den Muth haben würde, seinem Vorschlag gemäß zu handeln. Für ihn lag nichts Schreckliches in dem Gedanken. Er bot diesem verächtlichen Geschöpf nur das Mittel, sich der Verachtung der Welt zu entziehen. Er selbst würde sich in solch einem Falle längst das Leben genommen haben und konnte nicht begreifen, wie irgend Jemand zaudern könnte, wenn die richtige Art zu handeln so deutlich vor ihm lag. Er ging wieder auf seinen Platz zurück, als ob nichts vorgefallen wäre. Um dem Gespräch eine andere Wendung zu geben, fing er dann an von dem Plan für den nächsten Morgen zu sprechen. Er glaubte nicht an seines Bruders Absicht, aber nach seiner Ansicht hatte er als Ehrenmann seine Pflicht gethan, indem er ihm die Waffe gab.

„Wir können erst eine tüchtige Strecke reiten", sagte er, „und dann können wir gehen. Wenn Du erst am See bist, kannst Du ein Boot zur Ueberfahrt finden. Ich sage Dir aber, daß es weit ist."

„Es wird genügen, wenn Du mir nur den Weg zeigst," sagte Rieseneck zerstreut. „Du bist sehr gütig."

„Es liegt in meinem Interesse", sagte Greifenstein, nicht willens, daß seine Gefühle mißdeutet würden. Dann versank er wieder in Schweigen.

Rieseneck war der Unbefangenere von den Beiden. Möglicherweise war ihm nicht klar, wie sehr sein Bruder ihn verachtete. Ueberdies hatte er viele Jahre lang mit Leuten der verschiedensten Nationen verkehrt und fühlte nicht sofort, wie gänzlich verschieden sein Bruder von all' diesen war, oder wie ganz anders er ihm gegenüber stünde. Auch war er durch den jüngst erhaltenen Schlag etwas außer

Fassung gebracht, und seine Aufmerksamkeit concentrirte sich mehr auf ihn selbst, als auf die Dinge und Personen um ihn her. Während des größten Theiles seines Lebens hatte er seinen Scharfsinn im Verkehr mit der Außenwelt gebraucht, und unter anderen Umständen hätte er wahrscheinlich entschiedene Anstrengungen gemacht, die Sympathie seines Bruders für sich zu gewinnen. Allein die Abweisung seines Gnadengesuches hatte ihm einen harten Schlag gegeben. In der Tiefe seines eigenthümlichen Wesens war wenigstens eine ächte und gute Eigenschaft, und das war seine leidenschaftliche Vaterlandsliebe. Allerdings war sie durch den Einfluß einer anderen starken Neigung, die Liebe zu seiner Frau, während ihrer Lebenszeit, in falsche Bahnen gelenkt worden und eben die Stärke seines durch sie irregeleiten Patriotismus wurde der Hauptgrund zu seinem Untergange. Vierzig Jahre der Verbannung hatten nun allen Glauben an eine Partei oder an den Erfolg revolutionärer Umwälzungen in ihm vernichtet und ihm nichts als die ursprüngliche Liebe zu seinem Vaterlande übrig gelassen, zu seinem Heimathlande, wie es war oder sein könnte, ob Kaiserthum, Königreich oder Republik. Was kam es darauf an, ob Deutschland unter dieser oder jener Regierungsform stünde? Die Zeit hatte seinen Haß gemildert und ihren dunkeln Mantel über seine Schande gebreitet, während sie sein geliebtes Volk über alle Völker der Erde erhoben hatte. Deutschlands Siege, Deutschlands Einheit, der Ruhm seines Kaiserhauses, der Stolz auf seinen eisernen Kanzler, die unbegrenzten Aussichten seiner glorreichen Zukunft, alles war sein, denn jeder Deutsche von Geburt hatte ein Recht daran, konnte Theil daran haben und sich von ganzem Herzen daran freuen. Vierzig Jahre lang hatte er von seiner Rückkehr geträumt, wäre es auch nur,

um unter unbekanntem Namen an einem stillen Orte zu leben, wäre es auch nur, um zu fühlen, daß er einem namenlosen Blutstropfen gleiche, der in den Adern seines Vaterlandes rollte. Er begehrte nichts als die Erlaubniß, sein Leben auf dem Boden enden zu dürfen, wo er geboren war. Ihm blieben nur noch wenige Jahre, und er hätte keinen Schaden anrichten können, selbst wenn er es gewollt. Sein Gesuch war abgewiesen, wie Greifenstein vorhergesehen hatte, und zwar aus dem Grunde, daß er kein politischer Flüchtling, sondern ein Militärverbrecher wäre, mit der Begründung, daß die Verzeihung eines solchen Verbrechens unerhört wäre und einen schlimmen Präcedenzfall schaffen würde. Jene unbeugsamen Grundsätze, durch welche Deutschland sich zu seiner hohen Stellung erhoben hatte, ließen sich durch alles Bitten und Flehen eines Mannes, der einen Vertrauensbruch begangen, auch nicht um ein Haarbreit beugen, wenn er auch alt und gebrochen, harmlos und sogar bemitleidenswerth war. Das Gesetz war nicht bloß für die Jungen, sondern auch für die Alten, es war dasselbe für alle, unabänderlich gerecht, unerbittlich gewissenhaft in seiner Ansübung.

Aber Riesenek war an der einen weichen Stelle, die noch in seinem Herzen geblieben, verwundet worden, und die Wunde hatte sein Gefühl für alles Uebrige abgestumpft und sein geistiges Gleichgewicht gewissermaßen gestört. Es läßt sich kaum glauben, daß er in dieser Weise von seiner verstorbenen Frau gesprochen haben würde, wenn er genau erwogen hätte, was Greifenstein ihm gegenüber empfand. Die Leiden der letzten Woche hatten alte Erinnerungen in ihm wach gerufen, und fast gegen seinen Willen hatte er von dem gesprochen, was in seiner Seele vorging.

Er saß schweigend am Tische und rauchte seine Cigarre

zu Ende. Als er den Stummel fortwarf, sah Greifenstein nach der Uhr und legte seine Pfeife hin.

„Wir essen in einer Viertelstunde", sagte er aufstehend. Rieseneck erhob sich ebenfalls und hielt seine breiten Hände gegen das Feuer.

„Hier ist ein bequem gelegenes Zimmer für Dich", sagte Greifenstein, indem er eine Thür öffnete, dann strich er ein Zündholz an, um ihm den Weg zu zeigen. Er zündete die Kerzen auf dem Ankleidetisch an und wendete sich zu seinem Bruder. Rieseneck sah ihn mit einem seltsam feindseligen Ausdruck an, den Greifenstein nicht verstehen konnte.

Diese einfache Handlung hatte bei dem Verbannten Haß und Neid erregt. Während der letzten Stunde hatte er kaum daran gedacht, wo er war; jetzt erkannte er plötzlich das, was er verwirkt hatte, in seinem ganzen Umfange. In dem einfach ausgestatteten Schlafzimmer war eigentlich nichts, was seine Gefühle rechtfertigen konnte. Der Gedanke, der ihm wehe that, umfaßte weit mehr. Er sah seinen Bruder reich, ehrenwerth, geachtet, in seinem Stammschloß, in seinem Vaterlande, im Vollbesitz des Rechtes auf all' das, was er genoß. Rieseneck wußte nicht, wie selten Gäste nach Greifenstein kamen; er sah nur, wie natürlich es war, daß Besuch käme, und er haßte seinen Bruder, weil er so leben konnte, wie seine Vorfahren gelebt, und wen er wollte unter seinem Dache beherbergen konnte. Er dachte mit Bitterkeit an sein eigenes schönes Haus in Chili, denn seine Geschäfte hatten im Auslande günstigen Fortgang genommen, und er hatte gelebt wie ein Fürst. Seit langen Jahren hatte ihm nichts gefehlt als das Recht, sein Haus auf einer Scholle deutschen Bodens zu erbauen. Das aber konnte er nicht haben, und das beneidete er

seinem Bruder von ganzem Herzen. Greifenstein beachtete indessen nicht den feindseligen Blick seines Bruders.

„Du wirst das Zimmer ganz bequem finden“, sagte er. „Du kannst die Thür abschließen, und solltest Du verfolgt werden, und die Polizei herkommen, so brauchst Du bloß durch diesen Schrank zu gehen; er hat hinten eine Thür. Sieh her!“

Er schob das Getäfel zurück und leuchtete in den dunkeln Gang dahinter.

„Wohin führt das?“ fragte Riesenecf.

„In ein kleines Gemach in der Ringmauer, von dort geht eine Wendeltreppe in einen Gang hinab. Wenn Du den verfolgst, kommst Du beim Hungerthurm heraus.“

Derartige Einrichtungen finden sich in Deutschland häufig bei Gebäuden aus alter Zeit, und Riesenecf bezeigte kein Erstaunen darüber; er nickte nur ernst. Greifenstein schob die Thür wieder zu und ließ ihn allein. Riesenecf beschloß bei sich, ehe er zu Bett ginge, den Gang bis ans Ende zu verfolgen, um sich zu versichern, ob derselbe wirklich ein Mittel zur Flucht böte, oder ob sein Bruder ihm eine Falle gestellt hätte. Für's Erste stand ihm die Qual des Abendessens bevor, und er mußte die Rolle des Gastes spielen, damit Greifenstein's Frau keinen Argwohn schöpfte. Er machte sich Gedanken darüber, was für eine Art von Frau sie wohl sein mochte, und ob sie etwas von seiner Existenz wüßte.

Greifenstein beobachtete die Vorsicht, seine Frau von der Anwesenheit eines Gastes im Schlosse in Kenntniß zu setzen. In ihrem nervösen Zustande fürchtete er, das plötzliche Erscheinen eines Fremden könnte sie aufregen, und obwohl er längst den Gedanken aufgegeben hatte, daß sie etwas von Riesenecf wüßte, ließ sein zur Vorsicht geneigtes

Gemüth doch wieder die Möglichkeit in ihm aufkommen, daß sie einander in früherer Zeit gekannt hätten. Selbst in diesem Falle hielt er indessen ein Erkennen für nicht wahrscheinlich, denn er selbst würde Riesenecck nicht erkannt, noch geglaubt haben, daß jener bärtige alte Mann derselbe wäre, von dem er sich vor vierzig Jahren getrennt hatte. Greifensteins Hauptgedanke war, den Mann fortzuschaffen, ihn ohne unliebsamen Zwischenfall über die Grenze zu bringen, und um seinen Zweck zu erreichen, war er bemüht, sich genau so wie gewöhnlich zu benehmen. In vierundzwanzig Stunden würde ja die Sache in Ordnung sein, und eine von den vierundzwanzig war bereits vergangen.

Als Clara hörte, daß ein Gast bei Tische sein würde, war ihr erstes Gefühl großer Schrecken; allein was ihr Kammermädchen ihr über Herrn Brandt's Erscheinung berichtete, beruhigte sie wieder. Das Mädchen hatte ihn zwar nicht selbst gesehen, aber natürlich eine genaue Beschreibung seiner Persönlichkeit gehört. Er war ein großer alter Herr, sehr fein gekleidet, obschon er zu Fuß und ohne Gepäck angekommen war. Das Mädchen meinte, seine Sachen würden ihm nachgeschickt werden, da er vorgezogen hätte zu gehen. Mehr konnte Clara nicht erfahren, aber entschieden schienen ihr die Einzelheiten, welche sie gehört hatte, nicht auf die Person zu passen, deren Kommen sie fürchtete. Im Gegentheil, die Aussicht auf eine kleine Abwechselung in der Eintönigkeit des Abends regte sie angenehm an, und sie verwendete noch mehr Sorgfalt als gewöhnlich auf den Ausputz ihrer hageren Gestalt. Das eigentliche Wesen der Frau war nicht zu ertödten. Ihre angeborene Eitelkeit war so groß, daß man erwarten konnte, sie würde selbst ihren Tod überdauern. Sie gehörte zu jener seltsamen Klasse von Leuten, die im voraus daran

dachten, was für einen Eindruck sie nach ihrem Tode machen würden, und die ausführlichsten Anweisungen hinterlassen, wie ihre Leiche auf die vortheilhafteste Weise angekleidet werden soll, ja die sich nach den Gesetzen ihres Geschmack entsprechende prunkhafte Grabmäler errichten lassen. Clara schmückte sich auf's Herrlichste wie zu einem Feste. Sie drehte die Flechten ihres rothen, verblaßten Haares, bis jedes wenigstens eine anständige Falte auf Stirn und Schläfen verdeckte; sie legte mit erstaunlicher Geschicklichkeit die zarte Schminke auf ihre eingesunkenen Wangen und schattete sie kunstvoll ab, bis sie mit der Weiße des daran grenzenden Perlpuders verschmolz; sie fuhr mit dem zugespitzten schwarzen Färbestift, der in einem silbernen Etui bereit lag, über ihre farblosen Augenbrauen und glättete ihre gelblichen Nägel mit rosa Salbe und einem Rehleder, bis das Kerzenlicht sich darin wiederspiegelte wie in polirtem Horn. Mit der größten Sorgfalt ordnete sie die kostbaren alten Spitzen, um die Sehnen an ihrem abgezehrten Halse zu verhüllen, und als sie dann die Gesammtwirkung betrachtete, während die Jungfer ihr einen zweiten Spiegel vorhielt, betupfte sie noch schnell ihre verschrumpften Ohrläppchen mit zarter rosa Schminke, um den Glanz der Solitäre in ihren Ohrringen zu heben. Sie machte ihre Augen mehrmals rasch auf und zu, damit sie glänzender würden, und hielt ihre Hände in die Höhe, damit das Blut aus den hervortretenden blauen Adern zurückströmte. Die geduldige Kammerfrau warf einen letzten prüfenden Blick auf sie und legte die schweren Falten des kostbaren Seidenkleides kunstvoll zurecht, obwohl ihr Geschmack, so weit er eben ging, durch die Wirkung der blassen Strohfarbe bei einer so alten Schönheit verletzt wurde. Noch einen Blick in den hohen Spiegel und Clara von Greifenstein war zufrieden. Sie hatte gethan, was

sie konnte, um sich zu verschönern, um in ihren eigenen Augen einen schwachen Abglanz jener Reize wieder zu beleben, welche ihr Spiegel einst zurückgestrahlt hatte, und sie glaubte, es wäre ihr nicht ganz mißlungen. Sie lächelte sogar ihre Jungfer an, ehe sie das Zimmer verließ, um nach dem Salon zu gehen. Es war ihr eine Genugthuung, sich Jemandem zu zeigen, es war eine Erlösung von den Gedanken, welche sie so lauge gequält hatten, eine Unterbrechung der beständigen Bemühungen ihres Mannes, sie durch Vorlesen zu unterhalten. Einige Stunden wenigstens würde sie den Klang einer neuen Stimme hören, die erquickende Wirkung einer kleinen Bewegung in dem stehenden Gewässer abgedroschener Ideen empfinden, welches die kleine Insel ihres Daseins umgab.

Sie richtete sich auf und ging mit zierlichen Schritten in den Saal. Sie hatte darauf gerechnet, daß ihr Eintreten effectvoll sein würde, und es so eingerichtet, daß ihr Mann und Herr Brandt vor ihr da sein müßten. Der Saal sah ganz so aus wie gewöhnlich; er war groß, prächtig, warm und sanft erleuchtet. Clara vergaß beinahe ihr Alter so weit, daß sie wünschte, es wären mehr Lampen darin, obwohl das gedämpfte Licht entschieden vortheilhaft für ihre Erscheinung war. Sie ging vorwärts und sah, daß die beiden Herren am Feuer standen. Die Thür hatte sich geräuschlos in ihren Angeln gedreht, aber beim Rauschen des seidenen Kleides wendeten Greifenstein und Rieseneck gleichzeitig den Kopf um. Clara's Augen ruhten neugierig auf dem Fremden, und sie bemerkte mit Befriedigung, daß seine Blicke sich auf ihr Gesicht hefteten. Augenscheinlich hatte ihre Erscheinung einen Eindruck auf ihn gemacht, und ihr eitles altes Herz klopfte vor Vergnügen.

„Erlaube mir, Dir Herrn Brandt vorzustellen," sagte Greifenstein, einen Schritt vortretend.

Clara neigte ihr Haupt mit einer Bewegung, die herablassende Freundlichkeit ausdrücken sollte, und Rieseneck verbeugte sich feierlich. Sie sank auf einen Sessel und bemerkte, als sie aufschaute, daß er sie mit sichtlichem Interesse beobachtete. Es fiel ihr auf, daß er sehr bleich war, und obschon sein Anstarren ihr zuerst geschmeichelt hatte, wurde es ihr auf die Länge peinlich.

„Sie sind wohl alte Freunde?" fragte sie, indem sie ihren Gatten lächelnd ansah.

Beide Herren neigten zustimmend das Haupt.

„Ich hatte die Ehre, Herrn von Greifenstein zu kennen, als wir Beide noch ganz jung waren," sagte Rieseneck nach einer Pause, welche anfing, drückend zu werden.

„So? Und seit langer Zeit haben Sie sich nicht wiedergesehen! Wie sonderbar! Aber solche Fälle kommen ja oft im Leben vor!" Sie lachte nervös.

Während sie sprach, klang der Ton von Rieseneck's Stimme ihr noch im Ohr, und der Klang berührte eine Saite in ihrer Erinnerung sehr schmerzlich, so daß sie vergaß, was sie sagte, und ihre Verwirrung unter einem Lachen verbarg. Greifenstein starrte die Decke an und sah nicht, wie sein Bruder zusammenfuhr und sich an's Kaminsims stützte.

In demselben Augenblick wurde zu Tisch gebeten. Clara erhob sich mühsam von ihrem Sessel und stand still. Sie dachte, Herr Brandt würde ihr den Arm reichen, allein er rührte sich nicht von der Stelle. Greifenstein sagte nichts. In seiner Seele fand ein heftiger Kampf statt, deshalb zauderte er. Ihm war der Gedanke unerträglich, seine Frau auch nur den Aermel des Mannes berühren zu sehen,

den er so tief verachtete, und doch fürchtete er, daß die geringste Aeußerung seines Gefühls Clara's Verdacht erregen könnte. Diese letzte Rücksicht überwog alle anderen.

„Wollen Sie meiner Frau den Arm geben?“ sagte er kalt zu Riesenec.

Ihm blieb keine Wahl, und der große alte Mann ging auf Clara zu und führte sie aus dem Zimmer, während Greifenstein allein folgte. Sie setzten sich an den runden Tisch, der mit schwerem Silbergeschirr und manchem Prachtstück altdeutscher Goldschmiedekunst besetzt und durch eine Hängelampe erleuchtet war. Hundert Personen hätten in dem Gemache speisen können und durch die Schatten erschienen die getäfelten Wände noch weiter ab von der Mitte des Zimmers, als sie in der That waren. Große Jagdtrophäen von Hirschköpfen und Geweihen und Eberköpfen prangten an den Wänden, nur undeutlich im Schatten sichtbar, doch von Zeit zu Zeit durch das Aufflackern des ungeheuren Kaminfeuers beleuchtet. Beim Lodern der Flammen schienen die Hirschschädel gräßlich zu grinsen und die weißen Hauer an den schwarzen Eberköpfen erglänzten seltsam und warfen aus ihren gefärbten Glasaugen einen dunkelrothen Glanz zurück. Die Diener schritten geräuschlos über den dunkeln Teppich, während die drei Personen, welche an dem feierlichen Mahle theilnahmen, schweigend auf ihren Plätzen saßen und so thaten, als ob sie die ihnen vorgelegten Speisen zu sich nähmen.

Das Mahl war eine grauenvolle Komödie. Es schien ihnen ein schauerlicher und verächtlicher Zwang, daß sie zum Schein etwas essen mußten, um nicht den Argwohn der Miethlinge zu erregen, welche die Speisen auftrugen. Zum ersten Mal in seinem Leben fühlte sich Greifenstein durch den Anblick von Speise angewidert. Riesenec saß

kerzengerade auf seinem Stuhl und stürzte von Zeit zu Zeit ein Glas starken Weines herunter, während er bald auf Clara's Gesicht, bald auf seine Gabel blickte. Sie machte sich das Vorrecht der Damen zu nutze und ließ alle Gerichte an sich vorübergehen, während sie beständig den prachtvollen silbernen Tafelaufsatz in der Mitte des Tisches anstarrte. So oft sie aufsah, entsetzte sie sich über Rieseneck's bleiches Gesicht. Sie brauchte es nicht mehr anzusehen, denn wer er war, das wußte sie besser als jeder Andere, besser als Greifenstein selbst. Die Macht, welche sie einst gefühlt hatte, als sie mit ihrem Gatten allein war, kam jetzt nicht über sie. Todesangst überwand jeden anderen Trieb außer dem der Selbsterhaltung. Sie rang mit sich, um ihren Platz am Tische zu behaupten, um den Schreckensschrei zu unterdrücken, der ihr auf die Lippen trat, gerade so wie sie vor zehn Tagen mit aller Kraft gerungen hatte, um das erkünstelte Lachen hervorzustoßen. Allein die anhaltende Spannung war beinahe mehr als sie ertragen konnte, und sie fühlte, daß ihre erschütterten Nerven ihr in jedem Augenblick den Dienst versagen konnten. Sie hatte in Büchern lebhafte Schilderungen von Todesqualen gelesen, aber sich nie gedacht, daß sie so schrecklich sein könnten wie diese, so lang ausgesponnen, so über alle Maßen bitter.

Man konnte sich in der That kein furchtbareres Gottesgericht denken, als dieses, welches ein unerbittliches Geschick über diese elende, geschminkte, ausgeputzte alte Frau verhängte, während sie den Ehrenplatz an ihrem eigenen Tische einnahm. Es wäre leichter für sie gewesen, hätte sie vorausgewußt, daß sie ihn treffen müßte. Es wäre ihr minder schwer geworden, hätte sie ihr Leben im Strudel der Welt zugebracht, wo wir täglich unseren Missethaten ins Gesicht sehen und mit gleichgültigem Lächeln denen begegnen

müssen, die unsere Vergangenheit kennen und selbst darin eine Rolle gespielt haben. Selbst eine Viertelstunde zur Vorbereitung wäre besser gewesen als dieses allmälige Erkennen, bei welchem jede Minute sie in der Gewißheit bestärkte. Es gab für sie nur noch einen Strahl von Trost oder Hoffnung, und daran versuchte sie sich zu halten. Er war hergekommen, weil er seine Begnadigung nicht erlangt hatte, und sein Bruder wollte ihm in der Stille über die Grenze helfen. Dessen war sie so gewiß, als ob ihr alle Einzelheiten bekannt wären. Morgen würde er fort sein, und wäre er nur erst fort, so würde er nie mehr wiederkommen, und ihre letzten Jahre würden frei von Furcht sein. Die Thatsache, daß er unter falschem Namen kam, bewies, daß sie recht hatte. In einer Stunde konnte sie sich entschuldigen und auf ihr Zimmer gehen, um ihn niemals wiederzusehen. Ihre Hände krampften sich unter dem Tische in das Damasttischtuch ein, während sie versuchte, sich in Aussicht auf die nahe Befreiung von der Folter zusammenzunehmen.

Greifenstein war der tapferste von den Dreien; er hatte aber auch die geringste Ursache zur Angst. Er sah ein, daß es unmöglich wäre, das Mahl in völligem Schweigen fortzusetzen und machte eine kräftige Anstrengung, um die Unterhaltung in Gang zu bringen.

„Es ist in diesem Jahre starker Schneefall gewesen, Herr Brandt,“ sagte er, indem er den Kopf erhob und seinen Bruder anredete.

Rieseneck verstand nicht, aber er hörte Greifenstein's Stimme und wendete ihm langsam sein geisterbleiches Gesicht zu.

„Ich bitte um Entschuldigung,“ sagte er, „ich habe nicht recht verstanden.“

„Es ist in diesem Jahre viel Schnee gefallen", wiederholte Greifenstein mit großer Deutlichkeit.

„Ja," versetzte sein Bruder, „es scheint so."

„Uebrigens ist es ja bald Weihnachten", sagte Clara und erzitterte an allen Gliedern beim Ton ihrer eigenen Stimme.

Nur noch eine Stunde mußte sie aushalten nnd dann würde sie für immer sicher sein. Nur noch eine kurze Anstrengung und Greifenstein würde nichts merken. Rieseneck sah seinen Bruder mechanisch an, als suchte er nach etwas, das er sagen könnte. In der That war er beinahe bewußtlos und begriff kaum, daß er nicht vom Stuhl fiel. Ein Diener reichte ein neues Gericht herum, und Clara nahm mechanisch davon. Der Bediente ging weiter zu Rieseneck und wartete geduldig, bis dieser den Kopf umwenden und bemerken würde, daß ihm etwas gereicht wurde.

Clara fand hierin eine Gelegenheit zum Sprechen. Sie wollte ihn anreden, um ihn aufmerksam darauf zu machen. Eine, zwei, drei Sekunden vergingen; und dann sprach sie. Es genügte ja, seinen Namen zu nennen, damit er sich umsähe und den Diener neben ihm bemerkte. „Herr Brandt" — die beiden Sylben waren kurz und einfach genug.

„Herr von Rieseneck", sagte sie ruhig.

In äußerster nervöser Aufregung ward plötzlich ihr Gehirn gestört, und sie war verloren.

Zwölftes Kapitel.

Als die Worte Clara's Lippen entflohen, fuhr Greifenstein heftig zusammen, als wollte er aufspringen, und legte die Hände auf den Rand des Tisches, indem er sich gegen seine Frau vorbeugte. Der Wiederhall von Rieseneck's Namen war noch nicht verklungen, als der unseligen Frau schon klar war, was sie gethan hatte. Rieseneck selbst wendete sich plötzlich zu ihr, und das Blut strömte in sein bleiches Gesicht. Clara's Haupt sank herab, und sie bedeckte ihre Augen mit den Händen, indem sie einen kurzen schrillen Schrei ausstieß, wie ein zum Tode getroffenes Thier. Der Diener stand noch neben Rieseneck und starrte verblüfft bald den Einen bald den Andern an. Volle zehn Sekunden vergingen, ehe Greifenstein seine Fassung wiedergewann.

„Du bist krank, Clara," sagte er mit erstickter Stimme, „ich will Dich auf Dein Zimmer führen."

Er verstand die Sachlage nicht und konnte nicht begreifen, wie seine Frau erfahren hatte, daß der Gast nicht Herr Brandt, sondern Kuno von Rieseneck wäre. Aber er war entsetzt bei dem Gedanken, daß sie die Entdeckung gemacht hatte, und sein Erstes war, sie möglichst schnell fortzubringen. Er trat an sie heran und sah, daß sie hilflos, wenn nicht gar bewußtlos war. Darauf hob er sie vom Stuhl und trug sie durch die breite Thür und das anstoßende kleine Gemach in den großen Saal. Rieseneck folgte in einiger Entfernung.

„Du kannst gehen", sagte Greifenstein zu dem Diener. „Wir brauchen heute Abend nichts mehr."

Der Bediente ging hinaus und ließ die drei beisammen. Clara lag auf einem großen Divan, ihr Mann stand an

ihrer Seite, Riesenerk zu ihren Füßen. Ihre Augen waren offen, aber glasig vor Angst, obschon sie bei vollem Bewußtsein war.

„Clara! ist Dir besser?“ fragte Greifenstein besorgt.

Sie schnappte nach Luft und schien außer Stande zu sprechen. Greifenstein sah seinen Bruder an.

„Ich begreife nicht, woher sie Deinen Namen wußte,“ sagte er. „Hast Du sie früher gekannt?“

Rieseneck war wieder todtenblaß geworden und drehte an seinen Fingern wie in fürchterlicher Angst. Greifenstein hatte sein Benehmen vorher nicht bemerkt und sah ihn nun mit äußerstem Erstaunen an. Er wähnte, Rieseneck fürchte Entdeckung und Gefahr für sich.

„Was ist Dir?“ fragte er ungeduldig. „Noch bist Du ganz sicher.“ —

Während er sprach, versuchte Clara sich zu erheben, indem sie sich auf eine Hand stützte und Rieseneck wild anstierte. Da überkam Greifenstein die Ahnung eines großen unbekannten Unheils, und er legte die Hand schwer auf seines Bruders Arm.

„Was bedeutet dies?“ fragte er streng. „Kennt ihr einander?“

Diese Worte brachten Rieseneck zum Bewußtsein. Er zog sich vor der Berührung seines Bruders zurück und antwortete mit gebrochener Stimme.

„Laß mich gehen. Laß mich dieses Haus verlassen“ —

„Nein!“ rief der Andere fest. „Du darfst noch nicht gehen.“

Von Neuem packte er Rieseneck am Arm, dieses Mal mit der Absicht, ihn nicht loszulassen.

„Laß ihn gehen, Hugo!“ stöhnte Clara. Sie erhob sich mühsam und versuchte vergeblich mit ihren schwachen

Händen den eisernen Griff ihres Gatten von Rieseneck's Arm zu lösen. „Laß ihn gehen!“ wiederholte sie verzweifelt. „Um Gotteswillen! Laß ihn gehen!“

„Was ist er Dir?“ fragte Greifenstein. Dann als ob er eine entsetzliche Antwort auf seine Frage befürchtete, wiederholte er sie in heftigerem Tone. „Was ist er Dir? Und was ist sie Dir?“ schrie er zu seinem Bruder gewendet, während er ihn beim Arm schüttelte.

„Du hast Grund zu zürnen“, sagte Rieseneck. „Ich aber auch!“ Er heftete seine Augen auf Clara, und etwas wie ein Lächeln glitt über seine Züge.

„Sprich!“ befahl Greifenstein, der die Spannung nicht länger ertragen konnte.

Clara sah, daß Rieseneck im Begriff stand, die verhängnißvollen Worte auszusprechen, und mit einem letzten Aufwand ihrer Kraft machte sie einen verzweifelten Versuch, ihm die Hand auf den Mund zu legen. Allein es war zu spät.

„Dieses Weib ist meine Frau, nicht Deine!“ schrie er mit schallender Stimme.

In einem Augenblick stieß Greifenstein seinen Bruder von sich, so daß er gegen die Wand taumelte.

„Lügner!“ schrie er.

Clara fiel zwischen Beiden zu Boden, eine formlose Masse von Putz. Rieseneck sah seinen Bruder an und antwortete auf den Schimpf mit Ruhe.

Von dem Augenblicke an, da er Clara erkannt, hatte es bei ihm festgestanden, daß er mit seinen eigenen Augen die ganze entsetzliche Tiefe ihres Falles sehen müsse, um für das an ihm begangene Unrecht gerächt zu werden.

„Ich sagte Dir, meine Frau wäre todt,“ sagte er langsam. „Ich glaubte es. Sie lebt. Sie ist am Leben ge-

blieben, um Dich zu Grunde zu richten, wie sie mich zu Grunde gerichtet hat. Clara von Riefeneck — denn das ist Dein Name — stehe auf, erhebe Deine schmachvolle Stirn und erkenne Deinen rechtmäßigen Gatten an!"

Selbst jetzt hätte Clara sich noch retten können; eine feierliche Verneinung von ihr — und Greifenstein hätte seinen Bruder mit eigener Hand umgebracht. Aber sie hatte nicht mehr die Kraft, eine solche ungeheure Lüge auszusprechen. Sie schleppte sich zu den Füßen ihres Anklägers und umschlang seine Kniee.

„Erbarmen!" sie konnte kein anderes Wort hervorbringen.

„Du siehst", sagte Riefeneck. „Sie lebt! sie kennt mich!"

„Erbarmen!" stöhnte das elende Weib und erhob flehend ihre abgezehrten Hände zu ihm.

„Nieder, Scheusal!" antwortete der große alte Mann mit schneidender Verachtung. „Für solche wie Du giebt es kein Erbarmen!"

Greifenstein hatte einige Augenblicke still gestanden, überwältigt durch das Entsetzen über diese Schmach. Mit einem Blicke sah er, daß sein Bruder die Wahrheit sprach. Er wendete sich ab und starrte in das leere Gemach. Sein Gesicht war verzerrt, seine Zähne knirschten, seine Hände ballten sich wie im Todeskampf. Aus seinen starren Augen rollten große Thränen über seine greisen Wangen, die ersten und letzten, welche er je vergoß. Und doch kraft der Eigenthümlichkeit seines Characters, dem alle lebhaften Gefühlsäußerungen widerstrebten, stand er aufrecht und regungslos da, wie ein Soldat auf der Parade. Der Todesstoß hatte ihn getroffen, aber er mußte stehend sterben.

Dann nach einer langen Pause, die nur durch Clara's Stöhnen und Schluchzen unterbrochen wurde, hörte er Rieseneck's Tritte hinter sich und dann seines Bruders Stimme, die ihn beim Namen rief.

„Hugo, was hat dieses Weib verdient?"

„Den Tod", antwortete Greifenstein feierlich.

„Sie trieb mich dazu, mich durch meine Schuld ins Elend zu stürzen, sie hat ohne Deine Schuld Elend über Dich gebracht. Sie muß sterben."

„Sie muß sterben", wiederholte Greifenstein.

„Sie hat Dir einen Sohn gegeben, der kein Recht auf Deinen Namen hat. Sie hat den Sohn verstoßen, den sie mir geboren, weil sein Name durch mich geschändet war. Sie muß dafür büßen."

„Sie muß sterben."

Selbst dann noch wandte Greifenstein sich nicht um. Er ging quer durch den Saal an's Kamin und legte beide Hände auf das Sims. Wieder hörte er die Stimme seines Bruders, obwohl die Worte dieses Mal nicht an ihn gerichtet waren.

„Clara von Rieseneck, Deine Stunde ist gekommen."

„Erbarmen, Kuno! Um Gotteswillen" —

„Es giebt kein Erbarmen für Dich. Gestehe Dein Verbrechen! Die Zeit ist kurz."

Das elende alte Weib versuchte aufzustehen, aber Rieseneck's Hand hielt sie auf ihren Knieen nieder.

„Du sollst mir diese Genugthuung geben, ehe Du stirbst," sagte er. „Gestehe Deine Sünden, sprich mir nach! Du, Clara Kurtz, wurdest im Jahre achtzehnhundertsiebenundvierzig mit mir getraut.

„Ja, es ist wahr", antwortete das arme Geschöpf mit gebrochener Stimme.

„Sage es, Du sollst es Wort für Wort sagen!“ Ihr klapperten die Zähne, vor Furcht erstarrt, bewegten sich ihre Lippen mechanisch.

„Ich, Clara Kurtz, wurde mit Dir im Jahre achtzehnhundertsiebenundvierzig getraut.“

Die unglaubliche Eitelkeit des Weibes überlebte alles Andere. Ihre Stimme sank zum Flüstern herab, als sie die Jahreszahl aussprach, denn Greifenstein hatte ihr wahres Alter nie erfahren.

„Du brachtest mich dazu, das Zeughaus auszuliefern,“ fuhr Rieseneck unerbittlich fort.

„Das that ich.“

„Du verließest mich, als ich im Gefängniß war. Als ich entfloh, weigertest Du Dich, mir zu folgen. Du schicktest mir die falsche Nachricht von Deinem Tode mit einer Haarlocke von Dir zu — und unser Kind.“

Clara wiederholte jedes Wort, wie eine Hypnotisirte, die dem Willen eines Anderen folgen muß.

„Dann mußt Du einen anderen Namen angenommen haben.“

„Ich nahm einen anderen Namen an.“

„Und Du bewogst Hugo von Greifenstein, Dich zu heirathen, während Du wußtest, daß er mein Bruder und ich am Leben war. Ich hatte Dir oft von ihm erzählt.“

Clara bekannte alles in den ihr vorgesprochenen Worten.

„Und jetzt mußt Du sterben. Möge Gott Deiner sündigen Seele gnädig sein!“

„Und jetzt muß ich sterben und möge Gott meiner sündigen Seele gnädig sein!“

Befreit von dem strengen Befehl ihres Richters, stieß

Clara einen leisen Schrei aus und sank auf ihr Angesicht ihm zu Füßen.

„Du hast es gehört“, sagte Riesenecé zu seinem Bruder. „Es ist Zeit.“

Greifenstein wandte sich um. Er sah die hohe Gestalt des alten Mannes an der Wand gegenüber stehen, er sah das geisterhafte Gesicht halb vom schneeweißen Bart verborgen. Er schaute zu Boden und erblickte eine wirre unordentliche Masse strohfarbener Seide und darüber ausgebleichte blonde Haarflechten von juwelengeschmückten Nadeln gehalten, die im matten Lichte schimmerten. Er schritt quer durch's Zimmer, und sein Gesicht war aschgrau, starr und unerbittlich. Er hatte ihr Todesurtheil von ihren eigenen Lippen vernommen, er dachte an seinen Sohn, der durch das Verbrechen dieses Weibes ohne Namen war, und sein Herz verhärtete sich.

„Es ist Zeit“, sagte er. „Hast Du noch etwas zu sagen?“

Er wartete auf Antwort; es kam aber keine. Clara's Stunde hatte geschlagen und sie wußte es. Tiefes Schweigen herrschte im Zimmer. Dann wurde die Stille durch ein Schnappen nach Luft und leises Rauschen der zarten Seide unterbrochen. Das war alles.

Als es vorüber war, bückten sich die beiden Brüder, hoben ihre Last auf und trugen sie schweigend fort, bis sie in das Zimmer kamen, wo sie sich zuerst wieder gesehen hatten. Darauf machte Greifenstein ein Zeichen, daß sie weitergehen sollten, und sie traten in das daranstoßende Gemach; dort legten sie die Todte auf das Bett und bedeckten ihr armes geschminktes Gesicht sanft mit einem Leintuch; dann gingen sie fort und machten die Thür leise hinter sich zu.

Einen Augenblick blieben sie stehen und sahen sich tief in die Augen. Dann nahm Riesenecl das Geschenk seines Bruders aus der Tasche und legte es auf den Tisch.

„Auch für uns ist es Zeit", sagte er.

„Ja. Ich muß aber erst an Greif schreiben."

Eine halbe Stunde darauf war das kurze, fürchterliche Trauerspiel vollendet, und von den drei Personen, welche mit einander zu Tische gesessen und jede in ihrer Weise so viel gelitten hatte, als sie nur irgend ertragen konnte, war keine übrig, um zu erzählen, was sich zugetragen. Draußen um das Haus des Todes schimmerte der stille fleckenlose Schnee im Schein des abnehmenden Mondes. Kein Hauch des Windes seufzte in den majestätischen schwarzen Tannen. Nur tief unten toste der reißende Strom in seinem halb zugefrorenen Bett, und hoch oben von den Zinnen des Daches, das so viele Generationen der Greifenstein im Kriege vor Gefahr und im Frieden vor dem schneidenden Nordwind geschützt hatte, krächzten von Zeit zu Zeit die großen Eulen schwermüthig und rissen ihre grausamen hungrigen Augen weit auf, während der unheimliche Ton in den dunkeln Tannen erstarb.

Dann war drinnen und draußen in einem Augenblick alles in Aufruhr. Lichter blitzten auf dem Schnee aus dem tiefen niedrigen Thorweg hervor, Stimmen erklangen im Ton des Schreckens durch die Hallen und weiten Gänge, große Schloßhunde sprangen auf und zerrten an ihren rasselnden Ketten und ließen ihr lautes Gebell hören, das Geschrei entsetzter Weiber erschallte schrill durch all' den Lärm und wurde wiederum von den lauten Baßstimmen der aufgeregten Diener übertönt. Dann kam das Klappern eiserner Hufe auf dem Pflaster, als die erschreckten Pferde aus ihren warmen Ställen ins Mondlicht hinausgeführt

wurden, das Rasseln des Geschirrs, das Klappen festgeschnallter Lederriemen, das Klirren des Gebisses zwischen den knirschenden Zähnen, das Klingen der Sporen an Reiterstiefeln, das leise dumpfe Geräusch von in den Sattel springenden Reitern. Die eisenbeschlagenen Thore drehten sich knarrend in ihren riesigen Angeln, als der stämmige Thorwart, bleich vor Furcht, die schweren eichenen Flügel aufriß. Laternen blitzten auf, Stallknechte und Schloßbediente stießen einander in dem engen Durchgang an und drückten sich gegen die feuchten Steinmauern, als sie das Trampeln der herannahenden Hufe hörten. Dann trabten vier kräftige Pferde, je zwei und zwei, in die mondhelle Nacht hinaus, jedes trug auf seinem Rücken einen Boten der Schreckenskunde, und alle setzten sich in raschen Galopp, während der Trupp in der Ferne auf dem weißen Schnee, unter dem schwarzen Schatten der Bäume verschwand. Der eine ritt nach Siegmundskron, der andere nach dem nächsten Arzt, einer nach der fernen Stadt und einer um die furchtbare Kunde Greif selbst zu bringen, dem verwaisten Namenlosen, der in jenem Augenblick mit dem Schläger in der Hand neben der großen Fahne seines Corps einherschritt, an der Spitze von tausend Studenten, in aller Pracht seiner phantastischen Tracht, um den großen Fackelzug anzuführen, der das akademische Jahr beschloß und mit einem glänzenden Schauspiel den letzten Act seines Studentenlebens krönte. Während er so stolz, triumphirend, allgemein beliebt, beneidet von seinen Kameraden, der Abgott seiner Corpsbrüder, einherschritt, legten schreckensbleiche Diener die Leiche seines Vaters neben seine todte Mutter im Staatsgemach zu Greifenstein, und entsetzte Bediente zitterten unter der Last des großen alten Mannes, dessen schneeweißer Bart in der Zugluft aus den geöffneten Thüren so seltsam hin

und herwallte. Während Greif die Stufen zum Festsaal emporschritt, wo der letzte Commers des Jahres gefeiert werden sollte, bei dem er den Vorsitz führte, saßen drei Frauen zusammen im fernen Siegmundskron vor der glimmenden Asche ihres kärglichen Feuers, bei dem matten Licht einer einzigen Kerze und beteten für die Todten. Eine Stunde später, als das Orchester die begeisternde Melodie des „Landesvaters" schmetterte und den herrlichen Chor von tausend frischen jungen Stimmen begleitete, aber nicht übertönte, ritt eine Frau mit grauem Haar, in einen dunkeln Mantel gehüllt, langsam über die beschneiten Wege des düsteren Waldes; sorgsam führte der Reitknecht, welcher die Schreckenskunde gebracht hatte, ihr Pferd durch den Schnee. Ihr Antlitz war bleicher als je zuvor, doch nicht minder entschlossen. Ihr abgetragener Mantel bot nicht genügenden Schutz gegen die eisige Winterluft, allein ihr Herz darunter war nicht kalt. Sie wußte, Greif würde am Morgen oder auf Mittag eintreffen, und um keinen Preis wollte sie, daß er diesem furchtbaren Unglück allein gegenüber stünde, noch sich sagen müßte, daß nur Miethlingshände das fahle Haar seiner todten Mutter geglättet oder seinem todten Vater die starren Augen geschlossen hatte. Sie that, was sie konnte. Sie saß, so gut es ging, auf dem Sattel des Reitknechtes und bot unerschrocken der bitteren Kälte Trotz, ja sie ermuthigte den Mann, der das Pferd führte, mit Zuspruch und Versprechungen, wie sie sie nur eben ersinnen konnte.

Allein die Entfernung war groß, der Schnee tief, und der starke mecklenburger Fuchs war erst vor einer Stunde den steilen Weg im Galopp in die Höhe gesprengt. Die Schloßuhr schlug halb fünf, als die geistesstarke Herrin von Siegmundskron aus dem Sattel auf den gepflasterten

Schloßhof innerhalb der Mauern von Greifenstein herabgehoben wurde, halb todt vor Kälte und entsetzt bei dem Gedanken, was sie zu sehen gekommen war, aber ruhig, entschlossen und würdevoll, wie nur Frauen, und zwar solche Frauen, angesichts eines furchtbaren Ereignisses sein können. Sie nahm zu sich, was man ihr vorsetzte, ein Glas starken Weines und ein Stück Wildpret, noch kaum erkaltet von dem schauerlichen Mahl, das der Katastrophe vorausgegangen war. Sie kümmerte sich nicht darum, woher es käme, denn sie bedurfte der Stärkung, nicht nur um ihre Pflicht zu thun, sondern um Ordnung und Ruhe in dem verstörten Haushalt herzustellen. Dann ließ sie sich über alles Bericht erstatten und ging in die Zimmer. Es waren Polizeibeamte im Hause, ruhige Leute in dunkler Uniform mit großen blonden Bärten und ernsten Gesichtern; auch der Arzt war da, ein unbedeutender Dorfarzt mit einer Brille, der anderswo und bei anderer Gelegenheit großartig aufgetreten sein würde, jetzt aber recht hilflos und niedergeschlagen aussah. Andere Beamte würden ohne Zweifel am Morgen kommen, um das Vorgefallene zu Protokoll zu nehmen, da aber jetzt eine verantwortliche Person, eine Verwandte der Verstorbenen, die Autorität hatte, anwesend war, konnten keine erheblichen Schwierigkeiten mehr entstehen. Nur einerlei hatte Frau von Siegmundskron nicht verstanden, und darin lag der Schlüssel zu allem Uebrigen. Sie wußte nicht, wer der Fremde war, dessen Kommen dem Anschein nach die Katastrophe herbeigeführt hatte. Sie dachte sich zwar, daß es Riesenedk sein müsse, doch war kein Beweis für seine Identität vorhanden. Erst nachdem sie schon drei Stunden im Schlosse gewesen war, brachte sie von einem Diener einen Bericht über das heraus, was sich ereignet hatte, ehe die drei so plötzlich die Tafel

verließen. Der Diener erinnerte sich, daß ihm gesagt worden, der Gast hieße Herr Brandt, allein als er ihm bei Tisch aufwartete, hatte die gnädige Frau ihn sicherlich mit einem andern Namen angeredet. Es war „von Riesen“ — und dann noch etwas. Dessen war der Diener gewiß, und Frau von Siegmundskron war jetzt im Klaren. Sie wollte ihm nicht den rechten Namen sagen, denn in ihr dämmerte der Gedanke auf, daß der dreifache Mord oder Selbstmord in irgend welcher Weise die Folge von der Ankunft des Verbannten sein müsse. Nichts fand sich vor, nicht ein geschriebenes Wort zur Erklärung, kein Anzeichen, das Aufschluß gab. Die Aussage des Arztes war einfach. Die Dame war erwürgt worden; die beiden Herren hatten sich erschossen. Nichts deutete auf einen Kampf. Man hatte Greifenstein und seinen Gast auf zwei Stühlen sitzend gefunden, jeder mit seinem Revolver in der Hand, aus dem ein Schuß abgefeuert war. Die Art der Verwundung bewies, daß sie nicht auf einander gefeuert hatten. Während die Ursache ihrer Handlungsweise für alle, außer Frau von Siegmundskron, ein vollständiges Geheimniß blieb, war der Gang derselben ganz klar. Augenscheinlich hatten sie Clara absichtlich umgebracht und dann sich selbst das Leben genommen. Selbst die Baronin mußte sich gestehen, daß die bloße Thatsache der plötzlichen Rückkehr des Verbannten in keiner Weise zur Erklärung der drei Todesfälle ausreichte.

Sie war eine muthige Frau und, obschon durch das Vorgefallene auf's äußerste entsetzt und betrübt, sich dennoch bewußt, daß sie keinen großen persönlichen Verlust erlitten hatte. Riesenek hatte sie gar nicht gekannt, Clara nie geliebt, und ihre Freundschaft für Greifenstein war nicht besonders warm gewesen. Greif selbst war wohlbehalten, der

einzige der Familie, für den sie wahre Zuneigung empfand, und auf dem ihre ganze Hoffnung für die Zukunft ihrer Tochter ruhte. Wäre er nicht gewesen, so hätte sie die gelegentliche Gastfreundschaft auf dem Schlosse eben so abgelehnt, wie sie einst den spät angebotenen Beistand seiner Besitzer abgewiesen hatte. Wir sind es dem Gedächtniß Greifenstein's schuldig, hier zu wiederholen, daß er nie den Grad ihrer Bedürftigkeit gekannt, und daß es lange gewährt hatte, ehe er überhaupt erfahren, daß sie wirklich arm wäre. Das aber wußte Frau von Siegmundskron nicht, und sie begriff nicht, wie durch ihre wunderbare Geschicklichkeit und ihren unbeugsamen Stolz ihre Dürftigkeit so ganz vor ihren Verwandten verborgen geblieben war. Zur Zeit waren ihre Gedanken ganz erfüllt von der Nothwendigkeit, Greif bei seiner Ankunft zu empfangen, und das mußte binnen wenig Stunden sein; sie saß ruhig auf ihrem Stuhl beim Licht der Kerzen, welche das Gemach des Todes erleuchteten, und suchte vergeblich nach Worten des Trostes, welche die Heftigkeit seines Schmerzes beschwichtigen könnten. Sie wußte, wie er seinen Vater geliebt hatte, und während seines letzten Besuches hatte sie die wachsende Zuneigung zu seiner Mutter beobachtet. Sie wußte, daß ihm Rieseneck's Existenz bekannt war, und quälte ihr müdes Gehirn mit dem Versuche ab, eine Auslegung zu ersinnen, die ihm nicht unnöthig schmerzlich sein und doch gewissermaßen das ihn betroffene Unglück erklären könnte. Aber ihre Mühe war vergeblich, und manch schlauer Rechtsgelehrter hätte sich umsonst abmühen können, um aus den Thatsachen eine zusammenhängende Geschichte zusammenzustellen. Als der Tag herannahte, ermatteten ihre Gedanken in Folge körperlicher Erschöpfung, und sie träumte von anderen Dingen; sie war sich nicht klar, ob es recht sein würde, ihr Kind mit dem

Sohne des Mörders und Selbstmörders zu verheirathen, dessen Leiche neben der seines Opfers im gelben Licht der hohen Kerzen dalag, mit dem Neffen des Landesverräthers, dessen hohe Gestalt auf einem Lager im Nebenzimmer ausgestreckt lag.

Den meisten Frauen wäre diese Lage unendlich viel peinlicher gewesen, als sie es für Therese von Siegmundskron war. Sie aber war mehr barmherzige Schwester als Weltdame. Jahre der Entsagung, beständiger Selbstverleugnung, unermüdlicher Hingebung hatten ihre Seele geläutert und befreit von der Furcht des Todes oder dem Bangen vor seiner Gegenwart. Vergebens fragen wir, warum ein Leben mühevoller Arbeit manche Charactere erhebt und andere erniedrigt, dem einen Muth einflößt und in anderen die Kraft zerstört, dem Unvermeidlichen entgegenzutreten. Wir forschen in unserer Erfahrung und wissen, daß die Thatsache vorhanden ist, wir suchen sie mittelst unseres Verstandes zu ergründen und müssen zugeben, daß die Ursache dieser Thatsache sich unserer Forschung entzieht. Die Erklärungsuchenden sind freigebig mit großen nichtssagenden Worten; sie nennen sich physiologische Psychologen oder, wenn diese Definition nicht paßt, psychologische Physiologen, und machen einen Unterschied zwischen dieser und jener Benennung. Allein alle griechischen Worte, die sich mit lateinischen Buchstaben schreiben lassen, können uns nicht sagen, was das Menschenherz ist, noch uns einreden, daß es in der rechten oder linken Seite des Gehirns, oder in der Mitte desselben, in der Insel Reil sitzt; eben so wenig, wie wir zugeben, daß das Menschenherz etwas mit der kleinen Muskelpumpe in unserer Brust zu thun hat, die manchmal gerade im unpassendsten Augenblick für uns zu pumpen aufhört.

„Das Leben ist eine beständige Anpassung innerer Verhältnisse an äußere“, sagt der Apostel des Mißverständnisses. „Anpassung“ ist gut, denn es bedeutet nichts. Es wäre indessen geschmackvoller gewesen, statt dessen irgend ein schönes Wort mit griechischer Wurzel, lateinischer Vorsylbe und englischer Endung zu setzen, denn in diesem Falle hätte die große Mehrzahl der Menschen niemals herausgefunden, daß der ganze Satz barer Unsinn ist. Was sind innere Verhältnisse? Meinte der Hauptzerstörer des gesunden Menschenverstandes, der Hauptmörder von gutem Englisch vielleicht die Verhältnisse des Inneren zum Aeußeren? Dann hätte er das sagen sollen. Es würde nicht viel bedeutet haben, aber zweifellos doch etwas. Und wenn dies das Leben ist, dann muß der Tod das Gegentheil davon sein, also „ein Aufhören der Anpassung innerer Verhältnisse an äußere Verhältnisse“, und wenn es das bedeutet, sollten wir das beim Tode eines Menschen sagen, obschon die Natur fortfährt, die inneren und äußeren Verhältnisse in einer Weise einander anzupassen, die wir nicht sehen mögen.

Zum Glück für Frau von Siegmundskron hatte sie die Werke des Apostels des Mißverständnisses nicht gelesen und war deshalb im Stande, ihre Lage mit einem gewissen Grade von Fassung zu ertragen. Dennoch war es hart für sie, und sie konnte nicht umhin, einige unwissenschaftliche, aber aufrichtige Betrachtungen über den Zustand, welchen wir Leben nennen, und über jenen anderen, der diesem so nahe liegt, anzustellen. Was sie gedacht haben würde, wenn sie alles gewußt hätte, läßt sich nicht leicht sagen. Hätte sie gewußt, daß sie nach den Gesetzen ihres Landes als die einzige lebende und rechtmäßige Erbin ein Recht auf Greifenstein und alles, was dazu gehörte, hätte, so

würde sie jedenfalls die Zukunft anders angesehen haben. Allein sie hatte keinen Grund anzunehmen, daß nicht alles Greif gehörte. Ihres Wissens war sie noch immer die arme Wittwe, wie sie es vor zwölf Stunden gewesen, die mit der Armuth kämpfte, für ihre Tochter darbte, in sich Muth und Kraft suchte und das Wohlsein ihres Kindes als einzige Quelle ihres eigenen Glückes ansah; in jeder Hinsicht dieselbe, bis auf eine, und diese eine Veränderung brachte für sie schmerzliche Zweifel mit sich. So lange Greifenstein und Clara lebten, war Hilda's Verheirathung mit Greif ihr recht erschienen. Sie hatte Riesenecks Schmach als ein Unglück für die Familie beklagt, allein ihr Gewissen war nicht so empfindlich gewesen, um darin ein Hinderniß für die Verbindung zu finden.

Jetzt aber lag etwas vor ihr — dort auf dem Paradebett, im grellen Schein der Kerzen —, was die Sache erheblich anders machte. Zwischen Greif und Hilda lag Greif's ermordete Mutter und Greif's Vater, der durch seine eigene Hand gefallen war. Therese von Siegmundskron war in ihrem Herzen eine ächte Greifenstein; sie würde lieber Elend und Mangel ertragen, als ihr Kind einem Manne geben, dessen Name auf ewig durch eine solche That gebrandmarkt wäre. Sie fühlte bald, daß dies rein unmöglich wäre, und der Gedanke an das, was Hilda dabei leiden mußte, war ihr furchtbar. Auch an Greif dachte sie und war tief bekümmert um ihn, denn sie hatte ihn schon wie ihren Sohn angesehen. Natürlich ließ sich für's Erste gar nicht über diese Angelegenheit sprechen. Wenn der arme Mensch nicht vor Schmerz den Verstand verlöre, würde er doch jedenfalls die Hochzeit auf ein Jahr mindestens hinauszuschieben wünschen. Sie dachte an Hilda's Enttäuschung über die Aussicht, den glücklichen Tag auch

nur hinauszurücken, an die Verzweiflung des Mädchens, wenn sie erführe, daß der Tag niemals kommen könnte.

Da wankte sogar ihr Entschluß, und sie suchte sogar nach Gründen dagegen. Es war nicht seine Schuld, er hatte keinen Theil an den grauenvollen Thaten dieser Nacht, er war fern und dachte an Hilda, er träumte, daß er sie zur Kirche führe, und zählte die Stunden bis zu seiner Rückkehr zu ihr. Weshalb sollte er die Folgen von Anderer Thaten tragen? Weshalb sollte Hilda's junges Leben zerstört, vielleicht zu ewiger Armuth verdammt, gewiß durch den Zusammenbruch ihres einzigen Glückes vernichtet werden? Konnten sie sich nicht heirathen und hier in stiller Zurückgezogenheit leben, wie es Greif's Eltern jahrelang gethan hatten? Konnten sie nicht einander alles in allem und der Welt nichts sein?

Warum hatten Greifenstein und Rieseneck Clara umgebracht? Diese Frage machte den Versuchen der guten Baronin, die Verheirathung für möglich zu erklären, ein jähes Ende. Sie stieg plötzlich in ihrer Seele empor und legte sich wie ein Schleier über all' ihre anderen Gedanken. Seit jenem Tage, als die arme Clara sich bei der Nachricht von der Amnestie so sonderbar benommen, hatte Frau von Siegmundskron immer geglaubt, daß sie mehr von Rieseneck wisse, als irgend Jemand vermuthe. Rieseneck war gekommen und noch nicht drei Stunden im Hause gewesen, als schon alles vorüber war. Was war geschehen? Niemand wußte es. Diejenigen, welche es wußten, hatten ihr Trauerspiel ausgespielt und nahmen ihr Geheimniß mit ins Grab. Die Behörde hatte schon von ihrem Tode Kenntniß genommen und einen vorläufigen Bericht aufgesetzt. Die Drei würden, vielleicht neben einander, in der Gruft der Greifensteins bestattet werden, und Niemand würde

jemals erfahren, was in ihren letzten Augenblicken vorgegangen war. Die sorgfältigsten Nachforschungen hatten keine Spur einer schriftlichen Mittheilung zu Tage gebracht, ausgenommen einen an eine unbekannte Person gerichteten Brief, der augenscheinlich vor der Katastrophe geschrieben worden war; man hatte ihn versiegelt, adressirt und mit einer Postmarke versehen auf dem Tische in der Bibliothek gefunden. Alles im Hause war in vollkommener Ordnung, jedes Ding an seinem Platze. Die Dienstboten hatten zwei Schüsse gehört und versucht, ins Zimmer zu dringen; allein es war von innen verschlossen gewesen. Ein Junge war am Karnieß entlang geklettert, bis er ins Fenster sehen konnte, und bleich vor Entsetzen zurückgekommen. In Gegenwart des gesammten Hauspersonals war die Thür erbrochen worden, und alle zusammen hatten das Grauenvolle gesehen. Das war alles, was man erfahren konnte.

Während die Schloßuhr Stunde um Stunde schlug, fühlte die Baronin, daß jede Minute ihr das Geheimniß ferner entrückte, und doch wie so die Zeit verstrich, wurde die Wirkung von dem Vorhandensein dieses Geheimnisses auf ihr Gemüth ihr immer deutlicher. Niemals konnte sie Greif ihre Hilda geben. Nie konnte sie eine Verbindung zwischen ihrem Kinde und einem Manne zulassen, auf dessen Dasein eine so furchtbare Geschichte ihren Schatten warf, wenn er selbst auch sicherlich ganz unschuldig war.

Und doch mußte Greif kommen, und sie war den mühseligen langen Weg durch die eiskalte Nacht hergeritten, um ihn an seiner Thür zu empfangen, um ihm zur Seite zu stehen, durch ihre Anwesenheit ihm den Trost einer befreundeten Seele in seiner höchsten Noth zu geben. Würde es ihn trösten zu erfahren, daß er das Einzige, was ihm noch geblieben, was seinem Herzen theuer war, die Hoff-

nung auf Hilda, verlieren mußte? Ihr Herz klopfte bei dem Gedanken an seinen Schmerz, obwohl es angesichts des grauenvollen Anblicks ruhig genug geblieben war.

Aber sie konnte nicht nachgeben. Trotz ihres sanften Gefühles hatte sie all' die unbeugsamen Eigenschaften ihrer kraftvollen Landsleute, und noch dazu den ganzen Stolz der Greifensteins. Sie konnte nicht nachgeben, mochte ihr der Widerstand kosten, was es wolle.

Der späte Wintermorgen dämmerte durch die Ritzen der Fenster, welche während der Nacht mehrmals geöffnet worden waren. Der Gegensatz der sanften grauen Strahlen zu dem flackernden Kerzenlicht im Todtengemach war schauerlich. Die Baronin stand auf und schloß die Läden fest zu. Als sie sich wieder umwandte, schauderte sie zum ersten Male seit ihrer Ankunft. Die kleine Anstrengung hatte ihr erstarrtes Blut in Wallung gebracht und sie für den Augenblick bange erregt. Das Zimmer sah im Uebrigen ganz unverändert aus. Die riesige geschnitzte Bettstatt mit dem großen Baldachin stand auf derselben Stelle, wo sie sie bei ihren früheren Besuchen immer gesehen hatte. Die massiven Möbel standen genau so wie gewöhnlich, nur daß hohe Gestelle um das Bett herum aufgestellt waren, um die schweren Leuchter zu tragen. Sonst war nichts verändert. Aber auf dem Bette ruhten neben einander zwei starre Gestalten ausgestreckt, ganz und gar mit feinem Linnen bedeckt. Da lag das große Geheimniß des Todes, und der Tod hatte den Schlüssel zu diesem wundersamen Räthsel mit sich hinweggenommen.

Dreizehntes Kapitel.

Rex saß in nachlässiger Haltung in einer Ecke von Greif's kleinem Zimmer und sah seinem Freunde zu, während er sich in feierlichen Wichs warf zum bevorstehenden Feste seines Corps. Es war Greif's letztes öffentliches Auftreten als erster Chargirter. Den Tag darauf sollte eine Versammlung des Corps stattfinden, bei der er sein Amt niederlegen und ein Anderer an seine Stelle erwählt werden würde. Rex beobachtete ihn aufmerksam und summte die erste Strophe des „Gaudeamus“:

„Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus!
Post jucundam juventutem,
Post molestam senectutem,
Nos habebit humus.“

„Thu' mir den Gefallen und singe nicht das Lied!“ rief Greif etwas ungeduldig. „Du wirst noch Zeit genug haben, Deine Stimme dabei hören zu lassen, wenn wir die Fackeln zusammenwerfen.“

„Es ist das einzige mir bekannte Lied, an dem etwas Wahres ist,“ antwortete Rex.

„Du solltest eins über den Kreislauf schreiben und es „Des Physikers Klage“ nennen“, sagte Greif lachend.

„Der Gedanke ist nicht neu. Scheffel hat geologische Witze in Versen gemacht und sie gesungen.“

„So gehe hin und thue desgleichen, aber mache mir den Gedanken an mein Philisterthum nicht noch schwerer als er es schon ist.“

„Wir haben es alle durchmachen müssen,“ sagte Rex, „und die meisten von uns haben die Wandlung überlebt. Bei Insecten verwandelt sich die Raupe in den schönen

Schmetterling. Bei den Corpsstudenten wird der Schmetterling früher oder später ein kriechendes philiströses Gewürm. Die sittliche Ueberlegenheit des Wurmes über den Schmetterling zeigt sich in seinen Werken. Hast Du Dir Deine Rede durchgelesen?"

„Ich kann sie auswendig. Bitte, hilf mir die Schärpe umthun."

„Eitelkeit der Eitelkeiten!" lachte Rex, indem er anfing, die bunte Schärpe zu schlingen.

Greif's Anzug verdient ein Wort der Beschreibung. Er trug eine eng anliegende gelbe Jacke, reich mit schwarz, weiß und gelben Eicheln und kreuzweisen Schnüren, nach Art der Husarenuniform besetzt, oben am Halse mit einem steifen Stehkragen abgeschlossen. Seine Beine steckten in engen weißen Lederhosen und hohen blanken Stulpstiefeln, die ihm bis über's Knie reichten. Das lange Rapier hing in blanker Scheide an seiner Seite, die Corpsfarben prangten auf Sammet am Schlägerkorb.

Ueber die rechte Schulter geschlungen trug er eine schwere seidene Schärpe in den drei Farben, welche an der linken Seite in einen großen Knoten geschlungen war. Auf seinem hellen Haar saß eine ganz kleine Mütze, nicht größer als eine Untertasse, reich mit Gold gestickt; sie war auf geheimnißvolle Weise befestigt, und es mußte dabei ein Stückchen Gummiband unter seinen kurzen Locken versteckt werden. Auf dem Tische lag ein Paar weißlederner Stulphandschuhe. Der Gesammteindruck war theatralisch, allein in der Umgebung, für welche der Anzug bestimmt war, mußte er effectvoll und harmonisch erscheinen. Er hob die wohlgebaute, athletische Gestalt des jungen Mannes auf's vortheilhafteste, und da hunderte ähnlich gekleidet, nur durch die Farben je nach den Verbindungen von einander unter=

schieden, in geschlossenen Reihen erschienen, konnte das Ganze von einer Militärparade nicht sehr verschieden ausfallen. Ja, die Tracht ist nicht bunter und jedenfalls geschmackvoller, als manche moderne Uniform.

„Es thut mir leid, daß es das letzte Mal ist,“ sagte Greif traurig, während sein Freund den Knoten fertig band. Dann trat er an's Fenster und blickte noch ein Mal auf den unbestimmten Umriß des Münsterthurmes und lauschte auf das Rauschen des Wassers tief unten in seinem kalten Bett. Er wußte, daß er nicht mehr oft hinausblicken werde, aber er wußte nicht, daß dies das letzte Mal war. Rex suchte nach seinem Ueberzieher und während er im Zimmer herumging, sang er leise eine andere Strophe des alten Liedes:

Vita nostra brevis est,
Brevi finietur,
Venit mors velociter,
Rapit nos atrociter,
Nemini parcetur.

„Um Himmelswillen, singe nicht mehr das Lied!“ rief Greif. „Ich bin so schon traurig genug, ohne Deine Katzenmusik.“

Rex lachte eigenthümlich.

„Ich bin ebenso traurig wie Du“, sagte er einen Augenblick später in ganz anderem Ton.

„Du benimmst Dich nicht danach“, bemerkte Greif. „Worüber bist Du denn betrübt?“

„Weltschmerz!“

„Ist der Kreislauf krank geworden?“ fragte Greif ironisch.

„Ich fürchte, er ist nahe daran. Nun komm! Es ist Zeit, Du mußt nicht alle Andern warten lassen!“

In seinem Tone lag etwas, das Greif auffiel und ihn unangenehm berührte. Er leuchtete Rex ins Gesicht und sah, daß er bleich war, und daß seine seltsamen Augen müde und leblos aussahen.

„Was fehlt Dir, Rex?" fragte er besorgt. „Bist Du in Verlegenheit? Kann ich Dir helfen?"

„Nein, danke," antwortete der Andere ruhig.

Greif setzte die Lampe auf den Tisch und schien sich einen Augenblick zu besinnen. Dann wendete er sich wieder um und legte seinem Freunde die Hand auf den Arm.

„Rex, brauchst Du Geld?" fragte Greif. „Du weißt, ich habe mehr als genug."

In den Augen eines Corpsstudenten scheint Mangel an Geld das einzige Uebel, dem die Sterblichen unterworfen sind. Rex lächelte wehmüthig.

„Nein, ich brauche kein Geld; ich danke Dir aber eben so sehr."

„Was ist es denn? Verliebt?"

„Verliebt!" Rex lachte. „Das würde ich Dir bald genug sagen", setzte er hinzu. „Nein, es ist eine ernstere Sache." —

„Wenn ich Dir nützlich sein kann" —

„Sieh, Greif," fiel Rex ein, „wir Beide sind in diesem Semester gute Freunde geworden. Du gehst fort, und ich werde Dich vielleicht nie mehr wiedersehen. Es ist vielleicht eben so gut, Du weißt, weshalb ich so schnell mit Dir Brüderschaft geschlossen habe. Bis heute habe ich Deine Freundschaft besessen, und wenn ich sie verlieren muß, kann ich sie auch sofort verlieren."

Greif riß seine leuchtenden Augen weit auf und starrte seinen Freund in großem Erstaunen an. Er glaubte ihn gut zu kennen und konnte sich nicht denken, was kommen würde.

„Ich begreife nicht, wie das geschehen könnte," versetzte er.

„Du erinnerst Dich jenes Abends, als Du zum ersten Male auf mein Zimmer kamst?"

„Natürlich."

„Habe ich aus Deiner Bekanntschaft irgend einen anderen Vortheil gezogen als Deine Gesellschaft und die Deines Corps? Bedenke es wohl, ehe Du antwortest."

„Sicherlich nicht", erwiederte Greif. „Ich bin ganz gewiß, Du hast es nicht gethan. Was für eine müßige Frage!"

„So scheint sie Dir ohne Zweifel; allein sie ist durchaus nicht müßig. Du sagst, Du erinnerst Dich jenes Abends genau. Dann wirst Du Dich auch darauf besinnen, daß ich Dir sagte, ich wüßte nichts von Dir und Deiner Familie. Ich sagte Dir gewisse Dinge voraus. Nun, das that ich meiner Zeichnung entsprechend, wie die unerwartete Ankunft der Depesche bewies. Aber im Uebrigen belog ich Dich. Ich wußte ganz genau, wer Du warst, von wo Du kamst, und was der Halbbruder Deines Vaters gethan hatte."

Greif war beim Anfang dieser Erklärung etwas zurückgetreten. Bei dem Bekenntniß, daß Rex ihn getäuscht hatte, richtete er sich hoch auf, und sein Gesicht zeigte deutlich, daß ein Zornesausbruch nicht fern war.

„Und darf ich fragen, weshalb Du mich in dieser Weise täuschtest?" fragte er kalt.

„Es giebt dafür nur einen Grund, und der ist etwas überraschender Natur," erwiederte Rex, indem er sich gegen den Tisch lehnte und beide Hände darauf stemmte. „Du giebst zu, daß ich aus Deiner Freundschaft keinen persönlichen Vortheil gezogen habe. Ich wollte keinen. Ich wünschte nur, Dich kennen zu lernen."

„Warum?"

„Weil ich Dein Vetter bin. Mein Name ist Rieseneck. Ich bin der einzige Sohn von Deines Vaters Halbbruder."

Greif's Augen blitzten, und das heiße Blut stieg ihm ins Gesicht. Die Mittheilung war überraschend genug, und sein Haß gegen seinen Onkel konnte leicht zu einem Streite führen.

„Wie konntest Du es wagen mich so zu täuschen?" schrie er zornig.

„Niemand spricht je zu mir von wagen", antwortete Rex, der scheinbar unbewegt war. „Ich wage die meisten Dinge, weil ich nichts zu verlieren habe, als etwas Geld, meinen guten Namen Rex und mein Leben. Indem ich mich nicht Rieseneck nannte, habe ich Dich eben so wenig getäuscht wie irgend einen Anderen. Mein Vater nennt sich Rex, und ich bin nie unter einem anderen Namen bekannt gewesen."

„Aber Du hättest mir sagen sollen" — —

„Ohne Zweifel und das habe ich jetzt gethan. Allerdings habe ich den Zeitpunkt dazu selbst gewählt und mir das Vergnügen gegönnt, Dich kennen zu lernen, ehe ich Dir entdeckte, wer ich bin. Du hättest Dich sonst geweigert, irgend etwas mit mir zu schaffen zu haben, wenn Du es gewußt hättest. Du bist doch der einzige Verwandte, den ich auf der Welt habe, und ich habe Dich um nichts gebeten und werde es niemals thun. Ich erfuhr, daß Du hier studirtest, und kam absichtlich nach Schwarzburg um Dich kennen zu lernen. Ich merkte mir Deinen gewöhnlichen Platz im Colleg, wo wir uns trafen, und setzte mich neben Dich in der Absicht, Deine Bekanntschaft zu machen. Jetzt habe ich Dir alles gesagt. Es steht Dir frei, mich fortan zu kennen oder nicht. Du ziehst es vor, mich nicht

zu kennen. Ist es nicht so? Nun, ich habe Dir nichts zu Leide gethan. Lebewohl! Ich wünsche Dir alles Glück."

Darauf nahm Rex seinen Hut und ging mit einer leichten Neigung des Kopfes nach der Thür. Seine steinernen Augen wendeten sich nicht Greif zu, der sonst einen tief schmerzlichen Ausdruck darin gesehen haben würde, der ihn überrascht hätte. Greif schwankte zwischen seiner aufrichtigen Freundschaft für Rex und seinem Abscheu vor Jemandem, der Rieseneck so nahe stand. Es war sehr schwer, so ganz unvorbereitet das Rechte zu wählen, und er war durch die plötzliche Enthüllung ganz aus seinem geistigen Gleichgewicht gekommen. Aber seine angeborene Großmuth, verbunden mit einer unerklärlichen Anziehung, die Rex auf ihn ausübte, siegte über jede andere Rücksicht.

„Rex!" rief er, als sein Freund schon in der Thür war. Rex blieb stehen und drehte den Kopf um, so daß er Greif ansehen konnte.

„Bleibe!" sagte Greif halb unwillkürlich. „Wir können uns so nicht trennen!"

„Wenn es überhaupt geschehen muß, so geschieht es am besten schnell," antwortete Rex, die Thürklinke in der Hand haltend.

„Es muß nicht sein", versetzte Greif in entschiedenem Ton. „Wenn ich Dir zugethan bin, so ist's um Deiner selbst willen, nicht um das, was Dein Vater war oder ist."

„Ueberlege Dir die Sache", erwiederte Rex. Ich will's abwarten. Ich habe Dich ein Mal getäuscht; es ist recht, daß ich mich jetzt Deiner Entscheidung unterwerfe."

Er machte die Thür zu und trat an's Fenster; dort blieb er stehen und blickte in die Dunkelheit hinaus, Greif den Rücken zuwendend. Dieser besann sich noch einen Augenblick, dann trat er hinzu und legte die eine Hand

auf die Schulter seines Freundes. Er handelte noch unter derselben großmüthigen Eingebung, welche ihn zuerst bewogen hatte, Rex zurückzurufen.

„Rex — es kommt auf Dich an. Wenn Du willst, wollen wir Freunde bleiben wie bisher."

„Wenn ich will?" rief Rex, sich plötzlich umwendend. „Von ganzem Herzen. Wünsche ich denn irgend etwas mehr als das?"

„Gut, so sei es denn," sagte Greif und faßte entschlossen seine Hand.

„So sei es!" wiederholte Rex.

„Und nun", fragte Greif, „sage mir, warum Du gerade diesen Augenblick wähltest, um mir Dein Geheimniß mitzutheilen?"

„Willst Du es wissen? Auch dafür giebt es einen Grund, aber keinen angenehmen."

„Ich kann ihn hören."

„Heute Nacht wird mein Vater unter Deines Vaters Dach schlafen. Du wirst es noch vor dem nächsten Morgen erfahren. Morgen werde ich von hier abreisen, um mit ihm in der Schweiz zusammenzutreffen — oder auch nicht, wie es kommen mag. Er ist von der Amnestie ausgeschlossen, allein er wird unbehindert Deutschland verlassen dürfen. Ich kann ihn nicht länger allein lassen."

Greif wurde ein wenig bleicher bei dieser Nachricht.

„Ist das die Gefahr, welche Du voraussagtest?" fragte er.

„Ja."

„Was wird heute Abend in Greifenstein vorgehen?"

„Wie kann ich das sagen?" rief Rex. „Es kann einen heftigen Auftritt geben. Es kann noch schlimmer kommen. Oder Deines Vaters Herz kann sich erweichen lassen" —

„Du kennst ihn nicht! Mein Onkel hat Dir also geschrieben?“

„Ich habe den Brief heute erhalten, ehe ich herkam. Siehst Du ein, daß es besser war, jetzt zu einer Erklärung zu kommen, als bis morgen zu warten?“

„Ja — es war besser. Komm, wir wollen gehen. Die Zeit drängt — ich bin allerdings heute nicht zum Vergnügen aufgelegt. Ich wünsche, ich wäre zu Hause!“

„Wünsche das nicht“, sagte Rex ernst. „Du könntest nichts helfen.“

Greif löschte die Lampe aus, und die Beiden tasteten sich schweigend die dunkele Treppe hinunter, beide fühlten, daß eine außerordentlich schwierige Verwickelung glücklich gelöst worden. Beide waren sich bewußt, daß die Auseinandersetzung in einer Weise schnell abgethan worden war, die sich nur durch die Voraussetzung erklären ließ, daß keiner von Beiden die Freundschaft des Andern zu verlieren wünschte. Und doch wußte Greif sowohl wie Rex, daß ihr Entschluß endgiltig war. Der Eine hatte nichts mehr zu verhehlen. Der Andere hatte nichts mehr zu vergeben. Rex, wie Riesenecks selbst, glaubte, daß seine Mutter längst gestorben wäre. Greif, wie alle Uebrigen, hatten keine Ahnung von der Identität seiner Mutter. Sie, die Söhne e i n e r Mutter, gingen neben einander aus dem Hause, ohne sich träumen zu lassen, daß sie mehr als Vettern wären, deren Väter Halbbrüder waren, nicht ahnend, daß in wenig Stunden ihre beiden Väter und die Mutter von Beiden starr und todt in den Gemächern des Schlosses Greifenstein liegen würden.

Sie erreichten das große dunkle Universitätsgebäude und befanden sich im dichten Gewühl von Studenten aller Farben, umgeben von einer Menge anderer, die zu keiner

Verbindung gehörten. Hier trennten sie sich, denn Rer konnte nicht im Schwaben-Corps mitziehen und mußte sich den schwarzen Mützen anschließen.

„Wir werden uns in der Halle treffen“, sagte Greif eilig. „Dein Platz ist wie gewöhnlich an unserem Tisch.“

Und somit trennten sie sich. In wenig Augenblicken hatte Greif seine Kameraden neben der hohen Fahne gefunden, deren Farben einige Lichtstrahlen von den Straßenlaternen auffingen. Alle sprachen, rauchten, stampften mit den Füßen auf die kalten Steine, um sich zu erwärmen; machten gute und schlechte Witze, reckten die Hälse, um die Fahne zu sehen, verabredeten die vis-à-vis beim „Landesvater“, und beklagten sich, daß heute alle Uhren in Schwarzburg nachgingen. Von Zeit zu Zeit erhob sich brüllendes Gelächter im Hintergrunde, wenn ein unglückseliger Bürger sich in einen Haufen Studenten verirrt hatte und zur Zielscheibe gutmüthiger Scherze gemacht wurde. Und durch das helle Gelächter erklang immer gleich stark das Gesumme von tausend Stimmen, wie der Orgelpunkt in einer Fuge, der tiefe Ton, welcher während der Bewegung aller übrigen Stimmen unverändert bleibt. Ja das bloße Leben der Menge schien seinen eigenthümlichen Ton hervorzubringen durch das Athmen von ein paar tausend kräftiger junger Lungen, durch das Klopfen tausend junger frischer Herzen, durch den Pulsschlag von so viel Jugend, die an einem Platze vereint war. Ein Blinder hätte glauben können, er befände sich in Gegenwart eines ungeheueren Riesen voll überquellender Lebensfülle, der die ganze Nacht durch seinen Hauch erwärmte, die ganze Luft durch jede Bewegung seines mächtigen Körpers erregte. Es ist etwas Geheimnißvolles in einer Menschenmenge, besonders in einer Menge zur Abendzeit. Ihr wohnen gemeinsame Wahrnehmungen und

Regungen inne, ein gemeinsames Bewußtsein von Kraft oder Furcht, ein ebenso vollkommener Kreislauf von Empfindungen, wie er in dem Nervensystem jedes Einzelwesens vorhanden ist. Tausende von Leuten, von denen jeder einzelne von dem anderen verschieden handeln würde, werden unwiderstehlich dazu getrieben, dasselbe zu denken, dasselbe zu fühlen, denselben Einflüssen nachzugeben oder sich an demselben Werk der Zerstörung zu betheiligen. Allein keiner von ihnen vermag zu sagen, weshalb er so denkt, fühlt und handelt, er steht im geheimnißvollen Bann der Menge, sie treibt ihn, wohin sie will — machtlos, halb unbewußt und gänzlich unverantwortlich.

Der tiefe Ton der Münsteruhr verkündete die siebente Stunde. Ehe die Schläge verhallt waren, war das Summen der Menge zu doppelter Stärke angeschwollen und jeder fühlte sich von seinem Nachbarn ein wenig gedrängt. Dann erschallten die scharfen hellen Stimmen der Leiter des Zuges, das Rascheln vieler Füße und dann kamen die gedämpften unwilligen Bewegungen derer, die Platz machen mußten. Darauf erhob sich plötzlich ein greller Schein an einer Ecke der dunkeln Masse, dem rasch ein anderer und noch einer folgte, bis viele hundert Fackeln brannten, sprühten, rauchten und züngelnde Flammen in die dunkle Luft emporsandten. Noch ein Commandowort, und der gleichmäßige Tritt von vielen Füßen war zu hören, Anfangs wie ein bloßes Aufschlagen von Regentropfen auf Steine, aber allmälig anschwellend und zunehmend, bis der Ton lauten Wiederhall an den erleuchteten Gebäuden hervorrief, während das brennende Pech heller und heller zu einem großen Flammenmeer aufloderte, das dann in einem schmalen Feuerstrom abfluthete, während sich die Schaar vom Platz aus der Straße zu bewegte. Als der Versammlungsplatz

leer geworden war, strömte ein kalter Luftzug durch den leeren Raum; die Letzten rannten hin und her, um ihre Plätze einzunehmen, und während aus der Ferne an der Spitze des Zuges ein schmetternder Marsch ertönte, traten die letzten Nachzügler in Reih und Glied, bis die letzte Fackel in der engen Gasse verschwand, und der weite, zuvor so volle Platz blieb ganz öde, nur durch ein Dutzend Gaslaternen erhellt, anstatt des grellen Glanzes, der noch vor einem Augenblick jede Mauer und jedes Haus vom Eckstein bis zum spitzen Giebel beleuchtet hatte.

An der Spitze von allen schritten die Schwaben, die hohe Fahne wehte ihnen voran, der stämmige zweite Chargirte des Corps ging links davon mit gezogenem Rapier und klappernder Scheide, während Greif zur Rechten einherschritt, eine hohe und gebietende Gestalt, die sich von dem hellen Fackelschein hinter ihm scharf abhob. Sein Gesicht war bleich, der Mund festgeschlossen, denn während er an der Spitze des Zuges ging, fand er Zeit, über das, was während der letzten Stunde vorgefallen war, nachzudenken, und Zeit zu fürchten, was noch kommen sollte. Gern hätte er seinen Posten verlassen und wäre nach seiner Wohnung geeilt, um zur Zeit zum Nachtzug fertig zu sein. Wenige Stunden hätten ihn nach seiner Heimath gebracht, und dort hätte er die Wahrheit erfahren, ob gut oder schlimm. Allein das war unmöglich. Er war an jenem Abend derjenige, welcher vor allen Anderen am meisten beobachtet, bewundert und beneidet wurde. Es war sein letzter Fackelzug, das letzte Mal, daß er beim bevorstehenden großen Commers präsidiren sollte; der letzte Freudenbecher dieses glänzenden Studentenlebens, das er so sehr liebte, war an seinen Lippen: Nie wieder konnte er thun, was er heute Abend that. Morgen würde ein Anderer an

seiner Stelle erwählt werden, und morgen mußte er in die langweiligen Reihen der Philister eintreten. Bei diesem Gedanken durchzuckte es ihn plötzlich wie ein Blitz wilden Leichtsinns inmitten der trüben Atmosphäre seiner Grübeleien, und als er den Zug vor dem Hause des Rectors halten ließ und das schallende Hoch für den Magnificus anstimmte, ertönte seine Stimme hell wie eine Glocke, so daß er sich selbst darüber wunderte.

„Hoch! Hoch! Hoch!“ Der gewaltige Chor, der mit einstimmte, erfreute sein Herz.

Was konnte denn Riesenecd im Grunde auf Greifenstein thun? Es konnte einen unangenehmen Auftritt abgeben, vielleicht auch mehr als einen; das war alles und Rieseneck würde abreisen, um nimmer wiederzukehren. Rex und seine Prophezeihungen? Ach was? Der Mensch glaubte an die Macht der Sterne, und Greif, der an der Spitze von tausend Fackeln so fest einherschritt, glaubte an die Jugend und wollte sich den letzten köstlichen Trunk aus dem herrlichen Becher der Jugend nicht durch solchen Unsinn vergällen lassen.

Weiter und weiter ging der Zug; er hielt in den Straßen, wo ein beliebter Professor wohnte, um ihm ein dreifaches donnerndes Hoch zu bringen und zog dann weiter von einem zum andern, durch die Hochstraße, um das Münster, endlich auf den Platz zurück, von dem sie ausgerückt waren.

Schulter an Schulter stellten sich die Studenten in geschlossenen Reihen längs der Mauern der Häuser auf und traten möglichst weit zurück, um einen weiten Platz in der Mitte frei zu lassen. Es entstand eine Pause und dann herrschte einige Minuten tiefe Stille. Darauf schmetterten die Trompeten und Hörner das prachtvolle alte Studenten-

lied, das „Gaudeamus igitur", und all' die frischen jungen Stimmen sangen die Melodie in dem vollkommenen Einklang, wie er nur deutschen Chorsängern gelingt.

Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus!
Post jucundam juventutem,
Post molestam senectutem
Nos habebit humus.

Ubi sunt, qui ante nos
In mundo fuere?
Vadite ad superos,
Transite ad inferos,
Ubi jam fuere.

Vita nostra brevis est,
Brevi finietur,
Venit mors velociter,
Rapit nos atrociter,
Nemini parcetur.

Vivant omnes virgines,
Faciles, formosae,
Vivant et mulieres,
Vivant et mulieres,
Bonae, laboriosae.

Vivat academia,
Vivant professores,
Vivat membrum quodlibet,
Vivant membra quaelibet,
Semper sint in flore.

Während die letzte Strophe in langsamem feierlichen Tact gesungen wurde, fingen die Studenten an, ihre Fackeln fortzuwerfen. Zuerst flog eine aus dem Feuergürtel, der den Platz umgab, in weitem Bogen heraus wie ein Meteor und fiel mit einem Funkenregen mitten auf den offenen

Platz. Fast gleichzeitig folgten ein Dutzend, dann hundert und aber hundert, bis sämmtliche tausend in einem brennenden Haufen zusammenlagen und Wolken glühenden Rauches in die Nachtluft emporsandten und die großen Gebäude mit rother Gluth beleuchteten.

Greif stand einen Augenblick still und betrachtete das Freudenfeuer; dann steckte er sein Rapier wieder ein und wandte sich ab. Ihm war es ein schmerzlicher Anblick, dieses Ende seines letzten Fackelzuges. Er dachte daran, wie er als junger Fuchs an derselben Stelle gestanden, das Herz voll jubelnder Freude, und er wünschte, er könnte jenen Tag zurückrufen und sein Leben noch ein Mal leben. Während dreier Jahre seit jener Zeit war er Student gewesen, ein Jahr lang hatte er bei den Kürassieren gedient und war, so oft er konnte, nach der Stadt gekommen, um ein paar Stunden mit seinem Corps zu verleben. Das war jetzt alles vorbei, um nie wiederzukehren. Nur unter den Soldaten, die er so schnell lieb gewonnen hatte, konnte er hoffen, etwas von der guten Kameradschaft wieder zu finden, die er bei seinen Corpsbrüdern genossen hatte. Nur in größerem Streite konnte er fortan die herrliche Kampfeslust fühlen, welche zu einem Hauptbedürfniß für seine Natur geworden war. Das Corpsleben hatte seine Aufgabe in der Bildung seines Characters erfüllt, es hatte die in ihm schlummernde Liebe für Ordnung und Gesetz entwickelt und ihn daran gewöhnt, den kalten Stahl als den Schirmer des Rechtes und sein Land als das stärkste unter denen anzusehen, die das Schwert führen.

„Nos habebit humus!“ rief er wehmüthig mit den Worten des Liedes aus, als er sich wegwandte.

„Ohne Zweifel“, entgegnete eine bekannte Stimme neben ihm. „Ohne Zweifel — deshalb ist das Beste,

was wir thun können, die Erde ohne Verzug uns zu eigen zu machen."

Greif lachte, als er Rex erkannte. Letzterer hatte, während die Fackeln fortgeworfen wurden, sich auf Umwegen Platz gemacht, um seinen Freund nach der Kneipe zu begleiten. Sie gingen mit einander im Gewühl. Ein Theil der Feierlichkeit war vorüber, der nächste sollte in kaum einer halben Stunde beginnen, sobald alle Corps in der Halle versammelt waren. Dieses Mal sollten sich nur die Corps mit ihren Freunden und Mitglieder einiger anderer Universitäten am Commers betheiligen, die ausdrücklich dazu herübergekommen waren.

„Und nun kommt meine letzte Rede", sagte Greif im Gehen. „Ich möchte wissen, was zu Hause vorgeht."

Rex gab keine Antwort, aber Greif sah, daß er das Haupt senkte und zusammenfuhr. Die Antwort kam erst viel später, als sie die Treppen zum Festsaal emporstiegen.

„Ich möchte lieber nicht wissen, was dort vorgeht," sagte Rex; „aber ich möchte wissen, wo wir Beide morgen um diese Zeit sein werden."

„Wahrscheinlich zusammen mit allen guten Schwaben auf meinem Abschiedsfest."

Rex schüttelte den Kopf. Es war zu nichts mehr Zeit, denn sie waren schon im Hause, und Greif mußte sich um andere Dinge bekümmern.

Der Commerssaal war prächtig ausgeschmückt. Für jedes der Corps war eine Abtheilung der Wand bestimmt, vor welcher seine Tische aufgestellt wurden. Von den Balken der Decke bis zum Boden hingen farbige Draperien, von denen sich die Abzeichen jeder der verschiedenen Verbindungen auf's vortheilhafteste abhoben, Trophäen von Schlägern und Helmen, Schilder mit breiten Streifen von Gold,

Silber und Schwarz, Dutzende prachtvoll gefaßter Trinkhörner von allen möglichen Thieren, vom italienischen Ochsen, vom indischen Büffel, von dem nahezu ausgestorbenen Steinbock und dem amerikanischen Gebirgsschaf, — Geschenke von ehemaligen Corpsbrüdern, welche die Welt durchwandert, aber ihre alten Kameraden nicht vergessen hatten — silberne Krüge auf Consolen; darüber ragten alte Fahnen mit gedämpften Farben oder waren über Wappenschilder gekreuzt, kurz alles Schöne und Werthvolle, was im Laufe der letzten fünfzig Jahre Eigenthum der Schwaben geworden, war hier vereinigt. Alle übrigen Corps hatten ein Gleiches gethan, so daß an den Wänden auch nicht ein Fuß breit leer geblieben war. Hoch oben auf einer Galerie saßen die Musikanten, welche den Abend über die Lieder begleiten sollten.

Die Studenten versammelten sich rasch und nahmen ihre Plätze ein. Als es neun schlug, gebot Greif als Präses des präsidirenden Corps Silentium und commandirte den Eröffnungs-Salamander. Hunderte von Gläsern rasselten im Tact und die offizielle Kneipe wurde für eröffnet erklärt. Die Musik erschallte jubelnd und hallte wieder von den mächtigen Balken der hohen Decke und von unter her ertönte Lied auf Lied voll und melodisch. Endlich stand Greif wieder auf, und aller Augen waren auf ihn gerichtet während des tiefen Schweigens, das den heiteren Klängen folgte. Er war sehr bleich, allein man sah leicht, daß seine Blässe von seiner Rührung über den Abschied von seinen Kameraden herrührte und nicht von Aengstlichkeit wegen seiner Rede.

Er sprach lange und gut, gelegentlich von kurzen Beifallsrufen unterbrochen. Es wäre sein besonderer Vorzug, zum zweiten Male zu den versammelten Corps zu sprechen, seit

sein Name in das Album ihrer geliebten Alma Mater eingetragen worden; sein größter Kummer wäre, daß er eben seine letzte Fackel fortgeworfen habe und bald den letzten Becher als einer der Ihren leeren müsse. Das Leben wird durch eine scharfe Grenzlinie in zwei Theile geschieden, von denen der ernstere beginnt, wenn Rapier und Farben zu Hause aufgehängt werden, um den Staub zu sammeln, der den Philistern abfällt. Dann muß der Kopf sich mit schwierigen Dingen abplagen, und die Hand muß den Schläger lassen und das kunstgerechte Fechten verlernen. Glücklich die, welche die sausende Klinge des Studenten mit dem wuchtigen Soldatensäbel, die grüne Waldlichtung der Mensur mit dem größeren Schlachtfeld und der Hoffnung glänzenden Ruhmes vertauschen, welche, nachdem sie eiuen Theil ihres Blutes bei der Vertheidigung ihrer Farben vergossen, hoffen können, alles bis zum letzten Tropfen für König und Vaterland zu vergießen. Glücklich diejenigen, für die das Corps der Anfang eines thatenreichen Lebens ist, und nicht nur eine kurze Zeit der Freiheit und Kameradschaft, um zwischen der Schulbank und dem Pult aufathmen zu können. Was aber auch kommen möge, was auch vorausgegangen sei, Niemand wisse so gut wie sie, wie süß der erste Genuß der Freiheit wäre, und wie rasch die goldene Zeit beim Sausen der Schläger, beim Klang der Becher und dem Gesang freier deutscher Stimmen entschwände.

Greif betonte die Bedeutung der Corps im akademischen Leben, die Rolle, welche die Universität im Leben des ganzen Landes spielte, und nahm keinen Anstand, Deutschlands Siege ihrem Ursprunge nach direct auf das Zusammenleben der deutschen Studenten zurückzuführen, das von dem in anderen Ländern so gänzlich verschieden ist. Ueberdies

hätte nach seiner Ansicht und nach der meisten seiner Hörer, Schwarzburg nicht Seinesgleichen, — sicherlich nicht in den Augen derer, die dazu gehörten. Wo in ganz Deutschland gäbe es solche Professoren, solche Leuchten der Wissenschaft? Welche Universität hätte dem Lande berühmtere Namen, oder auch nur gleich viele gegeben? Was die gute Mutter zu Hause jedem der hier anwesenden Studenten ist, das ist die Alma Mater ihnen allen. Er leerte seinen Becher auf das Wohl aller guten Corpsstudenten, auf das Wohl aller hier versammelten tapferen Farben, auf das Wohl aller Professoren und der ganzen Universität.

„Hoch, Schwarzburg! Hoch!“ rief er mit schallender Stimme, als er sein Glas hoch empor hob.

„Hoch! Hoch! Hoch!“ jubelten hunderte von Stimmen.

„„Ad exercitium Salamandri! Eins! zwei! drei!“

Bei den letzten Worten stieß Greif das Glas auf den Tisch und das langgezogene Rollen begann, wie rasselndes Gewehrfeuer, noch ein Mal und noch ein Mal, bis die vorgeschriebene Zahl voll war.

Greif setzte sich unter donnerndem Beifallssturm. In der That hatte er eine etwas bessere Rede gehalten, als der Durchschnitt solcher Leistungen zu sein pflegt, indessen ein ruhiger Beobachter, oder Jemand, der an solche Vorgänge gewöhnt ist, hätte im voraus gewußt, daß ihm lauter Beifall nicht fehlen könnte. Er war der Lieblingsheld von allen. Jung, schön, tapfer, beliebt, nicht ohne die Sicherheit, welche die Menge mit sich fortreißt — so ließ es sich vorhersehen, daß sein letztes Fest seine akademischen Triumphe mit einem Erfolge krönen würde, der selbst seine nicht allzu bescheidenen Erwartungen übertraf.

Vierzehntes Kapitel.

Die Musik erschallte, erhob sich in schwellenden Tönen und verhallte wieder. Im hellen Lichterglanz ertönte der Klang der Becher und fröhliche Trinksprüche in den Pausen zwischen den Gesängen. In bestimmten Zwischenräumen gebot Greif Silentium und brachte nach einander die Gesundheit jedes der anderen Corps aus, je nach der für dieses Jahr bestimmten Reihenfolge. So vergingen ein paar Stunden, dann wurde das Zeichen zum Singen des Landesvaters gegeben, und das Orchester stimmte die begeisternden Klänge an. Darauf erhoben sich an der Spitze jedes Tisches die beiden ältesten Burschen, jeder mit einem spitzen Schläger in der Hand. Nach dem Tact der Musik schlugen sie stehend ihre Schläger an einander, tauschten bei den letzten Tacten ihre Mützen und stießen den scharfen Stahl durch den gestickten Sammet, so daß die kleine Kopfbedeckung bis an den Korb hinabglitt. Dann, während die Anderen standen, stiegen die beiden Präsiden auf die Bank hinter jeder Reihe an entgegengesetzten Seiten des Tisches und schlugen hoch über den Köpfen der Zecher ihre Schläger im Tart an einander; am Ende des Verses nahm jeder die Mütze vom Kopfe des unter ihm sitzenden Studenten und durchstieß sie mit dem Schläger, wie er es zuvor mit der Mütze seines Kameraden gethan hatte. Am Ende des Tisches angelangt, standen Beide still und kreuzten wieder ihre Schläger, bis alle übrigen im Commerssaal dasselbe gethan hatten, und kein Haupt bedeckt geblieben war. Damit war die erste Hälfte des Landesvaters beendet, und ein feierliches Hoch wurde auf den Herrscher ausgebracht. Der zweite Theil ging in ähnlicher Weise vor sich, die Präsiden kehrten mit denselben Förmlichkeiten längs

der Reihen zurück und gaben am Schlusse jedes Verses jedem einzelnen Studenten seine Mütze zurück. Es ist eine eigenthümliche alte Sitte, deren Ursprung sich nicht leicht nachweisen läßt, wenn auch die Bedeutung klar genug ist. Jeder in der Versammlung setzt seinen Kopf dafür ein, für seinen Herrscher, sei er Fürst oder König, zu leben und zu sterben, und in einem Lande, wo Unterthanentreue eine Thatsache und Vaterlandsliebe eine Leidenschaft ist, macht der Ausdruck dieser Gefühle in einer altehrwürdigen Form einen feierlichen Eindruck. So groß ist die Achtung vor dem „Landesvater" und die Aufrichtigkeit der daran Theilnehmenden, daß selbst in solch' einer Menge leichtlebiger, lustiger junger Leute die vollkommenste Nüchternheit von allen verlangt und durch strenge Disciplin durchgesetzt wird.

Wenn die Feierlichkeit vorüber ist, nimmt Lust und Fröhlichkeit immer mehr zu, obschon es den deutschen Studenten zur Ehre gereicht, daß ihre Lustigkeit bei solchen öffentlichen Festen niemals in zügellose Ausgelassenheit ausartet, und daß, während sie bei ihrem fünfzigsten Glase singen, lachen und scherzen, sie doch ihren Genossen gegenüber immer die äußeren Formen gewohnter Höflichkeit beobachten und eine gewisse männliche Würde beibehalten, die ihrer hehren Vorfahren, der Gothen, nicht unwürdig ist. Das Getränk ist mild und beinahe harmlos, die Köpfe sind stark und von eisernen Constitutionen unterstützt. Der Zweck ist nicht ein Rausch, sondern gesellige Fröhlichkeit, und es ist etwas Wohlüberlegtes in der Art wie dieser Zweck erreicht wird, wobei acht oder neun Stunden zugebracht und dadurch in der That solche Auftritte verhütet werden, wie sie bei festlichen Gelagen stattfinden, bei denen die Zeit beschränkt ist und die Leute sich in dem Bestreben, vor Mitternacht recht lustig zu sein, sinnlos betrinken. Für

deutsche Studentengelage giebt es keine Schlußstunde. Der offizielle Theil ist um zwölf oder ein Uhr zu Ende, aber alle können bleiben, so lange sie wollen, und viele sitzen noch auf ihren Plätzen, wenn der Morgen graut.

Greif und Rex saßen an der Spitze des langen Tisches. Mitternacht war längst vorüber, aber keiner von Beiden fühlte das Bedürfniß nach Schlaf. Greif fürchtete nach Hause zu gehen, denn er fühlte, er nähme Abschied von einem Leben, das ihm lieb war. Rex, der selbst für einen so kaltblütigen Mann unnatürlich ruhig war, saß regungslos neben seinem Freunde und leerte sein riesiges Glas zwei Mal in jeder Stunde mit unabänderlicher Regelmäßigkeit. Er sprach ruhig aber unaufhörlich und streute allerlei beißende Bemerkungen und Brocken seltenen Wissens in den glatten Strom seiner Rede. Greif merkte an seiner Art und Weise, daß er im Grunde traurig und mit anderen Gedanken beschäftigt war, um so dankbarer war er ihm für seine angenehme Unterhaltung, welche den scharfen Schmerz über den Bruch mit seinem Jugendleben einigermaßen milderte. Von Zeit zu Zeit stieg in Greif die Frage auf, ob seine freundschaftlichen Beziehungen zu Rex wohl in seinem späteren Leben fortdauern, und ob sie in diesem Falle durch die Enthüllung von Rexens Identität getrübt werden würden. Vielleicht hatte die Aufregung an diesem Abend seine Großmuth zu sehr gesteigert, und während er sich bewußt war, daß er sich jetzt nicht mehr mit Ehren von dieser Freundschaft zurückziehen könnte, war er keineswegs sicher, ob er nicht späterhin die Bereitwilligkeit bedauern würde, mit der er denjenigen als Vetter anerkannt, der ihm so sehr gefallen hatte, ehe er etwas von der Verwandtschaft wußte. Wie er so dasaß im Gespräch mit Rex, legte er diesem Verhältniß eine Wichtigkeit bei, über welche

er gestaunt haben würde, hätte er gewußt, was Beiden unbekannt war, nämlich daß Rex eben so sicher sein Halbbruder war, wie Riesenect der Halbbruder des alten Greifenstein.

Die Stunden vergingen, bis kaum noch fünfzig Studenten im Commerssaal waren, und die gehörten zu der gesetzten Art, welche wenig Lärm bei ihrem Vergnügen machen.

„Sollen wir nach Hause gehen oder bis zum Morgen hier bleiben?“ fragte Greif endlich und schwankte, ob er sich eine frische Cigarre anzünden sollte oder nicht.

„Wir könnten auf Dein Zimmer gehen“, meinte Rex, „und dort die Nacht beenden.“

Es entstand eine Unruhe an der Thür, und Greif schaute sich um, zu sehen was es gäbe, zuerst unbekümmert, dann mit einem Ausdruck der Bestürzung. Ein Mann war in den Saal getreten, ein Mann mit verstörten Zügen, der sich bei der Gruppe der Corpsdiener, welche auf ihre lange säumenden Herren warteten, nach etwas zu erkundigen schien. Greif's Augen blickten starr, wie in Erwartung schlimmer Kunde, als er sah, daß der Mann die Greifenstein'sche Livree trug und einer von seines Vaters Reitknechten war. Das Seltsamste war, daß er Reiterstiefel und Sporen trug, als ob er scharf geritten wäre, während er Schwarzburg doch nur mit der Eisenbahn erreichen konnte.

„Karl!“ rief Greif in einem Ton, bei dem der Diener zusammenfuhr. „Was willst Du hier?“

Karl ging quer durch den Saal, sein Gesicht wurde immer bleicher und seine Zähne klapperten. Er hatte nicht Zeit gehabt, um sich von dem Gedanken an das, was er im Schlosse zurückgelassen, zu erholen. Seine

Hände zitterten heftig, während er die Militärmütze festhielt.

„Herr Baron“ — — stammelte er und starrte Greif mit weit aufgerissenen entsetzten Augen an. „Herr Baron“ — — fing er wieder an und suchte nach Worten.

„Sprich, Karl!“ rief Greif, indem er sich gewaltsam zusammennahm, um ruhig zu erscheinen, obschon ihm vor den Worten bangte, die von des Mannes Lippen fallen würden.

Der Reitknecht wandte sich flehend an Rex, der unbeweglich auf seinem Platze saß und den Boten mit seinem steinernen Blicke prüfte.

„Mein Gott!“ rief er. „Ich kann es ihm nicht sagen! Gnädiger Herr, sind Sie ein Freund vom Herrn Baron?“

Rex nickte, und während er die eine Hand auf Greif's Schulter legte, als ob er ihn bewegen wollte sitzen zu bleiben, stand er auf und winkte dem Reitknecht, ihm zu folgen. Allein Greif wollte sich nicht wie ein Kind behandeln lassen; er sprang auf, er griff den Diener beim Arm und zog ihn zu sich heran.

„Ich will es selbst hören“, sagte er mit Festigkeit. „Ist es mein Vater?“ fragte er dann mit bebender Stimme.

Karl nickte traurig.

„Ich erreichte den Zug noch eben, als ich aus dem Sattel sprang,“ antwortete er.

„Meine Mutter schickt Dich?“ fragte Greif besorgt.

Der Reitknecht schüttelte den Kopf und zitterte noch heftiger, während er sich verstört umsah, als suchte er, wie er der Ausrichtung seines fürchterlichen Auftrags entfliehen könnte.

„Sprich, Mensch!“ schrie Greif außer sich vor Angst. „Mein Vater ist krank — und Du bist hergekommen, ob-

schon meine Mutter Dich nicht geschickt hat — sprich, sag' ich!"

„Sie sind todt", sagte Karl mit leiser Stimme.

Greif sank auf seinen Sitz zurück und barg sein Gesicht in den Händen. Plötzlich blitzten Rexens undurchdringliche Augen, und auch er erbleichte bis in die Lippen.

„Ist noch ein anderer Herr in Greifenstein?" fragte er rasch.

„Er ist auch dabei, gnädiger Herr."

„Todt?"

„Er hat sich erschossen."

Rex schloß die Augen und hielt sich mit beiden Händen an den Tisch, denn er wußte, wer der Fremde war. Als der Diener sah, daß Greif sich nicht rührte, und da er annahm, Rex wäre ein bloßer Bekannter, faßte er Muth, seine Geschichte zu erzählen, er sprach in leisem Tone zu Rex.

„Der Herr kam vor Tische an", sagte er. „Die gnädigen Herrschaften speisten zusammen, aber der Diener sagt, sie standen vor der Zeit von Tische auf. Dann hörten wir Schüsse fallen. Wie brachen die Thüren auf und fanden die Frau Baronin todt, in der Stube hinter des Herrn Baron's Schreibzimmer und im Schreibzimmer den Herrn Baron todt, mit einer Pistole in der Hand, und den anderen Herrn todt, auch mit einer Pistole in der Hand. Ich habe sie beide gesehen. Sie hatten sich erschossen, während sie beide auf ihren Stühlen am Kamin saßen, aber das Feuer war beinahe ausgegangen, doch die Lampe brannte noch. Und dann sattelten wir und ritten davon, wir vier, einer nach der Polizei, und einer nach dem Doctor, einer nach Siegmundskron und ich nach der Bahn, und hier bin

ich. Sie sind ein guter Freund vom jungen Herrn, nicht wahr?"

„Ja, das bin ich," antwortete Rex, als führe er aus dem Schlafe auf.

„Dann wäre es am Besten, gnädiger Herr, wenn Sie mir sagten, wo ich hingehen soll, denn dem jungen Herrn wird bloß noch schlechter zu Muth, wenn er mich sieht."

„Gehen Sie ins Gasthaus zum Rothen Adler", sagte Rex, „und bleiben Sie dort, bis wir Sie rufen lassen."

Er gab dem Mann eine Hand voll kleiner Münze, denn er war immer auf alle Fälle bedacht. „Sie brauchen nicht über dieses schreckliche Unglück zu sprechen", sagte er, indem er den verängstigten Reitknecht entließ.

Dieser verschwand möglichst schnell, froh dem Anblick von Greif's Jammer zu entgehen und froh Jemanden gefunden zu haben, der ihm helfen konnte, Greif die fürchterliche Kunde mitzutheilen. Als er fort war, legte Rex die Hand auf Greif's Schulter und sprach in ruhigem bestimmtem Ton.

„Komm mit", sagte er. Greif erhob sich wie ein Träumender; er ließ sich von Rex den Ueberzieher anziehen und durch den beinahe leeren Saal, durch die Gruppe von Dienern hindurchführen, die noch an der Thür herumstanden und den Beiden ehrerbietig Platz machten.

„Wohin?" fragte Greif, als sie auf der kalten Straße standen.

„Auf Dein Zimmer", versetzte Rex, indem er ruhig seinen Freund unterfaßte und ihn sanft fortschob.

Greif konnte sich späterhin nicht mehr darauf besinnen, wie er nach Hause gekommen war. Weder er noch Rex sprachen während der Viertelstunde, die sie brauchten um die Hausthür zu erreichen, aber Rexens Arm schmerzte von

der Anstrengung, seinen Gefährten zu stützen und zu leiten. Er zündete ein Wachslicht an und wollte ihm die Treppe hinaufhelfen; aber der Anblick des gewohnten Eingangs brachte Greif wieder zu sich und weckte ihn aus der ersten Betäubung seines Schmerzes. Er stieg festen Schrittes die Treppen empor, obwohl er ging wie ein übermüdeter Mensch, dem jede Bewegung schwer fällt. Noch immer schweigend zündete Rex die Lampe in dem kleinen Zimmer an und wollte Greif den Ueberzieher ablegen helfen. Aber Greif schob ihn sanft zurück und setzte sich, so wie er da war, auf den alten Stuhl. Rex setzte sich in eine Ecke und wartete ruhig ab. Sein Gefühl sagte ihm, daß sein Freund Zeit haben müsse, sich von dem ersten Schrecken zu erholen, ehe etwas geschehen konnte. Er beschattete seine Augen mit der einen Hand gegen das Licht und dachte an seinen eigenen Kummer.

Die Stille war drückend. Es war als ob die Geister der Todten, der Geist von beider Mutter, und die Geister ihrer beiden Väter in dem schlichten Zimmer gegenwärtig wären, wo ihre Söhne saßen, nicht wissend, daß sie Brüder waren, aber beide von gleichem Unglück betroffen. Es war, als ob die Ermordete und ihre todten Mörder schweigend mitten in dem kleinen Zimmer stünden, um zu sehen, was aus den Ueberlebenden würde.

Endlich erhob Greif sein bleiches Gesicht und sah Rex an.

„Ich muß fort“, sagte er.

„Ja,“ versetzte Rex, „wir müssen unsere Todten begraben.“

Greif sah ihn an, als wollte er nach einer Erklärung der Worte fragen. Er hatte nicht die ganze Erzählung des Reitknechtes gehört.

„Mein Vater ist auch dabei“, sagte Rex als Antwort auf die unausgesprochene Frage.

Greif griff nach dem Tisch und sah seinen Freund einen Augenblick verständnißlos an. Dann erhellte sich plötzlich sein bleiches Gesicht und seine Augen blitzten.

„Riesenecк?“ rief er mit erstickter Stimme. „Dein Vater hat meinen Vater umgebracht, und doch bist Du hier“ — Er sprang halb wahnsinnig vor Schmerz von seinem Stuhle auf, als ob er auf seinen Freund losstürzen wollte. Letzterer aber unterbrach ihn mit Achtung gebietendem Tone.

„Deine Mutter ist todt — Gott weiß wie. Dein Vater und mein Vater haben sich, auf ihren Stühlen sitzend, erschossen.“

Wiederum sank Greif's Haupt auf seine gefalteten Hände und wiederum herrschte Todtenstille im Zimmer.

Die lange Dezembernacht war vorüber, und es war heller Morgen, als die beiden jungen Männer auf dem Bahnhof bei Greifenstein aus dem Schnellzuge stiegen. Ohne ein Wort bestiegen sie den für sie bereit stehenden Wagen und die kräftigen Pferde trabten in den Wald, den Berg in die Höhe, wie es nur starke Thiere an einem kalten Wintermorgen können. Im Frühlicht sahen die Bäume unbeschreiblich düster und traurig aus. Keine Spur von Farbe milderte die schwarzen Schatten oder das kalte Grau des Schnees. Die hohen Tannen standen feierlich und regungslos da, wie übergroße Cypressen auf einem endlosen Kirchhofe voll Myriaden schneebedeckter Gräber, und dazwischen rollten Greif und Rex auf dem gewundenen Fahrwege dahin, selbst bleich wie die Todten, wie sie so neben einander saßen in ihren schwarzen Anzügen mit zu-

sammengepreßten Lippen und halb geschlossenen Augen in dem eisigen Winde.

Als aber die hochragende Mauer von Greifenstein von weitem über den hohen Baumwipfeln sichtbar wurde, fuhr Greif empor, beugte sich vor und richtete die Augen auf seine Heimath; auch veränderte er seine Stellung nicht, bis der Wagen vor dem tiefen Thorweg hielt, und er die Menge von Männern und Frauen erblickte, welche dastanden, um seine Ankunft zu erwarten. Vor allen sah er die hohe schlanke Gestalt von Frau von Siegmundskron. Ihre weißen Hände waren gefaltet, ihr Haupt unbedeckt. Wie sie so vor den Anderen in ihrem schlichten grauen Kleide dastand, sah sie aus wie eine mittelalterliche Heilige, die plötzlich in unserer Zeit wieder auf die Erde herabgestiegen. Als Greif ausstieg, breitete sie die Arme aus, um ihn zu empfangen. Er sagte sich, daß sie in der Nacht von Siegmundskron herübergekommen sein müsse, um vor ihm da zu sein.

„Ich danke Dir“, sagte er, indem er ihr die Hände küßte.

Mit einer Selbstbeherrschung, die seinem verstorbenen Vater Ehre gemacht hätte, trat er in das Schloß und dankte mit ernstem Neigen des Kopfes für die Grüße der weinenden Dienerschaft. Obschon die meisten bloße Miethlinge waren, die erst vor kurzem auf Ihresgleichen gefolgt, hatten doch fast alle Thränen in den Augen.

Frau von Siegmundskron sah Rex etwas erstaunt an. „Ein Freund?“ fragte sie zögernd.

„Mehr als das“, antwortete Greif. „Wir wollen in ein Zimmer gehen, wo wir allein sein können.“

Er schauderte bei dem Bewußtsein, daß er jetzt unter demselben Dache war, wo seine Geliebtesten kalt und starr im Tode dalagen, aber er preßte die Lippen zusammen und

krampfte die Finger fest, entschlossen alles zu ertragen, was ihm bevorstünde. Frau von Siegmundskron zauderte, als sie sich der Saalthür näherten, und sah Greif von der Seite an.

„Lieber in meine Zimmer", sagte er. Und so gingen die drei über Gänge und Treppen, bis sie die Gemächer des jungen Mannes erreichten. Er schloß die Thür und sah Rex an.

„Gnädige Frau", sagte dieser sofort. „Ich werde Rex genannt, doch ist das nicht mein Name. Ich bin der Sohn des Kuno von Rieseneck. Ich habe Herrn von Greifenstein's Erlaubniß, meinem verstorbenen Vater die letzte Ehre zu erweisen."

Frau von Siegmundskron schlug ihre sanften Augen staunend auf und sah bald den Einen bald den Andern an.

„Rex ist mein bester Freund", sagte Greif. „Er bedurfte nicht meiner Erlaubniß, um herzukommen. Ich will es Dir ein ander Mal alles erklären. Und jetzt" — ihm brach die Stimme, und er wandte sich ab, faßte sich aber sogleich wieder. „Und nun bitte ich Dich, uns alles zu erzählen, was Du weißt."

Die Baronin haßte Schwäche an sich selbst und konnte sie bei Anderen nicht leiden, also erzählte sie die Geschichte kurz und klar, doch mit großer Vorsicht und feinem Tact. Während sie sprach, beobachtete sie die beiden Freunde, welche regungslos neben ihr saßen, die Hände über den Knieen gefaltet, das Haupt gesenkt, das Gesicht bleich vor schmerzlicher Bewegung. Die Sonne stand schon über den Bergen und während sie sprach, fielen ihre ersten Strahlen durch das alte Fenster auf den Teppich im Zimmer und warfen einen sanften Wiederschein auf die blassen Züge der drei Anwesenden.

„Ich will zu ihnen gehen", sagte Greif, als sie geendigt hatte und stand auf. Die Baronin erhob sich, um ihn hinzuführen, und Rex wollte folgen, aber sie hielt ihn durch einen Wink zurück.

„Ich werde nachher zu Ihnen kommen", sagte sie. „Sie sind nicht im selben Zimmer."

Sie ließ Greif allein in das Gemach treten und schloß leise hinter ihm die Thür. Dann kehrte sie zu Rex zurück. Er stand noch auf derselben Stelle.

„Ich habe Ihnen etwas zu sagen und etwas zu geben", fing sie an. „Dieser Brief ist für Sie. Er wurde versiegelt, adressirt und frankirt im Zimmer vorgefunden, als sollte er auf die Post geschickt werden, und das wäre auch ohne Zweifel geschehen, wenn Sie nicht hergekommen wären. Für Greif hat sich nichts vorgefunden; dieser Brief muß von Herrn von Rieseneck geschrieben worden sein. Sie sind älter als Greif; indessen ist er tapfer genug, der arme Mensch! Hier ist der Brief. Wollen Sie beim Lesen allein sein? Ich werde im Nebenzimmer bleiben, bis Sie mich rufen."

„Gnädige Frau", sagte Rex, indem er den Brief nahm, „ich werde Ihnen nicht durch Aeußerungen meiner Gefühle lästig fallen, wenn Sie hier bleiben wollen."

Er besah die Aufschrift und öffnete den Umschlag sauber mit dem Taschenmesser, ohne das Siegel zu erbrechen. Frau von Siegmundskron war zu fein, um sein Gesicht beim Lesen zu beobachten. Hätte sie ihn angesehen, so wäre sie entsetzt gewesen.

Der Brief war sehr kurz, allein er enthielt genug, um selbst Rexens ruhige Natur auf's Tiefste zu erschüttern.

Mein Sohn!

Wenn Du dies erhältst, werde ich nicht mehr sein. Ich kam heute Abend hier an und habe entdeckt, daß Frau von Greifenstein Deine Mutter ist — meine Frau. Sie ließ mich glauben, daß sie gestorben wäre, und heirathete meinen Bruder unter einem falschen Namen. Sie hat gebüßt für ihr Verbrechen gegen ihre beiden Gatten, die an ihr Gerechtigkeit geübt haben, und jetzt auch im Begriffe sind die Buße dafür zu zahlen, daß sie den Richtspruch vollzogen haben, der über allem Gesetz steht. Im Augenblick vor meinem Tode vertraue ich Dir dieses Geheimniß an. Dein Bruder ist ein namenloser Bastard. Richte ihn nicht zu Grunde, indem Du seine und seines Vaters Schande verräthst. Du bist reich, aber auch wenn Du arm wärest, hättest Du keinen Anspruch auf meines Bruders Erbe. Komm nicht hieher! Man wird mich so anständig begraben, wie ich es verdiene. Lebe wohl! Gott behüte Dich und mache Dich glücklicher als ich es gewesen bin.

Dein Vater
von Rieseneck.

Schloß Greifenstein. 20. Dezember.

Als Rex diese Zeilen las, wendete er sich unwillkürlich ab. Sein Gesicht war gräßlich verzerrt und seine kalten starren Augen schienen in glühende Kohlen verwandelt. Jede Fiber seiner starken Natur war durch den eisernen Griff des Schmerzes angespannt und gefoltert. Jeder Pulsschlag in seinem Körper klopfte mit rasender Wuth, die sich nicht Luft machen konnte. Seine Angäpfel brannten in qualvollem Schmerz, als er versuchte, den Brief, welchen er in der Hand hielt, nochmals zu lesen. Er gehörte zu jenen für gewöhnlich ruhigen Menschen, welche fast rasend wer-

den, wenn sie in Zorn gerathen, und in deren schlummernder Kraft ein Mal erweckte Leidenschaft gefährlichen Stoff findet. Eine volle Minute blieb er sprachlos, ihm war es, als müsse seine Gemüthsbewegung sich irgendwie Luft machen, damit er nicht auf der Stelle daran stürbe.

Er hörte einen Schritt, dann ging die Thür auf und wurde leise wieder geschlossen. Als er sich umsah, war er allein. Frau von Siegmundskron hatte aus dem, was sie von seinen Geberden sehen konnte, geschlossen, daß der Brief ihm Nachrichten gab, die sogar noch schlimmer waren als seines Vaters Tod, und sie fühlte, länger bleiben hieße sich in einen Schmerz eindrängen, an dem sie keinen Antheil nehmen konnte. Als er sah, daß sie fort war, that Rex sich ferner keinen Zwang an, und gab eine Weile den auf ihn von allen Seiten einstürmenden Gefühlen freien Lauf. Sein Gesicht wurde aschfahl, als er sich auf's Sopha warf, und seine Finger waren unnatürlich verdreht, als ob die Nerven durch einen electrischen Strom gereizt würden. Er lag auf dem Rücken und drehte den Kopf hin und her, wie ein Gequälter auf der Folterbank, während seine blutunterlaufenen Augen auf einen leeren Punkt in der Decke starrten. In den Schläfen fühlte er einen Schmerz, als ob ihm ein glühendes Eisen durch's Gehirn gebohrt würde, und während seine weißen Zähne hörbar knirschten, trat ihm bei seinen heißen Athemzügen ein kaum sichtbarer Schaum auf die gepreßten und halb geöffneten Lippen.

Vater, Mutter, Ehre, — alles mit einem Schlage dahin! Nicht die Mutter, von der er als Knabe geträumt hatte, als eine schwache Erinnerung an ihr schönes Gesicht noch in ihm lebendig war; nicht die sanfte zärtliche Mutter, welche, wenn sie am Leben geblieben, ihm das Theuerste auf Erden gewesen wäre und deren früher Tod ihr etwas Himm-

lisches und Geheimnißvolles verliehen hatte; nicht die Mutter, von der sein Vater ihm oft erzählt hatte, die von der Stätte seligen Friedens vielleicht anf ihn herabblickte und lächelte, wenn er Recht that, und sich betrübte, wenn er Unrecht that, nicht die Mutter, die in seinen kindlichen Träumen in weißen Gewändern neben ihm zu wandeln schien, ihn bei der Hand haltend und gen Himmel weisend, wie der Schutzengel auf den in seinem Vaterlande so bekannten Bildern, nicht die Mutter, welche für ihn die Verkörperung alles Reinen und Holden, alles Heiligen und Guten gewesen; nicht die süße Mutter, die so viele Jahre lang ihren geheimen Platz im Herzen des einsamen Gelehrten behauptet hatte, zu deren Engelsbilde er sich oft gewandt hatte, um Trost zu suchen, wenn er ermüdet war von der Ziellosigkeit seiner ernsten Studien oder übersättigt von all' den nutzlosen schalen Vergnügungen, die er mit Geld erkaufen konnte, und die ihm Niemand verwehrte. Das theure Bild war dahin; es war aber nicht die Mutter, welche er verloren hatte. Sie, die ihn geboren, lag jetzt unter einem Dach mit ihm, — ihm ganz nahe. Sie hatte ihn verstoßen, ihn und seinen Vater verleugnet, um all' diese Jahre hindurch, während er sie für todt hielt, mit einem anderen Manne zu leben, und, was die größte Schmach war, mit dem Bruder ihres rechtmäßigen Gatten, Und sie hatte noch einen Sohn geboren, hatte ihrem Erstgeborenen einen Bruder gegeben, den die Welt reich und vornehm nannte, der aber in Wahrheit so arm und ohne Namen war, wie der geringste Bettler auf der Straße. Schande hatte sie über Vater und Sohn gebracht, in Schanden hatte sie einen zweiten Sohn geboren und das makellose Leben eines zweiten Vaters gebrandmarkt. Und dieses Weib, diese Elende, dieses Geschöpf, für das sich kein aus-

sprechbarer Name finden ließ, war seine eigene Mutter und mußte hinfort an Stelle derjenigen stehen, deren Andenken ihm so heilig gewesen war. Ihr schmachvolles Dasein, welches sie durch ihr Verbrechen eben so schmählich verwirkt hatte, als ob sie durch die entehrende Hand des gemeinen Henkers gestorben wäre, ihr schändliches Leben stand in seiner ganzen Abscheulichkeit plötzlich vor ihm, als die Quelle seines eigenen Lebens, anstatt alles dessen, was ihm bis dahin als das Heiligste, Reinste, Verehrungswürdigste vorgeschwebt hatte. Floß nicht ihr Blut in seinen Adern? Mußte nicht ihr sündhaftes Wesen unvermeidlich früher oder später in dem seinen zum Vorschein kommen? Besser ein rascher Druck des Fingers auf jenen kleinen stählernen Lauf, der ihn mit einem Ruck der Gefahr irdischer Schande und der Möglichkeit entrückte, in seinem Leben auch nur ein Schattenbild jener Sünden zu wiederholen, welche ihr Leben bis ans Ende verdunkelt hatten. Besser mit einem Male die Brücke überschreiten, deren Zugang nie verstopft ist, weil alle, die hinüberwollen, sie in derselben Richtung überschreiten, und keiner stille steht, dessen Weg ihn ihr zugeführt hat. Besser sofort den Sprung wagen und sein Geheimniß mit aus der Welt nehmen!

Er würde das Entsetzliche nicht geglaubt haben, wenn er es von einem lebenden Wesen erfahren hätte. Aber die Kunde kam von denen, welche die Wahrheit derselben mit dem dunkelrothen Siegel ihres Blutes bekräftigt hatten; sie kam von Männern, die sich nicht geirrt hatten, deren Jeder, wenn er eine Täuschung geargwöhnt, den Anderen um der bloßen Anklage willen, erschlagen haben würde; von zwei bejahrten Männern, welche sich nicht durch eine flüchtige Aehnlichkeit, durch den Hauch eines halbverstandenen Wortes, durch Argwohn, den ein kaum gesehener

Blick erregte, hätte hinreißen lassen; — ernste, tapfere Männer, zu streng um sich zu erbarmen, aber zu gerecht, um plötzlich in sinnlose Wuth gegen eine unschuldige Frau zu gerathen, beides stolze Männer, die gegen einander die Möglichkeit gemeinsamer Schmach abgeleugnet haben würden, so lange leugnen noch menschenmöglich war.

Es gab keinen Zweifel, keine Spur von Hoffnung. Greif von Greifenstein war Rexens Bruder, und beide hatten am selben Tage Vater und Mutter verloren. Weshalb noch weiter leben unter dem Druck von Erinnerungen, welche die Zeit nicht auslöschen und kein künftiges Glück mildern konnte? Hatte er irgendwelche Verpflichtungen gegen die Menschheit, hatte er irgend welchen Stolz halb befriedigten Ehrgeizes, halberfüllter Hoffnungen? Was war sein Leben gewesen? Ein namenloses Dasein, obschon, wenn die Wahrheit bekannt wäre, er allein von den beiden Brüdern Anspruch auf einen Namen hatte. Was hatte er mit seinem Dasein angefangen? Er hatte versucht, den Urquell des Lebens und den ersten Ursprung all' seiner wundersamen Erscheinungen zu erforschen. Jahre hatte er in unermüdlichem Studium zugebracht, und monatelang hatte er mit seinen eignen unerklärlichen Empfindungen experimentirt, indem er sich abwechselnd jedes Vergnügen, jede Zerstreuung gewährte, die Geld ihm verschaffen konnte, und dann wieder den Gegensatz in einsamem Ascetismus suchte. Sein eiserner Körper hatte das alles ausgehalten, aber sein heller Geist war im Kampfe ermüdet und hatte seine scharfe Schneide an den Felsenschranken des Ewigen und Unbekannten verletzt. Er war klüger als seine Mitmenschen, und wußte doch, daß er nicht klüger war als zuvor; stärker als sie, kannte er die Schwäche aller menschlichen Kraft; der Tapfersten einer, schien ihm Tapferkeit im besten Falle

nur die plumpe Entfaltung von Eitelkeit und ganz verächtlich zu sein, sobald sie nach Gelegenheit trachtete, sich zu zeigen. Er hätte es verstanden, den Feigling zu spielen, um seine Gefühle dabei zu beobachten, und würde über seine eigene Eitelkeit gelacht haben, wenn sie ihn dazu getrieben hätte, im nächsten Augenblick seinen Ruf durch ein tollkühnes Wagstück wieder herzustellen. Was war es alles, als ein erstaunliches Puppenspiel, ein wunderlicher Tanz von Marionetten, welche durch Schnüre in Bewegung gesetzt wurden, deren äußerste, von den Menschen entfernte Enden sich in die Unendlichkeit verloren? Tanzen oder nicht tanzen, das war die einzige dem Menschen gelassene Wahl, und ehe er in einem solchen Schauspiel die ihm zugefallene Rolle spielte, schien es ihm besser, die Schnüre zu zerreißen und die elende Puppe in das schwarze Loch hinter der Bühne fallen zu lassen.

Der Gedanke an die Möglichkeit, der Kette des Todes ein viertes Glied hinzuzufügen, that Rexens Raserei Einhalt. Wenn es so leicht war zu sterben, war die Flucht vor der Hölle auf Erden immer bei der Hand. Wenn er also lebte, geschah es mit seinem freien Willen, und es schien nicht schicklich für einen Mann, so widerwillig das zu thun, was er doch aus eigener Wahl that. Entweder mußte er der Sache sofort schnell und schicklich ein Ende machen, oder er mußte sich zusammennehmen und sein Leben wieder auf sich nehmen. Keine andere Lösung war möglich. Das Geheimniß war sein und Niemand brauchte es zu erfahren. Alles war vorüber, und die Enthüllung der Wahrheit konnte die Sache der Gerechtigkeit nicht fördern, eben so wenig wie das Verhehlen der Wahrheit Jemanden schaden konnte. Im Gegentheil: sagen, was er wußte, hieße Greif zu Grunde richten.

Beim Gedanken an Greif wurde Rex ruhig und setzte sich aufrecht hin; er stützte sich mit den Händen und starrte wie abwesend die Wand ihm gegenüber an. Ihm blieb noch etwas, wofür er leben konnte, da Greif sein Bruder war, Greif, der in diesem Augenblicke an deren Leiche weinte, die beider Mutter gewesen, der zum letzten Male in das Antlitz schaute, an welches sich gewiß für ihn eben so zarte Erinnerungen knüpften, wie Rex selbst sie so lange und so treu gehegt hatte. Ein starkes Verlangen, sie zu sehen, bemächtigte sich seiner. Die Verehrung, welche er, in Irrthum befangen, ihr ein Menschenalter hindurch gezollt hatte, war in einem Augenblicke entschwunden, und Rex fühlte das Bedürfniß, die Wahrheit an ihre Stelle treten zu lassen, wie schrecklich sie auch sein mochte. Sündig, elend, von den Händen der Männer gestorben, welche sie so schmählich betrogen hatte, war sie doch immer seine Mutter gewesen. Er sagte sich, daß er sie sehen wolle, damit der letzte Eindruck alle anderen Vorstellungen auslösche, die ihm früher süß gewesen; allein trotz all' der schmählichen Nebenumstände bei ihrem Tode, und trotz all' seiner Ueberlegungen, war, was ihn zu ihr zog, in der That die Stärke des Gefühls, welches er gänzlich in sich erloschen und vernichtet glaubte, das unbewußte Sehnen, noch ein Mal das Antlitz derjenigen zu sehen, welche ihn geboren und deren Bild ihn von Kindheit auf umschwebt hatte.

Sie sehen, und dann — was dann? Die Zukunft war ihm eine Leere, deren Eintönigkeit nur durch den Gedanken an Greif's Zukunft unterbrochen wurde. Der Gedanke, sich seinem Bruder zu widmen, all' seine Kraft und Klugheit auf das Bestreben zu verwenden, ihm über die furchtbare Erinnerung an diesen Tag hinwegzuhelfen, trat vor Rexens Seele. Er lächelte matt, denn dieser Gedanke sah seinen

meisten anderen sehr unähnlich. Er erinnerte sich nicht, je einen ähnlichen Vorsatz gefaßt zu haben. Oft hatte er seine persönlichen Neigungen wissenschaftlichen Zwecken nachgestellt, sie manchmal auch aus bloßer Gutmüthigkeit aufgeopfert, allein niemals hatte er sich die Aufgabe gestellt, zielbewußt einem Anderen wohlzuthun. Und doch wußte er recht gut, daß Greif Hilfe, Beistand und Trost bedürfen würde, und daß außer ihm keiner da wäre, ihm all' dies zu gewähren.

Er erhob sich und ging im Zimmer auf und ab, die Hände auf dem Rücken, die Augen zu Boden geschlagen. Sein Gesicht trug noch die Spuren plötzlichen furchtbaren Schmerzes, allein sein vollkommenes geistiges Gleichgewicht fing schon an sich wieder einzustellen. Die Gewohnheit des Skeptikers, alles, was ihm zustieß, systematisch zu ergründen, war zu stark in ihm, um lange zu schlummern, und das Gleichgewicht seiner geistigen Kräfte, welches er durch die Methode seiner Studien auf's höchste ausgebildet, war von zu dauerhafter Natur, um selbst durch das größte Unglück lange gestört zu werden. Er sah jetzt die Nothwendigkeit ein, seine Geisteskraft zur Linderung von Greif's Kummer anzuwenden, und zur Erhaltung von Greif's Leben, das durch einen solchen Schlag gefährdet war. In einigen Wochen würde sein eigener Schmerz ein objectives Interesse für ihn bekommen, und ihm so und so viel Anhaltspunkte für das Studium der menschlichen Natur im Allgemeinen geben. Rex hätte niemals ein Held werden können. Er wäre nie im Stande gewesen, seine eigene Individualität von ihrem Platze auf seiner Karte der Menschheit loszulösen, so daß er sich für etwas ganz Anderes gehalten hätte, als alle übrigen Menschen, wofür indessen Helden sich halten müssen. Er fühlte, daß die Wage für

ihn zwischen Leben und Tod schwankte, und daß er nach seinem Belieben den Ausschlag dabei geben konnte; nie hätte er sich dahin bringen können, das Leben über der Hoffnung auf Sieg, noch den Tod über der Furcht vor einer Niederlage zu vergessen. Jeglichen transcendentalen Glaubens unfähig, hatte sein Geist den freien Willen vergöttert, während seine uneingestandene Ahnung von einer alles lenkenden Macht sich in seinen Theorien von dem Fatalismus in der Natur kundgab. Er nahm an, das Weltgetriebe brächte sowohl im Leben der Einzelnen, wie der Völker unvermeidliche Phasen hervor; er wußte, daß es ihm bei allem, was ihn betroffen, immer frei gestanden hatte, das Eine oder das Andere zu erwählen. Solch eine Wahl lag nun vor ihm, und zum ersten Male in seinem Leben beschloß er, sich dem Wohle eines Anderen zu widmen.

Fünfzehntes Kapitel.

Eine Stunde später stützte Rex den armen Greif, als er aus dem Leichengemach nach seinem Zimmer ging. Wie fest entschlossen der junge Mann auch gewesen war, ruhig und gefaßt zu bleiben, der Anblick hatte ihn überwältigt, und es war klar, daß seine Nerven unter der furchtbaren Spannung zusammenbrechen mußten, wenn er nicht Schlaf fände. Er taumelte beim Gehen wie ein Schlaftrunkener, seine glänzenden Augen waren starr und glasig, seine schlaffen Finger konnten Rexens Arm nicht festhalten; dieser hielt ihn aufrecht und und trug ihn fast durch die halbdunkeln Gänge.

Auch Rex hatte gesehen, — als er aber dem gegenüber stand, was ihn so unwiderstehlich in jenes Zimmer

gezogen, fühlte er kein Verlangen mehr, zum zweiten Male hinzuschauen. Die starren bleichen Züge der Todten riefen in seiner Seele nichts von der Süßigkeit der Vergangenheit zurück, während ihr verzerrter schmerzlicher Ausdruck das Grausen der Gegenwart steigerte, bis es ihm unerträglich wurde. Er hatte länger in dem anderen Gemache verweilt, wo sein Vater lag, und als er in sein ernstes dunkles Antlitz schaute, schwoll die Wuth stürmisch in seiner Brust, wie die Fluth des Meeres, und ebbte dahin, als er an das dachte, was darüber hinaus lag, und sich sagte, daß in vollem Maße Rache genommen und Gerechtigkeit geübt worden war, so daß Niemand mehr am Leben geblieben, dem er zürnen, Niemand, auf den seine Hand fallen konnte. Sie hatten das Gesetz selbst in die Hand genommen und seinen strengsten Richtspruch an derjenigen vollzogen, die sich gegen sie vergangen; dann hatten sie Beide die That mit ihrem eigenen Leben gebüßt. Niemals hatte sich eine Tragödie so rasch, so furchtbar, so vollständig vollzogen.

Und jetzt stand die Morgensonne hoch am Himmel und verspottete mit ihren grellen Strahlen die dunkle Trauer der Menschenherzen; sie beschien heute die alten Mauern von Greifenstein in der scharfen Winterluft gerade so kalt und klar, wie sie gestern geschienen hatte und morgen wieder scheinen würde. Aus den Rinnen und Dachtraufen und Wasserspeiern des alten Schlosses sandten die schmelzenden Massen blendenden Schnees kleine Schauer krystallheller Tropfen herab, und die von ihnen ausgehende Feuchtigkeit machte dunkle Flecken auf dem grauen Mauerwerk. Ein Rothkelchen hüpfte in den Furchen, welchen die Wagenräder auf dem schneeweißen Teppich gezogen hatten, stand still, drehte sein schelmisches Köpfchen hin und her und blinzelte

zu den [illegible] empor, als wolle es die [illegible] auch der Sonne und auch den Strahlen der vorspringenden Dachtraufen abwehren. Aus dem gepflasterten Hof vor den Ställen, wo am Abend vorher alles Unruhe und Verwirrung gewesen war, drang gelegentlich ungeduldiges Stampfen von Hufen auf den Steinen empor, der gleichmäßige Ton von Bürsten auf glattem Fell, während die Knechte gemächlich ihre Pferde striegelten, das Klirren von Gebissen, welche träge Burschen, die keine Eile hatten, putzten und abrieben, dann und wann auch der Ton einer Stimme, welcher sofort zum Flüstern herabsank, wenn der Sprecher daran dachte, daß dieser Tag nicht so wäre wie alle anderen. An der Thür des Speisezimmers für die Dienerschaft standen zwei behäbige Polizisten in ihrer dunkeln Uniform und sonnten ihre blonden Bärte, während sie ihr Morgenpfeifchen rauchten, alle fünf Minuten wechselten sie leise ein paar Worte, sahen sich aber immer zuvor um, ob auch Niemand sie belauschte; besonders aufmerksam aber sahen sie dem Jägerburschen zu, der in einer sonnigen Ecke des Hofes die großen Hunde fütterte.

In ihrer erbarmungslosen Ironie erschien die Natur an diesem hellen Morgen besonders heiter. Es war gerade so ein Tag, wie ihn der alte Greifenstein, der oben todt neben seiner todten Frau lag, sich ausgesucht haben würde, um mit der Flinte auf der Schulter und den Hunden zur Seite weit in den Wald hinauszuziehen. Es war ein Tag, an dem der armen Clara ihr Loos leichter geschienen hätte, der ihr gequältes Gewissen durch zeitweiliges Behagen beschwichtigt haben würde, wohlthuend so lange es anhielt, flüchtig wie der Strahl von Licht und Wärme inmitten des düsteren Winters im Schwarzwalde. Nur der Wald selbst war unverändert. Die Bäume sahen gegen den blauen

Himmel, in dem grellen Lichte dunkler aus als je. Rings um das weite Amphitheater der Berge standen sie regungslos in gleichmäßigen Reihen wie eine große Versammlung schwarzgekleideter Richter, welche die Todten in ihrer Mitte richteten, Verhörer, die kein Schein blenden konnte und in deren düsterem Antlitz sich kein Lächeln des strahlenden Himmels und des glänzenden Lichtes abspiegelte. Schweigend, erhaben, feierlich standen sie auf ihrer Stelle, wie sie schon vor hundert Jahren dagestanden hatten, ehe die Lebensläufe begannen, die jetzt ein so jähes Ende genommen; wie sie noch immer stehen würden, wenn das jetzt noch jugendfrische Leben der Anderen erloschen sein würde.

Weder Greif noch Rex ließen sich an diesem Tage sehen. Im Laufe der Zeit trafen die Vertreter des Gesetzes ein und walteten ihres Amtes; sie wurden vom Kammerdiener mit Erfrischungen bewirthet und saßen bei ihrem Mahle auf denselben Stühlen, auf denen am Abend vorher diejenigen gesessen, deren Ableben sie gekommen waren zu bestätigen. Der Fall war klar und ihre Pflicht einfach. Sie reisten wieder ab und nahmen die beiden Polizeibeamten mit. Frau von Siegmundskron ging geräuschlos im Hause umher, traf die nöthigen Anordnungen und setzte sich von Zeit zu Zeit in eine stille Ecke, um in einem Andachtsbuche zu lesen, das ihr zu Händen gekommen war. Mehr als ein Mal ging sie in die beiden Zimmer, in welche sich Greif und Rex zurückgezogen hatten, um zu sehen ob sie ihnen etwas helfen könnte. Greif saß immer auf derselben Stelle in einem großen Armstuhl zurückgelehnt, blaß und erschöpft vor Schmerz, doch augenscheinlich gefaßt. Endlich fand sie ihn eingeschlafen und seufzte erleichtert auf, denn sie wußte, daß damit die ärgste Gefahr vorüber war. Als sie zu Rex ging, fand sie ihn

lesend, und so viel sie bemerken konnte, blieb er den ganzen Tag über bei dieser Beschäftigung. Ob er verstand, was er las, war mehr als sie entscheiden konnte. Es war ein Band von Goethe's Werken, und als sie darauf hinsah, bemerkte sie, daß er sich den zweiten Theil von Wilhelm Meister zur Lectüre erwählt hatte. Wenn sie zu ihm hereinkam, blickte er immer ruhig auf, dankte ihr und sagte, daß er nichts bedürfe.

Frau von Siegmundskron konnte nicht zur Ruhe kommen. Das Gefühl ihrer Verantwortlichkeit allein hätte hingereicht ihre Thatkraft aufrecht zu erhalten, allein ihr Gemüth wurde durch eine in ihren Augen noch wichtigere Sache beunruhigt. Die furchtbaren Schwierigkeiten, welche die Zukunft bingen mußte, standen deutlich vor ihrem geistigen Auge, und sie wußte, daß sie bald nicht der bloße Schatten kommender Dinge, sondern thatsächliche Fragen sein würden, mit denen sie zu rechnen hätte und auf deren Lösung sie ihre ganze Kraft concentriren müßte. Morgen oder spätestens übermorgen würde sich das Grab für immer über den sterblichen Ueberresten jener armen Wesen schließen, deren Abscheiden ihr eignes Leben verdüstert und so schwer zu verstehen gemacht hatte. Wenn aber die drei bestattet waren, konnte sie nicht länger in Greifenstein bleiben. Selbst wenn sie es gewünscht hätte, lag kein Grund für ihr ferneres Bleiben vor, und ihre Wünsche zogen sie heimwärts, so bald all' ihre Pflichten erfüllt waren. Sie war bisher noch nie auch nur einen Tag von ihrem Kinde getrennt gewesen, und obschon sie seelenstark und verständig war und zudem Hilda bei der alten Bärbel gut aufgehoben wußte, war es ihr doch schmerzlich, von ihr getrennt zu sein. Deshalb wollte sie nach Siegmundskron zurückkehren. Von dem Augenblick an würden ihre Sorgen anheben. Es

[illegible]

[illegible]

[illegible] Geheimniß gehüllt. [illegible] konnte sich auf keinerlei Weise die [illegible] Thaten erklären, deren gräßliches Ergebniß vor ihr lag. Sie hätte begreifen können, daß zwei Brüder bei einem Wiedersehen nach so vielen Jahren in Streit gerathen und sich in einem Anfall von sinnloser Wuth gegenseitig erschossen. Clara hätte bei dem Zweikampf umkommen können, während sie bemüht war sie zu trennen. Aber der ganze tragische Vorgang hatte den schrecklichen Anschein wohlüberlegter Absicht, der eine solche Annahme unhaltbar machte. Daß Clara absichtlich ermordet worden war, konnte sie nicht bezweifeln. Greifenstein mochte sie in einem Anfall von Wuth umgebracht und sich dann selbst das Leben genommen haben; das aber erklärte nicht Riesenecks Selbstmord. Sie hätte auch glauben können, Rieseneck hätte aus unbekannten Gründen seinen Bruder und Clara getödtet und nachdem er ihre Leichen so zurecht

gelegt hatte, wie sie vorgefunden worden, sich erschossen. Allein die Untersuchung bewies das Gegentheil. Augenscheinlich waren beide Männer auf ihren Stühlen gestorben durch die in ihrer Hand vorgefundene Schußwaffe. Riesenecf hatte an seinen Sohn geschrieben, Greifenstein aber nicht, oder wenigstens, falls er es gethan, hatte sich nichts vorgefunden. Rex allein also konnte um das Geheimniß wissen, wenn es überhaupt enthüllt worden war. Sie wußte nicht, daß in Deutschland nach einem Selbstmorde das Gericht ein Recht hat, von allen Briefen, welche der Verstorbene zuletzt geschrieben hat, Kenntniß zu nehmen. Der mit einer Postmarke beklebte, an Rex adressirte Brief hatte ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und sie hatte ihn vom Tische genommen, um ihn am folgenden Tage auf die Post zu geben, keineswegs mit der Absicht, ihn zu verbergen, im Gegentheil, ihn unverzüglich an seine Bestimmung gelangen zu lassen. Die Herren vom Gericht hatten aus Höflichkeit gegen die gute Dame sie nicht mit Fragen bestürmt, sondern als selbstverständlich angenommen, daß sie sie sofort davon in Kenntniß setzen würde, wenn sie einen Brief oder sonst irgend etwas zur Aufklärung des Vorgangs gefunden hätte. Und so kam es, daß Rex einzig und allein die Wahrheit wissen konnte, wenn überhaupt Jemand sie wußte. Daß er durch das Gelesene furchtbar erschüttert gewesen, hatte sie selbst gesehen; ob aber der Brief eine vollständige Erklärung des Geschehenen enthielt, konnte sie nicht beurtheilen. Wenn das der Fall wäre, meinte sie, würde Rex höchst wahrscheinlich seiner Zeit Greif den Brief zeigen, und wenn der erste Schreck vorüber wäre, würde ihr der Inhalt mitgetheilt werden. Die Frage war nur, ob das geschehen würde, ehe Greif Hilda sähe. Trotz ihrer natürlichen Abneigung gegen ein solches Verfahren war sie bei-

nahe entschlossen, Rex geradezu zu fragen, ob der von ihm erhaltene Brief Licht auf die Sachlage würfe. Wenn sie wußte, weshalb diese Drei gestorben waren, konnte sie über ihre Handlungsweise für die Zukunft besser entscheiden.

War Greifenstein sowohl ein Mörder wie ein Selbstmörder, so konnte sein Sohn Hilda nicht zur Frau nehmen. Es war Greif's Unglück, und die Baronin bemitleidete ihn fast eben so sehr wie ihr eigenes Kind, allein sie konnte nicht nachgeben. Sie schloß die Augen und versuchte, alles durchzudenken. Sie dachte sich Hilda verheirathet, wie sie Siegmundskron verließ, um unter demselben Dache zu leben, wo solche Thaten geschehen waren, und der bloße Gedanke daran war schmerzlich und unüberwindlich. Greif war an allem Vorgefallenen völlig unschuldig, aber der Makel haftete auf seinem Namen, und das Blut seines Vaters floß in seinen Adern. Hilda's Kinder würden die Enkel eines Mörders sein. Der alte Greifenstein hatte nur darum nicht seine Tage schmachvoll im Gefängniß geendet, weil er den Muth gehabt, sich schnell das Leben zu nehmen. Wenn er aber die That begangen hatte, so war er ein gemeiner Mörder, und vom moralischen Standpunkte aus war es ganz dasselbe, ob er lebendig oder todt war; die unauslöschliche Schande ruhte auf seinem Sohne und würde das Leben seiner Kinder und Kindeskinder brandmarken. Hilda liebte Greif, und Greif liebte Hilda, allein das war kein Grund. Besser wäre es für Hilda, ein verlassenes kinderloses Dasein hinzuschleppen, als mit solchem Namen glücklich zu sein; viel besser, daß Greif ein halbes Jahrhundert einsamer liebeleerer Tage auf sich nähme, als Kinder zeugte, deren Namen das Gedächtniß eines unerhörten Verbrechens fortpflanzten. Hilda würde leiden müssen, Leiden aber ist das Loos der Menschen. Die Baronin fragte sich betrübt,

ob die bittere Enttäuschung ihrer Tochter wohl dem Schmerze gleich kommen könnte, den sie selbst an jenem Tage erfahren hatte, als ihr Heldengemahl in der Schlacht erschossen wurde. Konnte Hilda's Kummer dem ihren gleich sein? Selbst wenn es so wäre, mußte Hilda das lieber ertragen, als einen solchen Namen annehmen, — wenn nicht etwa der alte Greifenstein am Tode seiner Frau unschuldig wäre. Das konnte Niemand wissen außer Rex, und würde der ihre Frage beantworten? In ihrem Grauen über die ganze Sache wünschte sie, sie könnte nach Siegmundskron zurückkehren und ihr Leben mit Hilda in bitterer Armuth enden, ohne je wieder an die Heirath zu denken. Allein ihr strenges Pflichtgefühl machte ihr einen Vorwurf aus solchen Gedanken, wobei ihr zu Muthe war, als wolle sie die ihr zugefallene Verantwortung von sich abschieben. Ihr standhaftes Gewissen nahm die Last wieder auf sich, um sie zu tragen, so gut es anging.

Rex mußte ihr antworten und auf seine Antwort würde alles ankommen. Indessen war es nicht leicht, ihn zu befragen, und für's Erste rein unmöglich. Sie mußte Hilda entgegentreten, während sie selbst noch unentschieden war, also schien es ihr am besten, rücksichtslos offen gegen ihre Tochter zu sein, ihr deutlich zu sagen, was geschehen, was bekannt war, und in wie weit Niemand das Uebrige wissen könnte; ihr klar zu machen, daß, wenn der alte Greifenstein sich als schuldig erwiese, sie jeden Gedanken an Greif aufgeben und sich möglichst mit Ergebung in ihr trauriges Schicksal finden müsse. Greif würde auf Reisen gehen, vielleicht für viele Jahre. Er würde mit der Zeit andere Interessen finden, welche ihm helfen könnten, seine zerstörte Jugend zu vergessen. Hilda und ihre Mutter würden weiter leben, wie sie könnten, und wenn die Mutter stürbe, müßte

Siegmundskron unter den Hammer kommen. Jedenfalls war es nicht mit Schulden belastet, und der Verkauf würde ihrem Kinde einen Nothgroschen bringen, der es vor dem Verhungern bewahrte; möglicherweise würde sie mehr haben als vordem; das konnte aber Frau von Siegmundskron nicht beurtheilen. Vielleicht auch würden Hilda's sechzehn Ahnen ihr Aufnahme als Stiftsdame in eine jener halb und halb religiösen Stiftungen erwirken, die ausschließlich dem alten Adel vorbehalten sind, und deren es in Deutschland mehrere giebt.

Der kurze Wintertag neigte sich, als Frau von Siegmundskron in ihren Betrachtungen so weit gekommen war. Es wurden Lichter ins Zimmer gebracht, und ein Diener kam fragen, was sie zu essen wünschte. Sie wußte kaum, was sie antwortete, allein sie dachte daran, daß sie seit einigen Stunden nicht nach Greif und Rex gesehen hatte, und ermannte sich, um nachfragen zu gehen. Im Corridor begegnete ihr ein Anderer, der sie wegen der Anordnungen für den nächsten Tag zu Rathe ziehen wollte, eine unheimliche schwarz gekleidete Persönlichkeit, deren Anblick sie sofort zu der schauerlichen Wirklichkeit der Gegenwart zurückrief, von welcher ihr Geist in der Sorge um Hilda's Wohl abgeschweift war. Sie traf die nöthigen Anordnungen und ging weiter.

„Herein!“ rief Greif's Stimme, als sie behutsam an die Thür klopfte.

Beim Eintreten bemerkte sie sofort, daß sich sein Zustand durch die genossene Ruhe gebessert hatte. Seine Augen blickten ruhig, seine Farbe war blaß, aber natürlich, sein Wesen voll stiller Trauer. Am Morgen hatte sie gefürchtet, er könne in ein Nervenfieber verfallen.

Frau von Siegmundskron kam herein und stellte sich

neben ihn. Ihre Gegenwart war ihm tröstlich, obschon er nicht immer sicher gewesen, daß er sie wirklich lieb hätte. Jetzt wußte er, wie viel Grund er hatte, ihr dankbar zu sein für das, was sie gethan, und er sagte sich, daß sie seine einzige Verwandte auf der ganzen Welt sei, die Einzige, welche ihm das Verlorene einigermaßen ersetzen könnte. Wenn er sie bisher nicht recht geliebt hatte, so lag das daran, daß er sie nicht recht verstanden hatte, und weil Hilda sie in seinen Augen gänzlich verdunkelte. Er reichte ihr die Hand und drückte sanft die ihrige.

„Du bist sehr gütig", sagte er. „Ich freue mich, daß Du hergekommen bist."

Sie setzte sich neben ihn und sah ins Feuer. Es war kein Licht im Zimmer außer dem Schein der Tannenklötze, die im großen Kamin brannten. Die Gedanken, welche sie noch vor zehn Minuten gehegt hatte, schienen ihr ganz fern, denn sein Anblick und der Ton seiner Stimme hatte plötzlich wieder jene Hoffnungen für Hilda in ihr wach gerufen, die eine solche Quelle von Glück für sie gewesen.

„Du hast geschlafen", sagte sie. „Das freut mich, denn Du bedurftest der Ruhe."

Sie wußte nicht, was sie sagen sollte, und es entstand eine Pause, ehe sie wieder sprach, während welcher Greif sich nicht rührte. Unbewußt hatte er die Haltung eines Kranken angenommen; mit halbgeschlossenen Augen, die Hände auf den Armlehnen des Stuhles ruhend, lag er zurückgelehnt auf seinem Sessel, ohne die geringste Anstrengung zu machen und in der Hoffnung, daß auch keine von ihm verlangt werden würde.

„Lieber Greif," sagte die Baronin endlich, „Du wirst verreisen, nicht wahr?"

Er fuhr leicht zusammen, sein Ausdruck veränderte sich, als ob die Frage ihm wehe thäte.

„Ja", antwortete er. „Ich werde verreisen — wenn es vorüber ist."

„Sagen wir also morgen?" fragte Frau von Siegmundskron sehr sanft.

„Ja; morgen Vormittag. Ich wünsche, es könnte heute Abend sein. Und dann" — — er hielt inne und strich sich mit der Hand müde über die Stirn, dann ließ er die Hand gleich wieder matt an seine Seite sinken.

„Und dann?"

„Dann muß ich Hilda sehen, ehe ich fortgehe." Seine Augenlider zitterten, und seine Lippen preßten sich fest zusammen.

„Ja", sagte die Baronin zögernd.

„Ja, ich muß Hilda sehen," wiederholte Greif. „Und wenn ich fort bin, — dann — dann" — —

Dieses Mal sagte Frau von Siegmundskron nichts, denn sie sah, wie er litt, obgleich sie nicht zu errathen wagte, was in seiner Seele vorging. Es war, als versuchte er zu sprechen.

„Wenn ich fort bin", — fing er an, aber die Worte erstarben auf seinen Lippen.

„Sprich jetzt nicht davon, lieber Greif!"

Er nahm sich zusammen und setzte sich aufrecht hin. Es war etwas von seines Vaters Wesen in seinem Gesicht, und sie bemerkte, wie seine Finger sich anspannten in der Anstrengung, sich festzuhalten.

„Ich muß es jetzt sagen", erwiederte er mit Festigkeit. „Morgen werde ich nicht im Stande sein viel zu sprechen, und vielleicht werden wir nie mehr eine Gelegenheit dazu haben."

„Nie mehr?“

„Vielleicht niemals mehr. Wir müssen Abschied nehmen. Du mußt für Hilda einen anderen Gatten suchen, denn vielleicht werde ich nicht wiederkommen. Das wollte ich sagen.“

Die Baronin sah ihn entsetzt an und beugte sich von ihrem Stuhle aus zu ihm herüber. Diese Wendung hatte sie nicht erwartet.

„Du denkst doch nicht, daß ich, als Ehrenmann, von Dir erwarten kann, Du solltest Deine Tochter dem Sohn eines Mörders zur Frau geben?“

Die Frage wurde so scharf und kurz gefaßt, daß Frau von Siegmundskron betroffen war. Der unausgesprochene Gedanke war ihr schmerzlich genug gewesen, als er ihr in der Verwirrung ihrer Begriffe durch die Seele ging, aber Greif's Worte gaben ihm eine neue und schreckliche Lebendigkeit. Mit einem einzigen heftigen Aufschluchzen barg sie ihr Gesicht in den Händen, und Greif sah, wie diese zitterten. Sein Herz klopfte heftig, denn er hatte sich gestählt, um diese Anstrengung zu machen, allein ohne den gleich darauf folgenden Rückschlag vorauszusehen. Indem er die verhaßten Worte aussprach, war ihm zu Muthe, als ob er seinem todten Vater ins Gesicht geschlagen hätte.

„Gott weiß, wie ich ihn liebte!“ sagte er mit erstickter Stimme. „Aber er hat die That gethan.“

Frau von Siegmundskron konnte seine Worte nicht recht verstehen, allein sie fühlte, daß sie etwas sagen müßte. Ihre Hände sanken von ihren angegriffenen, thränenlosen Augen herab auf ihren Schooß.

„O Greif! Greif!“ stöhnte sie, indem sie die brennenden Holzscheite anstarrte.

„Darauf kommt es im Grunde hinaus“, versetzte er

war nicht denkbar, daß Greif fortgehen sollte, ohne Hilda zu sehen, und doch wäre es aus vielen Gründen besser, daß die Beiden sich nicht wiedersähen.

Sie hatte in den Stunden der Nacht den Kampf vorausgesehen, aber er war ihr noch nicht so furchtbar erschienen wie jetzt. Sie hatte zuerst mehr an Greif gedacht, und es hatte ihr nicht unmöglich gedünkt, ihm freimüthig zu sagen, was sie fühlte. Als sie aber darüber nachdachte, was geschehen müsse, erkannte sie Hilda als die Hauptperson in diesem Falle und fühlte, daß Hilda's Glück ihr unendlich mehr am Herzen läge als irgend etwas Anderes auf der Welt. Sie versank in Nachdenken und redete sich eine Weile ein, die Heirath müsse stattfinden, komme was da wolle.

Für sie war alles, was sich seit dem letzten Abend zugetragen, in ein undurchdringliches Geheimniß gehüllt. Ihre Einbildungskraft konnte sich auf keinerlei Weise die verzweifelten Thaten erklären, deren gräßliches Ergebniß vor ihr lag. Sie hätte begreifen können, daß zwei Brüder bei einem Wiedersehen nach so vielen Jahren in Streit geriethen und sich in einem Anfall von sinnloser Wuth gegenseitig erschossen. Clara hätte bei dem Zweikampf umkommen können, während sie bemüht war sie zu trennen. Aber der ganze tragische Vorgang hatte den schrecklichen Anschein wohlüberlegter Absicht, der eine solche Annahme unhaltbar machte. Daß Clara absichtlich ermordet worden war, konnte sie nicht bezweifeln. Greifenstein mochte sie in einem Anfall von Wuth umgebracht und sich dann selbst das Leben genommen haben; das aber erklärte nicht Riesenecks Selbstmord. Sie hätte auch glauben können, Rieseneck hätte aus unbekannten Gründen seinen Bruder und Clara getödtet und nachdem er ihre Leichen so zurecht

gelegt hatte, wie sie vorgefunden worden, sich erschossen. Allein die Untersuchung bewies das Gegentheil. Augenscheinlich waren beide Männer auf ihren Stühlen gestorben durch die in ihrer Hand vorgefundene Schußwaffe. Riesenec hatte an seinen Sohn geschrieben, Greifenstein aber nicht, oder wenigstens, falls er es gethan, hatte sich nichts vorgefunden. Rex allein also konnte um das Geheimniß wissen, wenn es überhaupt enthüllt worden war. Sie wußte nicht, daß in Deutschland nach einem Selbstmorde das Gericht ein Recht hat, von allen Briefen, welche der Verstorbene zuletzt geschrieben hat, Kenntniß zu nehmen. Der mit einer Postmarke beklebte, an Rex adressirte Brief hatte ihre Aufmerksamkeit auf sich gezogen, und sie hatte ihn vom Tische genommen, um ihn am folgenden Tage auf die Post zu geben, keineswegs mit der Absicht, ihn zu verbergen, im Gegentheil, ihn unverzüglich an seine Bestimmung gelangen zu lassen. Die Herren vom Gericht hatten aus Höflichkeit gegen die gute Dame sie nicht mit Fragen bestürmt, sondern als selbstverständlich angenommen, daß sie sie sofort davon in Kenntniß setzen würde, wenn sie einen Brief oder sonst irgend etwas zur Aufklärung des Vorgangs gefunden hätte. Und so kam es, daß Rex einzig und allein die Wahrheit wissen konnte, wenn überhaupt Jemand sie wußte. Daß er durch das Gelesene furchtbar erschüttert gewesen, hatte sie selbst gesehen; ob aber der Brief eine vollständige Erklärung des Geschehenen enthielt, konnte sie nicht beurtheilen. Wenn das der Fall wäre, meinte sie, würde Rex höchst wahrscheinlich seiner Zeit Greif den Brief zeigen, und wenn der erste Schreck vorüber wäre, würde ihr der Inhalt mitgetheilt werden. Die Frage war nur, ob das geschehen würde, ehe Greif Hilda sähe. Trotz ihrer natürlichen Abneigung gegen ein solches Verfahren war sie bei=

ich, daß er mein Vetter ist. Selbst er hat die Schande seines Vaters unter einem gewöhnlichen bedeutungslosen Namen verborgen. Wie viel mehr sollte ich mein Haupt verbergen! Wie viel weniger Recht, als er gestern hatte, habe ich, ein unschuldiges Mädchen zur Frau eines Greifenstein zu machen! Nein, gehe zu Hilda, sage ihr die Wahrheit, laß mich sie noch ein Mal sehen, und wenn ich euch Lebewohl gesagt habe, will ich euch von meiner Gegenwart befreien. Du bist ihre Mutter, und Du allein kannst ihr alles sagen, — alles bis auf das letzte Wort; und wenn ich das Wort gesprochen habe, will ich gehen, — Rex und ich zusammen, und ihr werdet nichts mehr von mir hören."

Greif hatte ausgesprochen. Er war während des Sprechens aufgestanden und im Zimmer auf- und abgegangen, jetzt stand er mit verschränkten Armen vor der Baronin und hielt den Blick auf sie geheftet, als ob er eine Antwort erwartete. Er war noch sehr jung, und es war vielleicht das erste Mal in seinem Leben, daß er sich so gegen Jemanden ausgesprochen hatte. Er war zu aufgeregt, um daran zu denken, ob seine Rede theatralisch oder übertrieben klingen könnte. Er meinte alles, was er sagte, und das genügte ihm. Er wollte thun, was recht und ehrenwerth war, und das ist für jeden Mann genug.

Frau von Siegmundskron schlug vor seinem festen Blick ihre sanften Augen nieder. Bei ihren Ansichten und im Gedanken an die Gefühle, mit denen sie zu ihm gekommen war, schämte sie sich, seinem ernsten Blick zu begegnen. Es gab auf der Welt wenig bessere Frauen als sie, wenige, deren Tugend sich so deutlich in Werken und Gesinnung zeigte, und doch war sie sich — mit Recht oder Unrecht, — bewußt, daß Greif sie an Großmuth überträfe. Ihr klangen seine Worte heroisch, und wie er so vor ihr

stand, schien er an Kraft und Würde zuzunehmen. Sie zauderte, die Worte traten auf ihre Lippen, die Stimme versagte ihr, sie faßte Muth und ermannte sich. Wiederum erhob sie das Haupt und sah ihm in die Augen.

„Greif — Du bist ein braver Mann und wirst mich recht verstehen", sagte sie. „Als ich herkam, fühlte ich genau das, was Du eben ausgesprochen hast. Ich fühlte es während der langen Nacht, ehe Du kamst. Ich wollte Dir sagen, was Du mir gesagt hast, so liebevoll wie möglich — nicht jetzt, aber später. Es wäre mir schwer geworden, denn ich liebe Dich von ganzem Herzen."

„Es wäre Deine Pflicht gewesen, und Du hättest recht gethan," versetzte Greif ruhig.

Die Baronin legte ihre Hand auf seine verschränkten Arme.

„Es wäre nicht recht gewesen, Greif," sagte sie leise mit bebender Stimme. „Es hätte so scheinen können, denn ich kannte Dich bis dahin noch nicht so wie jetzt. Du hast alles gethan, was ein Mann thun konnte, mehr vielleicht als irgend ein anderer gethan hätte. Ich that Dir nicht unrecht mit dem was ich fühlte, oder Dir sagen wollte, jetzt aber könnte ich es nimmermehr sagen. Nimm Hilda, und nenne Dich, wie Du willst, denn Du bist ihrer würdig und keiner von euch Beiden wird es je bereuen."

Greif sah sie einen Augenblick an, dann kniete er neben ihr nieder und küßte ihr die Hände.

„Du wirst es thun", sagte sie mit Thränen in den Augen.

„Ich kann nicht", antwortete er mit herzbrechendem Ton. Dann stand er auf, stützte sich an's Kamin und lehnte den Kopf gegen das Holzschnitzwerk.

Er konnte nicht fühlen wie sie, und ein so plötzlicher

Umschlag, wie er in ihrem Herzen vorgegangen, war wider seine Natur. Er erkannte ihre Großmuth an, allein in der Sachlage wurde dadurch nichts geändert, ausgenommen in so fern, als er die innigste Dankbarkeit gegen sie empfand, für welche er sich so einen Grund, wie ihm die Baronin eben gegeben, niemals hatte träumen lassen. Die Furcht, ein Unrecht gegen Hilda zu begehen, nahm noch immer die erste Stelle in seiner Seele ein. Er hatte gesagt, daß er sie selbst mit der Zustimmung ihrer Mutter nicht heirathen könnte, und was er bei der unerwarteten Gewährung dieser Znstimmung empfand, gab den Maßstab für seine Aufrichtigkeit ab.

„Nichts wird mir erspart," sagte er kaum hörbar, „nicht einmal Deine Großmuth!"

Seine Handlungsweise mußte ganz von seinem freien Willen abhängen, und er wußte, es wäre ihm leichter geworden, seiner Liebe zu entsagen, wenn Hilda's Mutter ihn durch ihren Widerstand dabei geholfen hätte. Da saß sie vor ihm und bot ihm, was er nicht nehmen durfte, gewährte ihm, wonach seine ganze Seele verlangte und was einzig und allein seine Ehre ihm anzunehmen verwehrte. Ihre sanfte Stimme klang wie der Lockruf der Versuchung.

„Sage das nicht, Greif," sagte sie. „Bedenke, daß Du vollkommen unschuldig bist, und daß Hilda Dich von ganzem Herzen und von ganzer Seele liebt. Warum zwingst Du Dich dazu, das zu thun, was sie und mich so unbeschreiblich elend machen wird? Im Grunde — ich stelle mich auf den rein weltlichen Standpunkt — ist es an ihr und an mir, zu entscheiden. Du hast nichts verhehlt; ich weiß alles, und wenn ich sage, daß Dein innerer Werth und Dein Heroismus alles Andere überwiegt, könntest Du Dich dann nicht zufrieden geben? Ueberdies bist Du jung.

Du weißt nicht, wie schnell die Welt vergißt. Wer wird nach zwanzig Jahren noch an die Schreckensthaten dieser Nacht denken? Sie sind nicht einmal in einer Stadt begangen worden; die Thäter hatten kaum wenige Bekannte, vermuthlich keine Freunde. Du selbst bist noch nicht alt genug, um einen großen Bekanntenkreis zu haben, und ihr könnt hier leben, bis eure Kinder heranwachsen. Mir scheint, ich hatte unrecht, auch nur daran zu denken, euch Beide zu trennen, durchaus unrecht, und ich müßte Dich um meiner Absicht willen um Verzeihung bitten."

Also sprach sie für die Sache seines Herzens und führte zahlreiche und triftige Gründe an, weshalb er nachgeben sollte, während er dastand und mit sich rang, und wünschte, er könnte seine Ohren gegen ihre Ueberredungen verstopfen. In ihm war das Gefühl des Grauens stärker als in ihr, und sie konnte nicht seine Furcht davor begreifen, Hilda mit in den Fluch hineinzuziehen, der auf sein Haus gefallen war.

„Ich kann es nicht", sagte er bestimmt, als sie ausgeredet hatte.

Sie stand auf und trat an ihn heran.

„Bedenke es, Greif," versetzte sie. „Du darfst ihr um eines Ehrenskrupels willen nicht das Herz brechen."

Dann ging sie leise hinaus und wunderte sich über sich selbst, war aber überzeugt, das Beste gethan zu haben.

Greifenstein.

Eine Geschichte

in

Zwei Bänden

von

F. Marion Crawford.

Autorisirte Uebersetzung

von

Th. Höpfner.

Zweiter Band.

Berlin.
Druck und Verlag von Georg Reimer.
1893.

Erstes Kapitel.

Frau von Siegmundskron war zu gewissenhaft, um sich nach dem Vorgefallenen nicht einer strengen Selbstprüfung zu unterwerfen. Sie wußte wohl, daß sie gütig und großmüthig, wenn auch nicht weise gehandelt hatte, und glaubte, daß in manchen Fällen Güte besser wäre als Weltklugheit. Einerlei war ihr in Greif's Worten besonders aufgefallen. Er nahm es als Gewißheit an, daß der alte Greifenstein Clara getödtet hätte, während die Baronin geneigt gewesen war, das Verbrechen Rieseneck allein zuzuschreiben. Zuerst begriff sie nicht, wie Greif geneigt sein konnte zu glauben, daß sein Vater diese Unthat begangen habe; als sie sich aber die ganze Sache überlegte, fiel es ihr ein, daß sie nach den vorliegenden Beweisen keinen Grund hatte, den einen für schuldlos zu halten und den andern nicht, sondern daß sie nur um Greif's willen wünschte, sein Vater möchte schuldlos sein. Die gute Dame war sehr bestürzt, als sie einsah, daß ihr Wunsch im Stande gewesen war, ihr selbst unbewußt, ihr Urtheil zu beeinflussen, sie war aber mehr und mehr zufrieden mit allem, was sie Greif auf seine Reden entgegnet hatte. Es war ihr jetzt ganz klar, daß Greif für Hilda's Glück unentbehrlich, und daß er des Mädchens würdig sei.

In der bösen Welt, welche den Schwarzwald von allen Seiten umgab, mochte es wohl Leute geben, welche boshaft genug gewesen wären, um anzunehmen, Greif wünschte wirklich von seiner Verlobung mit Hilda loszukommen. Wäre er minder aufgeregt gewesen, so hätte er sich besonnen, ehe er also gesprochen, aus Furcht, daß ihm ein solcher Beweggrund zugeschrieben werden könnte. Er würde mit mehr Besonnenheit und weniger Heftigkeit gehandelt und gesprochen haben, wenn auch mit derselben inneren Ueberzeugung, und es ist durchaus nicht unmöglich, daß in solchem Falle Frau von Siegmundkron's erster Entschluß unverändert geblieben wäre, und daß sie Greif's Vorschlag, die Verlobung aufzuheben, mit Sanftmuth zugestimmt hätte. Allein es war kein Arg in der Baronin und in Greif nur sehr wenig. Er hatte sich bei seinem Reden durch die Aufrichtigkeit seiner Empfindungen um so leichter hinreißen lassen, als sein ganzes Wesen vom Schmerz gebrochen war, und Hilda's Mutter hatte in ihm nur den Helden gesehen, der bereit war, für die Geliebte alles aufzuopfern, und nach Frauen Art hatte sie sich unwiderstehlich dazu getrieben gefühlt, ihn auf der Stelle durch großmüthige Aufopferung der Ueberzeugungen zu belohnen, welche seine wahre oder scheinbare Beredsamkeit bereits zerstört hatte. In ihrer Harmlosigkeit fiel es ihr gar nicht ein, daß Greif's Stellung verändert, daß er mit einem Male sein eigener Herr war, im Besitz eines großen Vermögens und vielleicht von Neigungen, die er bei Lebzeiten seines Vaters verhehlt hatte. Wenn die besagte böse Welt die Verhältnisse gekannt hätte, würde sie wahrscheinlich die Sache von dieser Seite betrachtet haben. Allein jener Theil der Menschheit, zu dem so viele unsrer Bekannten gehören, in den wir selbst aber niemals mit inbe-

griffen sind, war weit entfernt von Greifenstein, und die Herrin von Siegmundskron wußte wenig von seiner Denkungsweise. Sie sah, daß Greif es redlich meinte, und suchte nach keiner boshaften Erklärung für seine Absichten. Im Gegentheil, je länger sie über die Unterredung nachdachte, desto mehr bewunderte sie ihn, und sonderbarerweise, desto mehr neigte sie dazu, seiner Meinung die Schuld seines Vaters betreffend beizustimmen.

Sie wollte Rex sprechen und war noch nicht recht entschieden darüber, ob sie abwarten sollte, bis der natürliche Gang der Dinge ihr den gewünschten Aufschluß über seinen Brief brächte. Zu ihrer eigenen Ueberraschung fiel ihr ein, daß ihre Entscheidung über die Heirath von der Schuld oder Unschuld des alten Greifenstein abhängen sollte, worüber sie von Rex Gewißheit zu erlangen hoffte. Augenscheinlich waren ihre geistigen Kräfte erschöpft, und sie entschloß sich endlich zur Ruhe gehen. Indessen war es ihre Pflicht, zuvor noch Rex aufzusuchen, wenn auch nur um sich nach seinem Befinden zu erkundigen. Sonst wollte sie keine Fragen an ihn stellen.

Sie fand ihn noch immer bei der Studirlampe mit Lesen beschäftigt. Auf einem Seitentisch stand ein Theebrett mit ein paar bedeckten Schüsseln. Sein älteres und zäheres Wesen gab sich darin kund, dachte sie, denn er mußte das Essen selbst verlangt haben. Bei ihrem Eintreten stand er höflich auf und reichte ihr einen Stuhl. Seine Art und Weise stand zu Greif's in so scharfem Gegensatze, daß sie sich fragte, ob er wirklich tief ergriffen war oder nicht.

„Ich will mich nicht aufhalten“, sagte sie. „Ich wollte nur sehen, wie es Ihnen geht, und ob ich etwas für sie thun kann.“

„Sie sind sehr gütig. Ich habe alles, dessen ich bedarf, und mehr als das. Haben Sie Greif gesehen?“

„Ja. Er hat geschlafen und ist, wie ich hoffe, außer Gefahr. Zuerst fürchtete ich für seinen Verstand. Er ist jünger als Sie, Herr von — Herr Rex, und vielleicht gefühlvoller.“

„Vielleicht“, versetzte Rex nachdenklich. „Würde er mich wohl sehen mögen?“

„Ohne Zweifel — das heißt, vielleicht ist er müde“ — sagte sie zögernd.

Rexens Augen prüften ihr Gesicht aufmerksam.

„Sie haben eine Unterredung mit ihm gehabt und von diesen gräßlichen Dingen gesprochen“, sagte er im Tone der Ueberzeugung. „Ich habe Ihnen etwas mitzutheilen, Frau von Siegmundskron. Es wird nicht lange dauern.“

Die Baronin sah ihn fragend an. „Was ist es?“

„Sie gaben mir heute Morgen einen Brief. Ich will Ihnen offen sagen, daß Sie ihn den Gerichtsbeamten hätten übergeben sollen, denn in solchen Fällen hat das Gericht ein Recht auf alle Briefe des Verstorbenen und kann dieselben sogar auf der Post mit Beschlag belegen lassen.“

„Das wußte ich nicht“, sagte sie bestürzt.

„Ich wußte es; da mich aber Niemand nach dem Briefe fragte, brachte ich ihn nicht zum Vorschein. Ich kann Ihnen nicht alles sagen, was er enthält, eben so wenig werde ich es Greif mittheilen. Allein so viel will ich Ihnen sagen: mein Vater traf gestern Abend hier ein und fast unmittelbar darauf tödtete er mit Herrn von Greifenstein zusammen die Frau von Greifenstein; dann nahmen sich Beide das Leben.“

„Ist kein Zweifel möglich?" fragte die Baronin ängstlich. Sie erbleichte bei dem Gedanken an den Vorgang, an den seine Worte mahnten.

„Das letzte Bekenntniß eines Mannes, der im Begriffe ist zu sterben, pflegt glaubwürdig zu sein", bemerkte Rex trocken.

„Natürlich — selbstverständlich." Sie hätte gern gewußt, was für Mittheilungen der Brief sonst noch enthielt.

„Sicherlich, und Sie können sich auf die Wahrheit dessen, was ich Ihnen mittheile, fest verlassen. Mein armer Vater hatte keinen Grund mich zu täuschen, noch war er der Mann dazu, überhaupt Jemanden zu täuschen. In seiner Jugend war er ein Fanatiker und Enthusiast, und wenn sein Fanatismus ihn zu weit führte, hat er das mit vierzigjähriger Verbannung abgebüßt."

„Aber was konnte ihn — oder Greifenstein dazu bewegen" —

„Gnädige Frau", sagte Rex höflich aber entschieden. „Ich bedaure, daß es außer meiner Macht steht, Ihre Frage zu beantworten. Es ist anzunehmen, daß zwei solche Männer für ihre Handlungsweise einen Grund hatten, der ihnen ausreichend erschien."

„Verzeihen Sie!" rief die Baronin. „Ich wollte Sie nicht ausfragen. Ich danke Ihnen, daß sie mir so viel gesagt haben. Soll ich es Greif sagen? Mich dünkt, — ich weiß vielmehr, daß seine Ansicht mit Ihrer Aussage übereinstimmt."

„Dann sagen Sie ihm lieber nichts. Ich kann ihm den Brief nicht zeigen, und wenn er etwas vom Vorhandensein desselben wüßte, könnte er mir natürlich Vorwürfe über Mangel an Vertrauen machen. Es würde mir schmerzlich sein, in eine solche Lage zu kommen und zu solcher Zeit!"

Einige Augenblicke schwiegen Beide. Die Baronin suchte eine andere Frage in Worte zu fassen, die sie an ihn stellen mußte.

„Herr Rex", sagte sie endlich, „es ist nöthig, daß der letzte Act dieser Tragödie morgen vollzogen wird. Sie haben eine Stimme in der Angelegenheit" — sie hielt inne.

„Was Sie auch thun, es wird wohlgethan sein", antwortete Rex. Er schien sich die Frage rasch zu überlegen. „Wenn Sie etwas dagegen haben, daß er hier ruhe", sagte er dann, „so will ich ihn fortbringen. Lassen Sie sich durch keine zarte Rücksicht an völliger Offenheit verhindern."

„Wir wollen sie neben einander ruhen lassen", erwiederte Frau von Siegmundskron. „Es wird Greif's Wunsch sein. Sie sind sehr rücksichtsvoll, Herr Rex, allein Sie müssen nicht glauben, daß solch ein unfreundliches Gefühl jetzt noch ferner vorhanden sein kann. Obgleich keine eigentlichen Bande des Blutes zwischen uns bestehen, gehören Sie doch zu uns. Sie und Greif sollten wie Brüder sein."

Ein plötzlicher Glanz leuchtete in Rexens undurchdringlichen Augen auf.

„Ich will ihm ein Bruder sein, wenn er es zuläßt", sagte er mit Festigkeit. „Ich danke Ihnen von Herzen für das, was Sie gethan und gesagt haben."

Frau von Siegmundskron wünschte ihm Gute Nacht und ging. Sie war eine Frau und ihre Neugier war stark, ihre Gewissenhaftigkeit aber noch stärker. Sie wußte, daß sie einem undurchdringlichem Geheimniß gegenüber stand, und daß Rex selbst eine etwas geheimnißvolle Persönlichkeit war. Seine Augen verfolgten und beunruhigten sie, und doch konnte sie nicht leugnen, daß sie sich zu ihm hin-

zogen fühlte. Seine ruhige Würde gefiel ihr eben so wohl wie der Ton seiner Stimme. Ihr gefiel sein Gesicht und der Ausdruck desselben, und ihr tief eingewurzeltes Standesvorurtheil war befriedigt, denn sie erkannte in ihm einen Mann, der durchaus zu ihrer Klasse gehörte. Es war überdies in seiner ganzen Haltung etwas Männliches, das nicht verfehlen konnte, auf eine ächt weibliche Frau, gleichviel welchen Alters, einen Eindruck zu machen. Aber seine Augen verfolgten sie und schienen sie aus den dunkelen Ecken ihres Zimmers anzustarren. Sie war zu erschöpft, um lange dem überwältigenden Bedürfniß nach Schlaf zu widerstehen, und zu müde, um zu träumen, oder wenigstens um sich ihrer Träume bewußt zu sein.

Der folgende Morgen brachte die letzte Prüfung für ihre Seelenstärke, und alle, die sie sahen, wunderten sich, wie die zarte blasse Frau mit schon ergrautem Haar so ausdauernde Energie, Umsicht und Festigkeit bewies. Sie hatte aber ein schweres Leben, schwerer als irgend Jemand ahnte, und hätte noch mehr ertragen können, als ihr auferlegt wurde, ohne sich davor zu scheuen oder unter ihrer Last zusammenzusinken. Trotz des Schneees und des eiskalten Windes ging sie zu Fuß im Trauerzuge und stützte sich nur leicht auf Greif's Arm; eigentlich hatte sie dabei das Gefühl, daß sie ihm eher eine Stütze war, als eine solche an ihm fand. Es war fast ein Kilometer vom Schloß bis zum Begräbnißplatz der Greifensteins tief im Walde, und an vielen Stellen war der Weg schlecht, obschon man versucht hatte, ihn freizulegen, und die Tritte derer, welche die Todten trugen, den Lebenden, welche ihnen folgten, den Pfad bahnten.

Endlich war alles vorüber. Ein kurzes Gebet war gesprochen. Der große Stein, grün von hundertjährigem

Schimmel, ward von zwanzig starken Armen emporgehoben und wieder an seine Stelle über der gähnenden Gruft, zu der Stufen hinabführten, herabgelassen; die schweren Thüren des Mausoleums drehten sich langsam in ihren Angeln, das große rostige Schloß wurde zugeschlossen und der riesige Schlüssel feierlich in die Hände des neuen Herrn von Greifenstein gelegt. Langsamen Schrittes, paarweise, gingen alle im dunkeln Schatten der Bäume zurück, während der eisige Wind sie zwischen den Riesenbäumen anblies und heulte, und der Schnee unter ihren Füßen knirschte. Paarweise schritten sie wieder durch das niedrige Thor des Schlosses, bis die eisenbeschlagenen eichenen Thorflügel hinter dem letzten Paar donnernd zuschlugen und in dem tiefen Thorweg schallenden Wiederhall erweckten.

Eine Stunde später saßen Greif und Rex in düsterm Schweigen vor dem lodernden Feuer in Greif's Zimmer, der wohlthuenden Wärme sich kaum bewußt; von Zeit zu Zeit sahen sie sich an ohne zu sprechen, jeder von ihnen war ganz von seinem Schmerz oder von seinen eigenen Gedanken hingenommen. So vergingen mehrere Stunden, bis Greif endlich das Schweigen brach.

„Ich will morgen nach Siegmundskron reiten", sagte er, „und dann wollen wir abreisen".

Rex sah ihn an, nickte ernsthaft und gab keine Antwort.

„Wir müssen zusammen reisen, Rex", sagte Greif nach einer langen Pause. „Willst Du mitkommen?"

„Ich will mit Dir kommen, wohin Du willst. Wenn wir uns trennen, wird es nicht an mir liegen."

„Ich danke Dir."

Die großen Holzblöcke loderten und prasselten, helle

Flammen züngelten empor und Garben von Funken sprühten knisternd auf im hohen Kamin, die rothe Gluth bildete einen seltsamen Gegensatz zu dem kalten fahlen Licht des Winternachmittags draußen. Der Anblick des Feuers und sein Geknister ersetzte das Gespräch und unterbrach die Stille.

„Rex, wußtest Du, daß im nächsten Monat meine Hochzeit sein sollte?" Greif stellte diese Frage plötzlich, als ob er zu einem unerwarteten Entschluß gekommen wäre.

„Ich hielt es für wahrscheinlich, daß Du bald heirathen würdest", versetzte Rex.

„Im Januar sollte ich meine Cousine Hilda heirathen. Wie scheint das jetzt so fern!"

„Die Tochter von Frau von Siegmundskron?"

„Ja; wir sind seit Jahren verlobt."

„Und nun willst Du nach Siegmundskron, um sie wiederzusehen — und ihr zu sagen" —

„Daß alles vorbei ist", vollendete Greif den Satz.

Rex stemmte die Ellbogen auf die Kniee, beugte sich vor und starrte ins Feuer. Er wußte, ohne weitere Erklärung, was Greif meinte, und begriff, wie viel mehr als je zuvor er des Trostes bedürfen würde. Allein sein rascher und scharfsichtiger Verstand nahm die Auflösung der Verlobung nicht als eine Nothwendigkeit an. Er billigte Greif's Absicht, so zu handeln, und bewunderte seinen Muth, gleichzeitig aber sah er die völlige Vereinsamung und Trostlosigkeit seines ferneren Lebens voraus, wenn er auf seinem Vorsatz bestände. Indessen schwieg er.

„Du siehst ein, daß ich nicht anders kann", sagte Greif endlich. Noch immer erwiederte Rex nichts, sondern starrte unverwandt in die Flammen, obwohl sein Vetter ihn ansah.

„Würdest Du an meiner Stelle", fuhr Greif fort, „den Muth haben, einen Namen wie den meinigen einem unschuldigen Mädchen anzutragen?"

„Du bist eben so schuldlos wie sie", bemerkte Rex.

„Persönlich ja, doch davon ist nicht die Rede. Würdest Du sie in dieses Haus führen, um hier zu wohnen und theilzuhaben an all dem Elend, das über mich und die Meinen gekommen ist?"

„Du kannst leben, wo Du willst", sagte Rex, „und kannst überdies durch ein höchst einfaches gesetzliches Verfahren einen andern Namen annehmen. Lege Deinen jetzigen Namen ab und ziehe an einen andern Ort; dann bist Du einfach Greif und sie ist einfach Hilda. Es könnte keine Rede davon sein, daß ihr ein Unrecht geschähe. Namen sind im besten Falle thörichte Unterscheidungsmittel, und wenn etwas daran nicht richtig ist, thut man am besten, sie schleunig los zu werden. Meinst Du, ich würde mich nicht als einfacher Herr Rex verheirathen, obschon ich in Wirklichkeit der hochwohlgeborne Horst von Rieseneck bin? Ich brauche bloß einen gesetzlichen Antrag zu stellen, die Kosten zu bezahlen, und die Sache ist gemacht."

„Aeußerlich allerdings. Allein die Thatsache bleibt. Du bist Rieseneck, und ich bin Greifenstein, unser ganzes Leben lang, und wenn wir uns verheirathen, werden unsere Nachkommen Riesenecks und Greifensteins sein. Ich möchte keine Frau mit solchem Fluche belasten, am wenigsten eine, die ich liebe!"

„Fluch ist ein rein conventioneller Ausdruck", erwiederte Rex. „Die Wirklichkeit bist Du, ist Deine Liebe und ihre Liebe, gleichviel ob Du der Kaiser bist oder Herr Schmidt. Wenigstens ist das alles, was für euch Beide bei eurer Ehe wirklich in Betracht kommen kann. Ich sage

damit nicht, daß Dein Name oder der meine uns nicht Nachtheile bringen könnte, wenn wir ehrgeizig wären oder danach strebten, Staatsmänner oder Offiziere zu werden. Aber ich behaupte, daß kein vernünftiger Mensch Dich oder mich tadeln wird, wenn wir uns glücklich verheirathen können, lediglich darum, weil unsre Väter zu ihrer Zeit Böses gethan."

Greif hörte aufmerksam zu, aber er schüttelte den Kopf. „Es ist sonderbar, daß Du über diesen Punkt anders denkst wie ich", entgegnete er. „Wir sind doch über die meisten Dinge einer Ansicht. Allein Du brauchst Dich nicht zu bemühen, mich wider meine Ueberzeugung zu überreden. Ich gebe nicht nach."

„Möchtest Du meinen Rath in Bezug auf eine minder wichtige Sache annehmen?"

„Wenn ich kann."

„Dann höre mich an. Uebereile Dich nicht! Du mußt Fräulein von Siegmundskron morgen sprechen. Nimm nicht für immer Abschied von ihr! Du könntest es Dein Leben lang bereuen."

„Was wäre meine Reue im Vergleich zu ihrer, wenn es ihr mit der Zeit klar würde, welch Unrecht sie gethan, indem sie meinen Namen annahm?"

„Hat sie männliche Verwandte am Leben?" fragte Rex. „Giebt es noch einen andern Zweig der Familie?"

„Nein, wenn sie Verwandte hätte, würden sie niemals die Heirath zulassen, selbst wenn ich dazu willens wäre."

„Ich frage nicht aus diesem Grunde. Wenn sie allein dasteht, nimm ihren Namen an! Nenne Dich Greif von Siegmundskron und pflanze ein altes Geschlecht fort, ohne das Deine aussterben zu lassen!"

Greif schwieg. Es war ihm nicht eingefallen, daß

solch ein Ausweg möglich wäre, aber er sah mit einem Blick, daß Rex einen kräftigen Schlag gegen seinen Entschluß geführt hatte. Als Greifenstein Hilda zu heirathen, war rein unmöglich, einen gewöhnlichen, bedeutungslosen Namen anzunehmen, wäre wie eine Beleidigung für sie gewesen, aber der Vorschlag von Rex war sehr verlockend. Er wußte, wie tief Hilda und ihre Mutter das Erlöschen ihrer Familie beklagten, und wie freudig sie einen solchen Vorschlag aufnehmen würden. Mit einem Federstrich konnte seine Zukunft von dem Namen Greifenstein und den daran haftenden Erinnerungen losgelöst werden, und etwas Anderes würde an die Stelle treten, ein Name, dem er Ehre machen konnte, ein Heim, an das sich neue Erinnerungen knüpfen ließen, — vor allen Dingen die Liebe, der Stolz, das Glück Hilda's selbst. Er fühlte, daß sein Entschluß erschüttert war, und machte noch eine Anstrengung zu widerstehen, ohne recht zu wissen, weshalb, da sich die Aussicht auf die Zukunft so plötzlich erhellt hatte. Rex sah mit einem Blick, daß er einen tiefen Eindruck auf seinen Vetter gemacht hatte, und ließ das angewandte Mittel ruhig fortwirken. Er kannte die menschliche Natur zu gut, um zu befürchten, daß Greif je wieder seine Augen gegen die einmal eröffnete Aussicht verschließen könnte. Es mußte erst einige Zeit vergehen, um die frische Wunde zu heilen. Jeder Monat würde ihm das schreckliche Ereigniß ferner rücken und die Hoffnung auf künftiges Glück seiner Seele näher bringen. Das Uebrige lag in Rexens Herzen begraben, und keine Macht der Welt sollte ihm je das Geheimniß von der Geburt seines Bruders entreißen. Ob mit Recht oder Unrecht, er gelobte zu schweigen. Er wußte nicht, wem das große Vermögen der Greifensteins zufallen würde, wenn er der Welt kund thäte, daß Greif

eine Waise ohne Namen wäre und auf den Reichthum seines Vaters eben so wenig Anspruch hätte wie Rex selbst. Es kam ihm seltsam vor, daß er Greif das Mittel an die Hand gab, einen Namen abzulegen, der ihm von Rechtswegen nie gebührt hatte und muthmaßlich einem Andern zukäme, der ihn gern annehmen würde, trotz all der Beziehungen, welche sich daran knüpften.

Rex saß schweigend da und dachte über die endlosen Verwicklungen der Verhältnisse nach; er fragte sich, was wohl geschehen wäre, wenn der Brief dem Gericht in die Hände gefallen, und was dann wohl aus Greif geworden wäre. Er hätte ohne einen Heller dagestanden. Nicht einmal das Erbtheil seiner Mutter, wenn ein solches vorhanden war, wäre auf ihn gekommen, denn Rex hätte es für sich beanspruchen können. Er betrachtete das schöne Gesicht seines Vetters und versuchte sich den Ausdruck desselben vorzustellen, wenn alles dem Gesetze gemäß zugegangen wäre, und Greif nur empfangen hätte, was ihm zustand. Es war für Rex ein ganz eigenthümliches Gefühl, durch sein bloßes Schweigen einem Andern so viel zu bewahren. Er wußte nicht, ob er nicht als an einem Betrug betheiligt angesehen werden könnte, wenn je die Sache vor Gericht käme, obgleich er im ganzen Verlauf derselben kein unwahres Wort gesprochen hatte. Wahrlich, Schweigen ist Gold! Für Greif war Rexens Schweigen beinahe gleichbedeutend mit dem Leben selbst! Ein Wort konnte ihm alles nehmen, Schloß Greifenstein, seinen Namen, alles und jedes, selbst das Geringste, was er besaß, eben so gut wie die großen Güter und das bedeutende Vermögen. Er würde alles dessen verlustig gehen, wem aber würde es zu gute kommen? Rex wußte es nicht. Vielleicht war der rechtmäßige Erbe von Greifenstein ein

armer Infanterieoffizier in einer kleinen Garnisonsstadt, der aus einem schmalen Erbtheil Zuschuß zu seinem Solde erhielt, eben so blutarm, wie makellos ehrenhaft. Möglicherweise war es der Angehörige einer großen und vornehmen Familie, in dessen volle Hände alles fallen würde, wenn die Wahrheit an den Tag käme. Möglicherweise — Rex hielt an in seinem Gedankengange und staunte, daß ihm das nicht früher eingefallen war — möglicherweise waren Frau von Siegmundskron und ihre Tochter die einzigen überlebenden Verwandten. Das schien ihm sogar höchst wahrscheinlich, und wenn es so wäre und wenn Rex schwiege und Greif darauf beharrte, Hilda nicht zu heirathen, ja dann enthielte er, Rex, der sanften Frau, die fast wie eine Heilige war, ihre Rechte vor. Die aus diesem Gedanken entstehende neue Verwirrung war so groß, daß selbst Rexens zähes Gehirn dadurch gestört wurde. Sein Gefühl sagte ihm, daß die Siegmundskrons arm wären, vielleicht gar Mangel litten. Wenn er nichts sagte, wenn Greif auf seinem Entschluß beharrte, wenn Greif in spätern Jahren, was höchst wahrscheinlich war, eine Andre heirathete, was für Leiden und Entbehrungen würde dann der Mensch, welcher dies zugelassen, zu verantworten haben! Und doch, was würde daraus werden, wenn er jenen Brief aus seinem Taschenbuch nähme und Greif reichte, während sie so neben einander in dem stillen Zimmer am Kamin saßen. Er hatte den Brief verbrennen wollen. Es wäre ein Leichtes, ihn jetzt vor Greif's Augen ins Feuer zu werfen. Allein wenn all' die Dinge geschähen, an die er gedacht hatte, was für ein Beweis bliebe dann dafür, daß die Baronin und ihre Tochter ein Recht auf das Vermögen hatten, was ihnen eigentlich schon jetzt gehörte? Wenn je der Zeitpunkt käme, würde Greif an ein gesprochenes

Wort nicht glauben. Wäre es am Ende nicht doch am Besten gewesen, den Brief den Gerichtsbeamten zu übergeben und sie um Verschwiegenheit zu bitten? Nein, denn all' das konnte den Betheiligten erspart bleiben, wenn nur Greif Hilda heirathete. Ehe ihm klar geworden, was auf dem Spiele stand, hatte Rex sich damit begnügt, Greif seinen Vorschlag zu machen, in der Zuversicht, daß derselbe mit der Zeit den gewünschten Erfolg haben würde. Jetzt indessen schien ihm das durchaus nicht mehr der Wichtigkeit des Falles zu entsprechen. Greif mußte Hilda heirathen, und der Brief durfte nicht vernichtet werden, denn derselbe konnte sich eventuell als ein wirksames Mittel erweisen, um den Gang der Ereignisse zu beschleunigen oder zu entscheiden. Waren übrigens die Siegmundskrons wirklich die einzigen Verwandten?

Der Gedanke, daß sie die einzig berechtigten Erben sein müßten, hatte sich seiner so ganz und gar bemächtigt, daß der plötzlich aufsteigende Zweifel daran Rex ganz wild machte. Indessen konnte er ja von Greif selbst darüber Gewißheit erlangen, ohne seinen Argwohn zu erregen. Es war im Hinblick auf das voraufgegangene Gespräch sogar natürlich, daß Rex die Frage stellte.

„Hast Du keine andern Verwandten außer den Siegmundskrons, Greif?“ fragte er.

„Keinen außer Dir.“

„Ich zähle nicht mit, da die Verwandtschaft in der weiblichen Linie ist“, sagte Rex ruhig. „Ich meine im Falle deines Todes würden die Siegmundskrons die Erben von Greifenstein sein, außer wenn Du Dich verheirathetest und Kinder hättest, nicht wahr?“

„Ja, sie würden wohl die Erben sein. Ich hatte nicht daran gedacht.“

„Mir scheint das ein Grund mehr zu Gunsten meines Vorschlags.“

Greif antwortete nicht sogleich, er fühlte, wie sehr Rexens Worte ins Gewicht fielen, obschon er deren ganze Tragweite nicht verstand.

„Ich kann mich jetzt nicht auf Erörterungen einlassen“, sagte er endlich, als ob er wünschte, in Ruhe gelassen zu werden.

Rex war zu verständig, um das übel zu nehmen, denn er sah, daß Greif's Weigerung, ferner über die Sache zu reden, eher die Folge seiner Neigung zum Nachgeben, als einer Verhärtung in seinem Entschlusse war. Für den Augenblick kam es Rex nur darauf an, daß die Verlobung nicht sofort plötzlich gelöst würde. Er kannte Hilda's Character nicht, und das war die unbekannte Größe bei seinen Berechnungen. Wenn sie Greif aufrichtig liebte, würde sie sich sicherlich nicht leicht von ihm lossagen, noch zulassen, daß er sich zum Opfer brächte, ohne einen verzweifelten Versuch zu machen, ihn festzuhalten. Andrerseits konnte Rex ja nicht wissen, ob Hilda nicht ein thöricht sentimentales, empfindliches Wesen wäre, welches das erste Wort von Trennung, das er ausspräche, übelnehmen und sich durch Greif's heldenmüthigen Entschluß beleidigt fühlen könnte. Sie mochte eine argwöhnische Natur sein und in einem Anfall von Eifersucht sich einbilden, daß Greif eine Andre liebte und sie loswerden möchte. In seiner Weltklugheit hielt Rex es für unwahrscheinlich, daß Hilda sich als aufrichtig, treu und liebevoll herausstellen würde, während ihr eigenes Interesse erheischte, daß sie diese Eigenschaften besäße. Endlich sagte sich Rex, daß Hilda ganz gut ein selbstsüchtiges, verstocktes und verschlagenes Mädchen sein könnte, die mit Greif umzuspringen verstünde, als ob er

ein Kind wäre. Beinahe wünschte er, daß sie genug List der Welt in sich haben möchte, um Greif sowohl um seines Vermögens als um seiner Liebe willen festzuhalten, — alles Andere lieber, als daß die Heirath nicht zu Stande käme.

Wenn das Unglück einträte, wenn durch Greif's ungestümes Verlangen, den Anforderungen der Ehre bis aufs Aeußerste gerecht zu werden, oder durch Hilda von Siegmundskron's etwaigen Mangel an Liebe oder an Vernunft die Beiden dauernd getrennt werden sollten, gestand sich Rex, daß er nicht aus noch ein wissen würde. Er würde sich alsdann in keiner beneidenswerthen Lage befinden, denn dann wäre er zweifellos an einem Betruge betheiligt, durch welchen den Siegmundskrons ihr Vermögen vorenthalten würde. Die moralische Frage war für sein Gewissen äußerst schwer zu entscheiden. Seine Natur sowohl wie seine Erziehung trieb ihn dazu, stets die Wahrheit um ihrer selbst willen zu sprechen, ohne Rücksicht auf die Folgen; allein hier erhob sich die Frage, ob er verpflichtet war zu sagen, was er wußte, ohne daß ihn Jemand danach fragte. Wenn die Folgen so furchtbar werden konnten, und wenn das letzte Ergebniß derselben der vollständige Ruin seines Bruders sein mußte, hielt er sein Schweigen für gerechtfertigt, vorausgesetzt daß diejenigen, welche aus der Enthüllung des von ihm bewahrten Geheimnisses gesetzmäßig Nutzen ziehen müßten, alle der Vortheile theilhaft würden, zu denen sie berechtigt waren. Ihm schien es ein Fall zu sein, bei dem sein Gewissen auf Wahrscheinlichkeiten rechnen mußte. Käme es zu einem guten Ausgange, so könnte er sich dazu gratuliren, so viel Glück zu Wege gebracht zu haben; verlöre er das Spiel, so müßte er die Demüthigung ertragen, beiden Theilen die Wahr-

heit mitzutheilen. Es wäre viel leichter gewesen, hätte es ihm obgelegen, Greif zu bewegen, um eines guten Zweckes willen, der ihm nicht klar wurde, ein scheinbares Opfer zu bringen. Der edle Sinn des jungen Mannes ließ sich leichter zu ritterlicher Selbstverleugnung bewegen, als zu einem Ziele hin, bei dem sein persönlicher Vortheil ins Spiel kam. Greif würde immer, fast ohne Ausnahme, lieber geben als empfangen. Die gegenwärtige Schwierigkeit lag darin, ihn dahin zu bringen, Hilda zu nehmen, um ihr unbewußt zu geben, was das Ihre war.

Zuerst hatte Rex nur an Greif's Glück gedacht, jetzt mußte er vor allen Dingen an Hilda's Vermögen denken. Er kannte Greif genügend, um überzeugt zu sein, daß er, falls die Verlobung aufgehoben würde, den Siegmundskrons, wenn sie wirklich arm wären, einen beträchtlichen Theil seines Vermögens abtreten würde. Das war aber nicht genug. Entweder mußte Hilda durch ihre Verbindung mit Greif alles bekommen, was ihr zustand, oder Rex mußte die Geschichte erzählen und die Katastrophe beschleunigen. Die einzige Bedingung, unter welcher er verheimlichen konnte, was er wußte, war, daß seine Verschwiegenheit allen, außer ihm selbst, zum Vortheil gereichte. Konnte das nicht erreicht werden, so mußte, trotz der Folgen, Gerechtigkeit geschehen.

Obgleich Rex deutschem Blute entstammte, war doch sein Character durch seine Erziehung in gewisser Weise modifizirt worden. Seine Denkungsart unterschied sich von Greif's in einem Maße, welches sich nicht bloß durch die Verschiedenheit ihrer Natur erklären ließ. Obschon Rex tapfer, männlich und recht edelmüthig war, hatte er doch eine unleugbare Neigung dazu, seine Zwecke auf verstohlene und diplomatische Weise zu erreichen, eine mehr

für den Südländer als den Nordländer characteristische Eigenthümlichkeit, und sicherlich keine deutsche.

Er konnte jede Rolle, die es ihm zu spielen beliebte, gut durchführen, und es gereicht ihm wenigstens zur Ehre, daß er seine hervorragende Begabung, etwas zu verhehlen, nie zu schlechten Zwecken mißbrauchte. Greif würde an seiner Stelle alles gesagt, und dann alles, was er besaß, dargeboten haben, um das Unheil wieder gutzumachen, was die Wahrheit angerichtet; er hätte in einem solchen Falle das, was er wußte, auch nicht eine Woche geheim halten können, denn seine unwiderstehliche Wahrheitsliebe hätte ihn gequält, bis es heraus gewesen; wenn es sich aber nicht darum gehandelt hätte, Gerechtigkeit zu üben, hätte er eben so gut schweigen können wie jeder Andre. Rex war weitblickend und scharfsichtig. Sein skeptischer Geist konnte nicht die herkömmlichen Ansichten von Wahrhaftigkeit um jeden Preis, noch übertriebenes Ehrgefühl gelten lassen. Für ihn war es eine Nothwendigkeit, die Folgen zu erwägen, ehe er handelte, anstatt bloß sittlichen Vorschriften zu gehorchen und die Folgen sich selbst zu überlassen. Ihm war das gute Ende alles, und religiöse Moralität war ihm eine leere Seifenblase, wenn sie nicht direct und deutlich zu einem guten Ergebniß beitragen konnte. Für Greif's einfachere und geradere Natur hatte die Wahrhaftigkeit und alle damit zusammenhängenden Tugenden die hohe Wichtigkeit, welche die Religion jeder einzelnen Handlung dieses Lebens verleiht, und was die Zukunft betrifft, so stand bei ihm ein halb bewußter Glaube an die Wirksamkeit des Princips an Stelle von Rexens geschickt ausgeklügelten Combinationen und philosophischen Erörterungen über relatives Recht und Unrecht.

Zweites Kapitel.

Was Rex gesagt hatte, beschleunigte Greif in seinem Handeln. Nachdem er seines Vetters Auseinandersetzungen angehört hatte, fühlte er, daß er rasch thun müßte, was er thun wollte, damit ihm nicht der Muth dazu fehlte. Wäre er sich selbst überlassen geblieben, so hätte er nie an seiner eigenen Kraft gezweifelt und wahrscheinlich ein paar Tage gewartet, ehe er sich nach Siegmundskron begab, um Hilda Lebewohl zu sagen. Jetzt aber fühlte er, daß Aufschub oder Zaudern für ihn verhängnißvoll werden konnte, und entschloß sich bei der Ausführung seines Vorsatzes keine Zeit zu verlieren. Um sich allem Einfluß von außen her völlig zu entziehen, hätte er am liebsten Frau von Siegmundskron allein nach Hause geschickt und wäre ihr einige Stunden später nachgefahren, allein sein Anstandsgefühl, sowie seine innige Dankbarkeit widersprachen einer solchen Absicht. Er konnte die lange Fahrt in ihrer Gesellschaft nicht vermeiden und bemühte sich, sein Herz zu stählen, indem er sich in sein Schicksal ergab. Wenn sie nicht andern Sinnes geworden war, würde sie sicherlich von dem Zweck seines Besuches sprechen und ihm all' die Gründe wiederholen, welche so mächtig zu seinem Herzen sprachen und seinen heldenmüthigen Entschluß so stark erschütterten.

Während der langen Nacht, welche auf den Tag des Leichenbegängnisses folgte, steigerte sich sein Kummer um die bevorstehende Trennung in einem solchem Maße, daß die Vergangenheit minder furchtbar erschien; und der Uebergang von einem Schmerz zum andern gewährte seiner erschöpften Natur eine Erleichterung, deren er sich zwar nicht bewußt, die aber doch thatsächlich vorhanden war. Er

konnte nicht begreifen, wie es ihm möglich gewesen, mit Rex über Dinge zu sprechen, welche so eng mit dem Glück seiner Zukunft zusammenhingen — kaum eine Stunde nachdem die düstern Pforten des Mausoleums sich hinter dem Vater geschlossen hatten, den er so herzlich liebte, und der Mutter, die er so innig betrauerte. Denn er trauerte aufrichtig um sie, trotz seiner früheren Gleichgültigkeit. Noch stand er der Katastrophe zu nahe, um nach einer Erklärung dafür zu suchen, allein in seiner Schmerzensverwirrung traten ihre Worte ihm lebhaft vor die Seele. Er erinnerte sich an den Ausdruck ihres Gesichts, als sie ihn angefleht, sie nicht zu verlassen, was auch kommen möge, und sagte sich, daß sie schon damals ihr Ende vorausgeahnt haben müsse. Er dachte an manche ihrer Eigenthümlichkeiten, die ihm einst so zuwider gewesen waren, die aber jetzt auf ein Geheimniß in ihrem ruhigen Leben hindeuteten, und die, während sie bei ihren Lebzeiten verächtlich erschienen waren, jetzt, nach ihrem Hinscheiden, eine tragische Bedeutung annahmen. Er besann sich sehr genau anf jenen Morgen, wo ihn ein tiefes zärtliches Mitleid für die einsame Frau durchzuckt hatte, und wie sie seine einfachen Worte so plötzlich und leidenschaftlich erwiedert hatte. Er hatte sie nie recht geliebt und vielleicht auch wenig Grund dazu gehabt, allein das Plötzliche und Grauenvolle ihres Todes verstärkte in ihm jede freundliche Erinnerung und verhüllte in dunkelm Schatten alles, was an ihrem Leben des Werthes und der Würde ermangelt hatte.

Für seinen Vater hatte er eine begeisterte Verehrung gehegt, an welche er jetzt nicht zu denken wagte. Und dennoch war er im Stande gewesen, mit Rex, wenn nicht rückhaltslos, doch mit völliger Fassung zu sprechen. Er würde sich Herzlosigkeit vorgeworfen haben, allein während

seine Gedanken bei den Verlorenen weilten, fühlte er, daß diese Selbstanklage unverdient war. Da er nicht verstand, was in seiner Seele vorging, und einer Frage gegenüberstand, bei der es sich für ihn um Tod und Leben zu handeln schien, ist es nicht allzu verwunderlich, daß er darauf beharrte, ein selbst erwähltes Leiden auf sich zu nehmen, welches er halb unbewußt als einen Beweis von Heroismus ansah.

Während er aber sein Bestes that, um sich in seinem Vorsatze zu befestigen, stand ihm eine andre Macht gegenüber, nicht die düstre Gestalt des Bösen, nicht ein trauriges, erbarmungsloses Fatum, nicht etwas, das an sich schrecklich, erhaben oder heroisch war, und doch stärker und wirklicher als all' jene andern Schatten, die sein Leben umschwebten. Er hatte nicht gewußt, daß es in solcher Gestalt bei ihm war, er hatte sich nicht klar gemacht, was es hieße, dem entgegenzutreten, was früher oder später alle Menschen besiegt. Die Liebe zu Hilda, welche seine ganze Jugend verklärt hatte, die aber in ihrer friedlichen Ruhe so sanft und zart erschienen war, daß er sich durch eine kräftige Aufbietung seines starken Willens davon befreien konnte, wenn er wollte, der stille Geist der Ruhe, welcher so lange um ihn gewesen, seine Gedanken reiner, seine Hoffnungen für die Zukunft einfacher gemacht, ihn Tag für Tag ermuthigt hatte, die Liebe unbefleckter Jugend für makellose Jungfräulichkeit stieg vor ihm empor, wie das Morgenroth vor dem Wanderer in fremdem Lande, und ergoß ihr volles Licht bis in die geheimsten Stellen seiner Seele. Eine wundervolle schöne Offenbarung ging ihm auf inmitten seines Kummers, und stellte ihre Pracht und Herrlichkeit dem Dunkel entgegen, in welchem er sich verbergen wollte.

Er stöhnte, als er allein dalag in seinem einsamen

Gemach, und leidenschaftliche Thränen entströmten seinen Augen. Endlich trat ihm das entgegen, was all' seine Entschlüsse besiegen, all' seine verzweifelten Anstrengungen zunichte machen mußte. Der plötzlich aufleuchtende Glanz inmitten seines Kummers war doch nur ein dunkler Schatten im Vergleich zu Hilda's Antlitz. Wenn der bloße Gedanke an sie allen Widerstand unmöglich erscheinen ließ, wie sollte er dann im Stande sein, morgen vor sie zu treten und ihr zu sagen, daß sie sich trennen müßten? Aber es war nicht ein bloßer Gedanke, wie er es nannte. Jahrelang hatte er an sie gedacht, doch nie in dieser Weise; lange hatte sie in seinem Herzen gewohnt, doch noch nie hatte er etwas Aehnliches empfunden. Allerdings hatte er sich bisher ihrer Gegenwart nie widersetzt. Konnte das Vernunft sein? Konnte es sein, daß die Liebe eine Gefährtin wäre für die Schwächsten, wenn sie freundlich gehegt würde, und doch eine Herrin für die Stärksten, wenn sie ihr widerstrebten? Im Stolze seiner Jugend dünkte Greif sich der Stärksten einer, und das Gefühl, so gänzlich überwältigt zu werden, war ihm niederdrückend und demüthigend. Er wollte nicht nachgeben, aber er wußte wohl, daß er im voraus besiegt war und schließlich als Gefangener fortgeführt werden mußte.

Er setzte sich aufrecht hin und versuchte vernünftig mit sich zu reden. Es war aber doch nur eine Täuschung, und zwar eben eine solche Täuschung, wie sie ihn in seiner Absicht bestärken sollte. Wenn Hilda in der That dieses herrliche wunderschöne Wesen war, — und das war sie ja zweifellos, — konnte dann etwas verächtlicher sein, als ihr einen Namen geben, der ihr zur Schmach gereichen mußte, eine Stellung, in welcher ihr reines Leben durch das Gedächtniß scheußlicher Verbrechen zum Theil geschändet werden mußte?

Für den Augenblick mit sich zufrieden, legte er den Kopf aufs Kissen, aber kaum hatte er die Augen geschlossen, als Rexens Vorschlag, ihm durch den Sinn fuhr und Hilda's klare Stimme ihm „Siegmundskron!" ins Ohr zu rufen schien. Der Gedanke, einen andern Namen zu führen, nicht mehr Greifenstein zu sein, der Vater eines neuen Geschlechtes in einem neuen Heim zu werden, trat mit all' seinen Reizen vor ihn. Im Grunde, sagte Rex zu seinem Gewissen, bist Du ganz unschuldig, und es ist nur der Klang des Namens, gegen den Du etwas hast oder den Du für sie fürchtest. Nimm den ihren an, und sei glücklich damit, weil Du unter Deinem eignen Namen elend sein würdest! Im Grunde genommen ist einer so gut wie der andre, und es wäre besser, einfach Herr Rex zu heißen, als das ganze Glück des Lebens um dreier Sylben willen fortzuwerfen, die einen unangenehmen Klang haben. Namen sind Unsinn; der Ruf eines Mannes ist sein Eigen und kann nicht durch die Missethaten seines Vaters vernichtet werden. Die Siegmundkrons wissen alles; an ihnen ist es zu richten und nicht an Dir. Wenn sie Dich als einen der Ihren haben wollen, was hast Du dann für ein Recht, sie durch Deine Vorurtheile unglücklich zu machen?

Greif war zu jung, um mit solchen Schwierigkeiten zu kämpfen, wenn selbst die Liebe wider ihn war. Obgleich Rex wenig sagte, war das Wenige sehr beredt und practisch verständig, wie vieles, was Rex sagte. Greif vergoß bittere Thränen; er knirschte mit den Zähnen und rang die Hände.

„Hilda! Hilda!" rief er laut in seiner Einsamkeit. „Was würdest Du wollen, daß ich thäte, wenn Du alles wüßtest, wenn Du mich kenntest, wenn Du mein Herz kenntest!"

Wenn ein Mann gegen seine Liebe die Geliebte anruft, die ihn ebenfalls liebt, so liegen seine Vorsätze in den letzten Zügen. Hilda antwortete seinem Herzen, ehe die Worte über seine Lippen kamen.

„Liebe mich, Geliebter — das ist alles, was ich verlange!" Es war, als vermischte sich ihre Stimme mit der seinen, die laut in dem einsamen Zimmer erklang, und Greif fuhr empor mit weit geöffneten Augen, ihm stand der Athem still.

Es war die reine Einbildung, ihre Lebhaftigkeit aber bewies ihm die Macht ihrer Wirkung. Er kämpfte tapfer für eine Idee, bestrebte sich, das zu thun, was ihm ritterlich und edel und hochherzig erschien, und ob er auch unterläge, er wollte kämpfen bis ans Ende.

Der kalte klare Morgen stieg über den dunkeln Bäumen empor und drang plötzlich in sein Zimmer, wie der Widerschein von blankem Stahl, ein frostiger Abglanz von Schnee und wolkenlosem Himmel, durch ein Fenster hoch über der Erde mitten im Winter gesehen. Greif erwachte aus dem ruhelosen Schlummer, der endlich über ihn gekommen war, und sah verstört um sich. Die holde Erscheinung, welche ihn so sehr erregt hatte, als er in Wirklichkeit nichts weiter sehen konnte als die erlöschende Gluth des Kamins, war verschwunden, verscheucht durch das grausame eisige Tageslicht. Mit schwerem Herzen stand er auf und sah in den Wald hinaus. Von der Stelle, wo er stand, konnte er die hohen Bäume sehen, welche das Erbbegräbniß seiner Familie umgaben, und seine Augen wurden trüb und feucht, als er an diejenigen dachte, welche dort ruhten. Er war betrübter und stärker als vor einigen Stunden. Während der langen Fahrt nach Siegmundskron würde er neben der Baronin sitzen, und was

sie auch sagen mochte, es sollte keinen Eindruck auf ihn machen, nicht mehr als das Klingeln der Pferdeschellen auf den gefrorenen Schnee. In dem wohlbekannten Wohnzimmer würde er Hilda finden, und ihre Mutter würde sie allein lassen. Es würde kalt darin sein, denn sie heizten immer nur wenig. Vielleicht würde sie bleich sein, — ein wenig bleich, und ihre Augen niederschlagen. Sie würde an der einen Seite des steinernen Kamins sitzen und er an der andern stehen. Es würde eine kleine Pause eintreten und dann würde er ihr alles sagen. Es konnte nicht lange währen, und wenn es vorüber war, würde er in dem Kampfe Sieger geblieben sein.

Dann würde er spät am Nachmittag allein durch den düstern Wald zurückfahren. Morgen würde er Greifenstein verlassen und nach der Stadt zu seinem Anwalt fahren. Sein halbes Vermögen sollte Hilda gehören, und sie konnte Siegmundskron ausbauen und heirathen, wen sie wollte. Dann würde er frei sein und mit Rex in ferne Lande gehen, um in einem halben Menschenalter nicht zurückzukehren, wenn er überhaupt jemals zurückkäme.

Der Plan war einfach, vollständig und befriedigend. Es galt nur noch, ihn sofort auszuführen. Er hatte am Abend zuvor die nöthigen Befehle ertheilt, und sobald Frau von Siegmundskron fertig war, wollten sie abfahren. Er kleidete sich an und ging zu Rex. Dieser sah noch bleicher und verstörter aus als Greif selbst, obschon er mit characteristischer Entschlossenheit bemüht war, sein Frühstück einzunehmen.

„Ich fahre nach Siegmundskron“, sagte Greif, als er ins Zimmer trat. „Willst Du hier auf mich warten? Morgen wollen wir fort, oder noch heute Abend, wenn es Dir paßt.“

„Ich will gern warten. Wohin sollte ich gehen?“ Rex stand auf und schob das silberne Theebrett fort.

„Gut. Ich werde gegen Abend zurück sein. Lebe wohl!“ Greif reichte ihm die Hand, er hatte augenscheinlich Eile, denn er wollte nichts mehr von seines Vetters plausibeln Vorstellungen hören und fürchtete, Rex würde über den Zweck seiner Fahrt sprechen. Dieser aber hielt ihn wider seinen Willen zurück.

„Handle nicht vorschnell und übereilt, Greif!“ sagte er eindringlich. „Das Glück eines Lebens läßt sich leicht fortwerfen, aber schwerlich wiederfinden, wenn Du es ein Mal aufgegeben hast, — und Frauenliebe ist mehr als das halbe Lebensglück. Lebe wohl!“

Greif enteilte so schnell er konnte, allein Rex hatte doch Zeit nnd Worte gefunden, um die stärksten Saiten seines Herzens zu berühren. Als er die Treppe hinunterging, spürte er wieder etwas von dem Einfluß, der ihn in der Nacht heimgesucht hatte, und er wünschte, er wäre nicht in Rexens Zimmer gegangen, ehe er fortfuhr.

Der Anblick von Frau von Siegmundskron, in ihren dunkeln Reisemantel gehüllt, brachte ihn wieder zu sich selbst. Ihre freundlichen Augen sahen ihn unter der dunkeln Kapuze, welche ihr weißes Haar bedeckte, liebevoll an, als er sich herabbeugte, um ihre Hand zu küssen. Keiner von Beiden sprach ein Wort, als sie auf den Hof kamen und in den Wagen stiegen, aber während Greif sie in die dicken Pelzdecken hüllte und die Polster hinter ihr zurecht schob, merkte er, daß sie beabsichtigte, alles zu thun, was sie konnte, um ibn unterwegs von seinem Vorsatz abzubringen, und er wußte, daß ihm der wahre Kampf noch bevorstand. Dann kam Rex noch einmal zum Vorschein, ohne Hut, um sich von der Baronin zu verabschieden und

ihr einige Worte tief empfundenen Dankes zu sagen. Er allein wußte, wie viel er und Greif ihrer Verschwiegenheit verdankten; weit mehr, als sie sich träumen ließ, als sie ihm antwortete und ihm die Hand reichte.

Die Pferde zogen an, ihre Hufe klapperten laut auf dem Pflaster des Hofes; aus dem hellen Tageslicht ver- verschwand der Wagen im Dunkel des Thorwegs und rollte dann wieder eben so schnell auf den blendenden Schnee dahinter hinaus. Dann kamen wieder Schnee und Bäume und Felsen, und Felsen und Bäume und Schnee, bis die grauen Thürme von Siegmundskron über den Wipfeln der Tannen emporragten.

Greif saß schweigend zurückgelehnt, während sie über die weiße Straße dahinrollten. Jeder Augenblick war Gewinn, wenn nur nichts gesagt würde, um seinen Entschluß zu erschüttern. Er stemmte sich mit den Füßen und dem Rücken auf seinen Sitz fest, als erwarte er, daß der Wagen umwerfen würde, und preßte die Lippen fest zusammen, als wäre er auf einen Unfall gefaßt.

Frau von Siegmundskron sah ihn ein paar Mal an und bemerkte den Ausdruck seines Gesichtes und seine Absicht, gerade vor sich hinzustarren. Hätte sie Rexens Scharfsinn besessen, so hätte sie errathen, was in seiner Seele vorging. So aber hatte sie nur die unbestimmte Vermuthung, daß er seine Absicht noch nicht ganz aufgegeben hatte, und der Gedanke beunruhigte sie. Sie konnte das scharf geschnittene Profil seines schönen Gesichtes deutlich sehen, ohne den Kopf umzuwenden. Er hatte einen Pelz an, und sie dachte, daß Pelz für blonde Männer mit frischer Farbe besonders kleidsam wäre — scheinbar eine unbedeutende Bemerkung, doch nicht ganz so nichtssagend, wie sie schien. Sie dachte an den Eindruck, welchen Greif

auf Hilda machen würde, und fragte sich, ob sie ihn sehr verändert finden würde oder nicht. Sie war Weib genug um anzunehmen, daß viel auf die ersten Augenblicke der bevorstehenden Begegnung ankommen würde, und auf den Blick, welchen Greif zuerst in Hilda's Augen sehen würde. Wenn er sie traurig, bleich, bereit ihn zu bemitleiden fände so würde sein Sinn sich verhärten, theils weil er von Niemanden bemitleidet werden mochte, theils weil eben dieser Unwille ihm helfen würde seinen Zweck auszuführen. Wenn aber Hilda im Gegentheil ihm mit kaum verhehlter Freude entgegenträte, wenn in ihren strahlenden Augen Glanz und auf ihren Wangen Farbe wäre, wenn ihre Stimme Theilnahme an seinem Schmerze ausspräche, während ihr Gesicht ihm die helle Freude über das Wiedersehen verkündete, dann könnte die Sache eine ganz andere Wendung annehmen. Im Grunde genommen dachte Frau von Siegmundskron, war Greif doch nur ein Mann und man konnte nicht von ihm erwarten, daß er ganz verständig handelte, wenn ihm nicht eine Frau zur Seite stände.

Sie war freilich nicht immer dieser Ansicht gewesen, aber die letzten Jahre hatte sie darin bestärkt. In Siegmundskron walteten Frauen, und zwar ganz selbständig. Die Baronin war allmälig auf den Gedanken gekommen, daß Frauen, wenn sie sich ganz allein überlassen sind, gewöhnlich besser wirthschaften als Männer. Sie war fest überzeugt, daß keine drei Männer so anständig und ziemlich auskömmlich von so geringen Mitteln hätten leben können, wie für sie selbst, Hilda und Bärbel ausgereicht hatten. Freilich war der Abstand zwischen solchem täglichen Ueberlegen und stündlicher Umsicht, deren sie zu ihrem Leben bedurfte, und solcher Weisheit, wie Rex z. B. in so reichem Maße besaß, ganz beträchtlich; allein diesen Um-

stand sah die Baronin für unbedeutend an, wenn er ihr überhaupt einfiel. Sie hielt wenig von Greif's Entschluß, fest zu bleiben, wenn nur Hilda mehr Freude über sein Kommen, als Theilnahme an seinem Unglück bezeigte. Mit dem vollen Glauben einer Frau an die Macht des Weibes war sie davon überzeugt, daß ein Blick von Hilda vermöge, Greif für immer in Siegmundskron festzuhalten. Wahrhaft edle Frauen haben mehr Glauben an alle andern Frauen als diejenigen, welche weder besonders gut, noch besonders schlecht sind. Der Glaube eines Mannes an Seinesgleichen hängt wenig oder gar nicht von seinem sittlichen Werth ab; die besten Männer sind oft die argwöhnischsten und nicht immer die angenehmsten im Umgang. Je besser aber eine Frau ist, um so mehr ist sie geneigt, alle anderen Frauen für gut und verständig zu halten, — ein Phänomen, welches bis jetzt noch nicht erklärt worden ist. Die Baronin hatte derartige Ansichten über Hilda und die alte Bärbel. Es war bezeichnend für sie, daß sie, sobald sie ihr eigenes Bedenken in Betreff der Heirath überwunden hatte, Greif im Lichte eines geliebten Widersachers zu betrachten anfing, den die weiblichen Mächte von Siegmundskron zu seinem eigenen Besten besiegen mußten. Es war ebenfalls bezeichnend, daß sie in all' ihrer Ungewißheit niemals die weltlichen Vortheile, welche dabei auf dem Spiele standen, ins Auge gefaßt hatte.

„Wir hätten unsre Ankunft anmelden lassen sollen", sagte sie, als sie eine Strecke gefahren waren, ohne zu sprechen. „Hilda wäre uns entgegen gekommmen."

„Es ist besser so", sagte Greif traurig.

„Ich sehe nicht ein, warum — es hätte dem Kinde so viel Freude gemacht", bemerkte die Baronin und sah

ihn von der Seite an, um zu beobachten, ob sich der Ausdruck seines Gesichtes veränderte.

„Meinst Du?“ fragte Greif in gleichgültigem Ton, obwohl ihm etwas Farbe in die blassen Wangen stieg.

„Ja freilich. Es ist unrecht von Dir, daran zu zweifeln. Die arme Hilda! sie hat nicht viele Freuden, und Dich wiederzusehen ist eine ihrer größten.“

Die Röthe auf Greif's Wangen wurde dunkler. Wiederum stemmte er die Füße fest vor sich und setzte sich gerade hin, als wollte er einem Anprall Widerstand leisten. Es war ihm unleidlich, daß sein Gesicht seine Empfindungen verrieth, und er wünschte, es wäre dunkel. Die Baronin fuhr fort mit sanfter Stimme zu sprechen, entschlossen, ihm eine Antwort zu entlocken, und ihn wo möglich in eine Discussion zu verwickeln, denn in diesem Falle hielt sie ihn für verloren.

„Ja“, sagte sie. „Sie führt da oben ein einsames Leben. Ich bin zu alt, um eine passende Gesellschaft für sie zu sein und außer mir ist nur noch die alte Bärbel da. Es ist rührend zu beobachten, wie sie die Tage zu zählen beginnt, sobald Du fort bist, und zu bemerken, wie ihr Gesicht anfängt, minder ernst auszusehen, wenn nur erst die Hälfte der Reihe vorüber ist.“

„Thut sie das?“ fragte Greif und fühlte, daß er dunkelroth wurde.

„Ja, immer. Sie pflegte es schon zu thun, als sie noch ein reines Kind war und Du ein halbwüchsiger Junge. Es scheint mir, daß sie Dich immer geliebt hat, schon lange ehe — seit langer Zeit, meine ich.“

Greif seufzte und sah fort. Das fast knabenhafte Erröthen schwand von seinen Wangen, und sein Gesicht war bleicher als zuvor. Die gute Dame bemerkte die Verän-

derung mit Bedauern und fragte sich, ob ihr Versprechen bei ihren letzten Worten etwas damit zu thun haben könnte. Aber sie verlor nicht den Muth, obschon sie einige Minuten im Schweigen vergehen ließ. Zu ihrer Ueberraschung nahm Greif das Gespräch wieder auf und zwar in einer Weise, die sie nicht im mindesten erwartet hatte.

„Ich habe Hilda immer geliebt", sagte er, ihren Blicken standhaft ausweichend. „Immer, seit ich mich darauf besinnen kann, daß Du sie zum ersten Male nach Greifenstein brachtest. Wir waren noch sehr klein, und es muß im Frühling gewesen sein, denn wir pflückten Maiglöckchen und Erdbeeren im Walde."

„Sie war damals erst sechs Jahr alt", sagte Frau von Siegmundskron.

„Und ich denke, ich war elf", versetzte Greif und vergaß über diesen Erinnerungen aus seiner Kindheit seinen Entschluß zu schweigen. „War das das erste Mal, daß ihr herkamt?"

„Ja, ich glaube, es war vier Jahre nachdem wir nach Siegmundskron gezogen waren."

„Warum kamt ihr nicht früher?" fragte Greif. Es schien ihm gerathen, das Gespräch auf Dinge zu richten, die vor zwölf Jahren geschehen waren. So ging noch ein gutes Stück Weges hin, und er blieb unerschüttert.

„Aus mancherlei Gründen", entgegnete die Baronin. „Wir hatten nicht immer auf dem besten Fuße gestanden, vielleicht eben weil wir selten zusammenkamen, und ich mochte meinen Verwandten meine Bekanntschaft nicht aufzwingen, so hielt ich mich eine Weile zurück. Was uns schließlich mehr als alles Andre zusammenbrachte, war die gegenseitige Zuneigung von euch Kindern, die von Anfang an zu Tage trat. Sie brachten Dich, um Hilda zu be-

suchen, und dann besuchten wir euch wieder, und so allmälig“ —

„Ich erinnere mich, daß Hilda ein blaues Kleidchen trug, als sie zum ersten Mal zu uns kam“, bemerkte Greif schnell, um die Anspielung der Baronin auf jetzige Zeiten abzuschneiden. Die Absicht war so augenscheinlich, daß sie nicht umhin konnte, unter ihrer Kapuze verstohlen zu lächeln und sich mit gewisser Befriedigung zu sagen, daß sie ihm wenigstens in diesem Punkte mehr als gewachsen war.

„Das kann wohl sein“, versetzte sie. „Ich erinnere mich, daß sie ein blaues Kleidchen hatte.“

Die Alltäglichkeit ihres Gesprächs fiel Greif plötzlich auf, im Vergleich zu dem Schrecklichen, was sie in Greifenstein zurückgelassen hatten. Es war erst der dritte Tag nach der furchtbaren Begebenheit, die sein ganzes Leben verdüstert hatte, und er sprach über das Kleidchen, welches Hilda als Kind getragen hatte! Er dachte, er müsse schrecklich herzlos sein oder im Begriffe, den Verstand zu verlieren, was ihm nach seinen Worten wahrscheinlich vorkam. Er lehnte sich wieder zurück und starrte zerstreut auf die an ihnen vorüberziehende Gegend hinaus. Ihm war es, als glitte seines Vaters Geist neben ihm her, hoch in den dunkeln Bäumen am Wege wie der mächtige Wuotan im nordischen Walde, und beobachte den Sohn, den er zurückgelassen und hörte die thörichten Worte, welche von seinen Lippen fielen. Die Baronin schrieb die plötzliche Kälte in seinem Wesen und den düstern Ausdruck seines Gesichtes einer andern Ursache zu.

„Das war vor langer Zeit“, sagte sie, sich sein Schweigen zu Nutze machend. „Seitdem ist Hilda erwachsen, und Du bist ein Mann geworden, und die Liebe, welche anfing, als ihr noch Kinder waret“ —

„Ich kann sie nicht heirathen!" rief Greif so scharf und plötzlich, daß die Baronin zusammenfuhr und ihm ängstlich ins Gesicht sah.

„Dann wirst Du sie tödten", erwiederte Frau von Siegmundskron nach einer kurzen peinlichen Pause. Auch sie war so erregt, daß sie den harmlosen Versuch, diplomatisch zu sein, der ihr so mißlungen war, aufgab und frei heraus aus vollem Herzen sprach.

Sie war empört über Greif und vergaß ganz und gar, daß sie zuerst in Bezug auf die Heirath dasselbe Gefühl gehabt hatte wie er. Während die Bäume an ihnen vorüberflogen, und der Trab der starken Pferde sie ihrer Heimath immer näher brachten, fühlte sie, daß Hilda ihr am nächsten läge, und der Trieb, ihr Kind vor Schmerz und Kummer zu behüten, beherrschte sie ganz und gar. Mild und sanft wie sie war, war sie doch bereit, Greif anzugreifen und ihn zu zwingen, ihre Tochter zu heirathen, er mochte wollen oder nicht. Ihr wurde angst, denn das bevorstehende Wiedersehen konnte über Beider Schicksal entscheiden und jeder verlorne Augenblick von höchster Wichtigkeit sein. Greif erwiederte zuerst nichts auf ihre Worte, aber ein Schauer durchrieselte seine Glieder, und er zog den Pelz fester um sich.

„Du irrst Dich", sagte er endlich. „Hilda wird mich mit der Zeit vergessen und einen bessern und glücklichern Mann heirathen. Ich wollte es Dir nicht sagen — aber ich kann es eben so gut thun — ich will Anordnungen treffen, um ihr die Hälfte meines Vermögens abzutreten. Dann wird sie eine Erbin sein und sich gut verheirathen können."

Frau von Siegmundskron verstand ihn nicht. Ihr dünkten seine Worte cynisch und brutal, eine Beleidigung

r Hilda's Liebe, eine Verachtung ihrer Armuth. Das rte blasse Gesicht der sanften Frau erglühte plötzlich in rechtem Zorn, und ihre kleinen Hände ballten sich fest iter der Pelzdecke. Ihre sanften blauen Augen blitzten, s sie ihm antwortete.

„Hilda wird weder Dein Vermögen annehmen, noch ich vergessen, — obgleich es vielleicht besser wäre, wenn u ihrem Gedächtniß entschwändest."

Greif konnte, ohne sich vorzubeugen, ihr Gesicht nicht)en, weil die Kapuze es verhüllte, aber ihre Worte und r Ton überraschten ihn. Ihm hatte der Gedanke fern legen, daß er sie durch einen solchen Vorschlag, oder durch : Vermuthung, daß Hilda sich mit der Zeit vielleicht ücklich verheirathen würde, verletzen könnte. In seiner neren Aufregung hatte seine Stimme wahrscheinlich hart klungen, und er hatte wenig Tact gezeigt, indem er vom :lde sprach, dennoch war er auf die eisige Antwort seiner :gleiterin ganz unvorbereitet. Bei Greif war es indessen möglich, daß ein Mißverständniß lange dauerte, denn er ır zu offen und ehrlich, um sich mißverstehen zu lassen.

„Ich weiß nicht, was Du glaubst, daß ich meine,")te er, sich zu ihr wendend. „Allein Du würdest nicht se sein, wenn ich mich deutlicher erklärt hätte."

Frau von Siegmundskron kam ihm nicht zu Hilfe, ıdern saß ganz still da. Nach ihrer Ansicht hatte er von r Liebe ihrer Tochter leichthin gesprochen und vorgeschla= n die Sache auszugleichen, indem er ihr einen Theil nes Geldes gäbe. Sie war böse und glaubte ein Recht zu zu haben.

„Ich liebe Hilda", fuhr Greif fort, und seine Stimme)te ein wenig. Wenn es Worte gab, die er am heu= en Tage nicht aussprechen, noch denken wollte, so waren

es diese. Er befand sich in der Lage, die Stärke seiner Liebe betheuern zu müssen, und der bloße Klang der Worte erregte ihn dermaßen, daß er inne hielt, um seine Gedanken zu sammeln.

„Du handelst nicht so, als ob Du sie liebtest", sagte Frau von Siegmundskron kalt. Vor zwei Tagen schien es ihr, als ob er einen Beweis von heroischer Aufopferung gäbe, indem er Hilda entsagte, und dennoch war sie nicht eigentlich eine inconsequente Frau.

„Ich will es", antwortete Greif etwas hastig. „Wenn ich mich weigere, sie zu heirathen, so geschieht es, weil ich sie zu sehr liebe, um ihr ein solches, nie wieder gut zu machendes Unrecht anzuthun. Ich begreife nicht, wie ich sie noch mehr lieben könnte. Das Uebrige hat nichts mit unserer Liebe zu thun. Du bist nach mir die einzige Erbin von Greifenstein, und wenn ich sterbe, fällt so wie so alles an Dich oder an Hilda. Ich kann so viel nicht brauchen, und Du kannst eben so gut gleich den Nutzen von dem haben, was dereinst und vielleicht sehr bald Dir gehören wird. Ist das unvernünftig? Kann Dich das beleidigen? Wenn das der Fall ist, so wollen wir nicht mehr darüber sprechen, und verzeih mir, daß ich so viel gesagt habe."

„Es wäre besser, nicht über das Vermögen zu sprechen," sagte die Baronin einigermaßen besänftigt.

„Und Du verstehst mich — in Bezug auf Hilda?"

„Das kann ich nicht sagen", entgegnete Frau von Siegmundskron mit all' der Hartnäckigkeit einer braven Frau, die eine nach ihrer Ansicht gute Sache ernstlich verfechten will. „Du liebst sie und doch willst Du sie todtunglücklich machen. Die beiden Thatsachen stimmen nicht."

Greif unterdrückte ein Stöhnen und sah nach den Bäumen hinaus, ehe er antwortete. Wenn sie ihn nur in

Ruhe gelassen hätte, wäre es so viel leichter gewesen zu thun, was er für recht hielt.

„Es ist vielleicht besser, sie wird jetzt in ihrer Jugend für eine Zeit unglücklich, als daß sie es später bereut, wenn sie meinen Namen angenommen hat.“ Seine eigenen Worte klangen ihm steif und förmlich, und er fühlte, daß sie für sein Gefühl ganz unzureichend waren; allein er focht gegen eine starke Uebermacht und wußte nicht, was er sagen sollte.

„Ich sage Dir, das Kind würde am gebrochenen Herzen sterben!“ rief die Baronin aus vollster Ueberzeugung. „Du sagst, Du liebst sie, aber Du kennst sie nicht so wie ich. Du wirst vermuthlich zugeben, daß es besser wäre, sie hätte in einem langen glücklichen Leben Augenblicke des Bedauerns, als daß sie stürbe.“

Die Baronin gebrauchte allerdings starke Ausdrücke, aber die Zeit verging schnell und in der Ferne konnte sie schon die grauen Thürme von Siegmundskron auf dem ragenden Felsen erkennen. Es war ihr zu verzeihen, wenn sie die Gefahr für Hilda etwas übertrieb, aber sie glaubte an jedes Wort, das sie aussprach, und bei jeder Biegung des Weges wurde ihr bänger ums Herz.

„Wenn ich das glaubte, wenn ich auch nur dächte, es wäre besser für Hilda's Glück“ — —

Greif ließ den Satz unvollendet, denn er fühlte, daß er sich am Rande eines Abgrundes befände, obschon er noch immer innerlich überzeugt war, daß er recht hätte und sie unrecht. Die Baronin hielt den Sieg für fast gewonnen. All' ihr Zorn schmolz dahin bei der Aussicht auf Erfolg, und sie sprach viel und eifrig, beleuchtete die Sache von allen Seiten und brauchte jedes Mittel der Ueberredung, welches ihr nur in den Sinn kam. Allein Greif sprach

wenig, und obwohl er sich hütete, sie nicht von neuem zu beleidigen, vermied er es auch wieder so weit zu gehen, wie er es vorher gethan hatte.

„Und was das anbetrifft", sagte die Baronin, als der Wagen umbog, und den letzten Anstieg nach dem Schloßthor emporfuhr, „was das anbetrifft, so kannst Du Dich Siegmundskron nennen statt Greifenstein."

Greif bewegte sich unruhig in seinen Pelzhüllen. Es schien, als hätte sich alles gegen ihn verschworen.

Drittes Kapitel.

Hilda's scharfe Augen hatten den Wagen erkannt, als er noch weit unten auf der Fahrstraße, nur ein sich fortbewegender Fleck war. Sie hatte vermuthet, daß ihre Mutter an diesem Tage heimkehren würde, und wußte, daß sie von Greifenstein aus zu Wagen zurückgeschickt werden würde. Ueberdies war es wahrscheinlich, daß Greif sie begleiten würde, und von dem Augenblicke an, da sie zuerst den Wagen erblickte, verfolgte sie ihn mit den Augen auf dem gewundenen Wege, bis sie deutlich sehen konnte, daß ein Mann neben ihrer Mutter saß. Dann verschwand die Spannung plötzlich aus ihrem schönen Gesicht und an ihre Stelle trat ein Ausdruck glückseliger Befriedigung, den Jeder mit Freuden gesehen hätte, wenn Jemand da gewesen wäre, sie zu beobachten.

Sie stand auf einem hohen Theil des halb verfallenen Gebäudes an der Nordseite, und wer von der Straße aus emporschaute, konnte sehen, wie sich ihre schlanke Gestalt deutlich gegen den klaren Winterhimmel abhob. Sie war ganz schwarz gekleidet, allein ein weiter Mantel von grobem

grauem Wollstoffe, der oben zu einer Kapuze zusammen gezogen und zum Schutz gegen den schneidenden Wind fest um sie gewickelt war, verhüllte ihre ganze Gestalt und ließ nur das Gesicht frei. So grob und gering der Stoff war, stand er ihr gut, besser vielleicht als das kostbarste Pelzwerk. Seine Falten fielen anmuthig bis auf ihre Füße herab, während sie den Mantel fest um sich zog, und die ungebrochene graue Farbe zeigte ihre Größe deutlicher und hob die wunderbare Schönheit ihrer Haut besser als eine leuchtendere Farbe.

Siegmundskron war während der letzten beiden Tage recht öde und einsam gewesen, seit Hilda's Mutter in der bitterkalten Nacht fortgeritten war, um im Hause des Todes ihrer Pflicht zu walten. Natürlich hatten Hilda und die treue Bärbel ihren gewöhnlichen Beschäftigungen obgelegen und darüber gesprochen, wenn sie zusammen waren, aber die Zeit war langsam und trübselig vergangen. Hilda konnte sich von dem Vorgefallenen nach dem verworrenen Bericht des Boten, der die Kunde brachte, keine rechte Vorstellung machen. Der Gedanke, daß ihr Onkel Greifenstein und ihre Tante Clara beide todt wären, so wie ebenfalls ein unbekannter Herr, der bei ihnen gewesen, war ganz entsetzlich. Allein Hilda wußte so wenig vom Tode, daß das Ganze ihrer Phantasie mehr als eine schauerliche und traurige Geschichte vorschwebte, denn daß sie es als grauenvolle und furchtbare Wirklichkeit auffaßte. Auf keinerlei Weise konnte sie sich vorstellen, wie die drei aussahen, denn sie hatte noch nie in ihrem Leben einen Todten gesehen. Sie hatte in der Weltgeschichte von furchtbaren Gewaltthaten gelesen, aber sie waren ihr mehr wie schauerliche Märchen denn wie wirkliche Thatsachen vorgekommen, und die tragischen Ereignisse auf Greifenstein erschienen ihr in

ähnlichem Lichte. Es war, als ob ein böser Geist, unfern ihrer eigenen Heimath, durch den Wald gezogen wäre und alles vernichtet hätte, was er auf seinem Wege vorfand. Sie waren dahin — plötzlich, wie ein verlöschtes Licht und sie würde sie nie wieder sehen. Sie hatten die Grenze überschritten. zu dem wunderbaren unbekannten Jenseits und schauten jetzt vielleicht von dort auf sie herab und sahen, wie sie von ihnen träumte und sich fragte, was die große Veränderung bedeute, die für jeden Menschen auf dieser Welt nur ein Mal kommt. Vielleicht — Hilda erbebte bei der Ketzerei, ließ aber dennoch ihren Gedanken freien Lauf, denn es sprach ja nur ihre Phantasie — vielleicht war das das Ende und darüber hinaus nichts weiter. Es wäre unaussprechlich furchtbar, so ganz aus dem Leben getilgt zu werden, ohne Hoffnung auf ein künftiges Dasein. Vielleicht bedeutete das die Hölle und die äußerste Finsterniß, aber über diesen Punkt kam Hilda zu keiner Entscheidung. Nach einigem Nachdenken kam sie indessen zu dem Schlusse, daß die Greifenstein's unmöglich so schlecht gewesen sein könnten, um gänzliche Vernichtung zu verdienen, obschon sie sich offen gestand, daß sie ihre Tante Clara nie recht geliebt hatte. Jedenfalls that sie ihr jetzt sehr leid, Hilda wünschte, daß sie sich wenigstens bemüht hätte, sie lieber zu haben.

Hilda überlegte, was sie zu Greif sagen sollte, wenn sie ihn wiedersähe. Sie bezweifelte nicht, daß er nach Siegmundskron kommen würde, und in ihrer Unkenntniß weltlicher Formen hoffte sie eigentlich, er würde einige Zeit bei ihrer Mutter zum Besuch bleiben. Sicherlich würde er für's Erste nicht gern in Greifenstein sein. Falls er einige Tage bei seinen Verwandten zubringen wollte, sah Hilda freilich mannigfache und große Schwierigkeiten voraus; allein

zu ihrer Ueberraschung erschienen ihr solche wichtige wirthschaftliche Fragen wie Kost und Logis für einen Gast höchst unbedeutend, wenn der betreffende Gast Greif selbst sein sollte.

Die Hauptschwierigkeit lag in dem, was sie sagen sollte. Es war klar, daß sie nicht anders als erfreut aussehen konnte, wenn er kam, obschon es ihre Pflicht war, traurig und betrübt auszusehen. Natürlich fühlte sie seinen Schmerz mit, das mußte er wissen, aber vielleicht erwartete er, daß sie es im ersten Augenblicke deutlich zeigen sollte, und es könnte ihn verletzen, wenn sie ihn anlächelte. Es war aber schwer, nicht zu lächeln, wenn sie Greif nach langer Trennung wiedersah. Vielleicht gelang es ihr am besten, traurig auszusehen, wenn sie daran dachte, daß er sie jetzt, der Trauer wegen, noch lange nicht heirathen könnte. Aber Greif hatte ja ausstudirt und würde jetzt immer zu Hause sein, und das war nach Hilda's Ansicht ziemlich dasselbe, als mit ihm verheirathet zu sein, wenn sie ihn nur täglich sehen konnte.

Dann dachte sie an ihre seltsame Ahnung bei der letzten Trennung. Sie hatte selbst nicht gewußt, weshalb sie so zu ihm gesprochen, und doch hatte sie nicht schweigen können. Konnte es dies bedeutet haben? Es war abergläubisch, an dergleichen zu glauben, und sie hatte unbedacht ihrem Gefühl nachgegeben. Greif war jedenfalls sicher, und sie sagte sich, jeder Mensch müsse ja eines Tages seine Eltern verlieren, wenn auch freilich nicht auf so entsetzliche Weise. Ihr eigener Vater war getödtet worden, ehe sie ihn noch gekannt hatte; hätte sie ihn gekannt, so würde sie ihn eben so geliebt haben, wie Greif seinen alten Vater, der nun todt war.

Hilda bemerkte, daß ihre Gedanken immer herzloser wurden und ihr gar nichts nützten, besonders da sie sie der

Bärbel nicht mittheilen konnte. Sie beschloß, für's Erste nicht mehr zu grübeln, und beschäftigte sich eifrig mit häuslichen Dingen bis zu dem Morgen, an welchem sie ihre Mutter zurückerwartete. Und nun würde sie nicht länger allein sein, denn der Wagen fuhr den Berg herauf, und sie konnte Greif deutlich neben der Baronin sitzen sehen. Sie kannte seine Pelzmütze; es war dieselbe, welche er im vorigen Jahre getragen hatte. Sie sah das Paar noch einige Augenblicke an und bedauerte, daß es herzlos aussehen würde, wenn sie mit ihrem Taschentuch einen Willkommensgruß wehte; dann lief sie rasch die zerbrochenen Stufen zum Hause hinab und schloß die wackelige Thür zum Thurm, so gut sie konnte, um den kalten Nordwind möglichst abzusperren.

„Bärbel! Bärbel! Mama kommt mit Herrn Greif!“ rief sie noch ehe sie in Hörweite von dem Zimmer war, wo Bärbel bei ihrer Arbeit saß.

Ihre helle Stimme klang vor ihr her durch die steinernen Gänge, während sie weiterlief und die Nachricht wiederholte, bis Bärbel endlich antwortete.

„Ist etwas zu Mittag im Hause?“ fragte Hilda athemlos unter der Thür stehend.

Die grauhaarige Frau sah über die horngefaßte Brille hinweg von ihrer Arbeit auf. Sie hatte ein gutmüthiges Gesicht mit harten Zügen, scharfe Augen und ein großes Maal auf dem Kinn. Sie war makellos sauber, und alles an ihr war peinlich ordentlich. Sie war breitschulterig und knochig, und ging umher, als ob ihr nichts Mühe machte, was bloße körperliche Anstrengung erforderte.

„Es sind Kartoffeln da“, antwortete sie lakonisch, aber ein eigenthümliches halb freundliches, halb verschmitztes Lächeln zuckte um ihre Mundwinkel.

„Nichts weiter? O Bärbel, es muß noch etwas Anderes vorhanden sein!“ Hilda's Stimme klang plötzlich ganz ängstlich, und ihr Gesicht verrieth große Bestürzung.

„Es wird sich wohl noch etwas finden“, versetzte Bärbel. „Erst wollen wir sehen, ob sie sehr hungrig sind. Der arme Herr Greif wird nicht viel essen“ —

„Nein — aber bloß Kartoffeln, Bärbel!“

„Kartoffelklöße sind etwas sehr Gutes“, bemerkte diese. „Und gebratene Kartoffeln mit Hasenbraten sind noch besser“, setzte sie nach ein Pause hinzu.

„Ist denn ein Hase im Hause? O Bärbel, gute alte Seele! Wie konntest Du mich so erschrecken? Wo hast Du ihn her? Wir haben so lange keinen gehabt.“

„Wastei“, antwortete Bärbel. Der Name bedeutet Sebastian.

„Und Wastei hat ihn durch Wilddieberei“ — Hilda sah bestürzt aus.

„Nein, der Förster hat ihm in diesem Jahr Erlaubniß gegeben, und ich habe seine Hosen ausgebessert. Das ist die ganze Geschichte.“

Hilda wurde sofort wieder vergnügt und brach in fröhliches Lachen aus, als gerade das Geläut der Wagenschellen im Schloßhof unter dem Fenster erklang. Sie lief die Treppe hinunter ihrer Mutter und Greif entgegen. Die Geschichte vom Hasen und Wastei's Hosen hatten ihren guten Vorsatz, traurig auszusehen, verscheucht. Die entsetzliche Tragödie der Greifensteins lag ihrem unschuldigen jungen Leben sehr fern.

Der große Wagen bog um die Ecke und hielt vor der Thür; da stand Hilda schon auf den Stufen. Sie hatte ihre Kapuze zurückgeworfen, als sie von den Zinnen des Thurms herabstieg und nicht wieder heraufgezogen. Ihr

prachtvolles Haar schimmerte wie leuchtendes Gold gegen das Dunkel der Vorhalle hinter ihr, und als sie den Mantel zu beiden Seiten herabfallen ließ, hob ihr schwarzes Kleid erst recht ihr strahlendes Gesicht. In einem Augenblick lagen sich Mutter und Tochter in den Armen, während Greif auf den Stufen daneben stand.

Er schloß einen Augenblick die Augen, gerade als sie ihn ansah. Dies war das Mädchen, dem er entsagen wollte, dies war sie, deren Liebe er in einem Augenblick um einer Idee willen aufgeben wollte — sein Herz pochte heftig und stand plötzlich still, so daß er todtenblaß wurde. Sie hatte schon seine Hand ergriffen, er wagte kaum, sie anzusehen.

„Greif — bist Du krank?“ fragte sie besorgt.

Er hatte ihr Lächeln nicht gesehen, das war ihm erspart geblieben, dachte er. Aber als er aufschaute, sah er, was schwerer zu ertragen war, als der Ausdruck der Freude über sein Kommen. Sie, die sonst nie die Farbe wechselte, war bleich bis in die Lippen und in ihren Augen war ein Blick der Angst um ihn, der in einem Augenblick ihre ganze Liebe, ihre ganze Hingebung und ihre Fähigkeit um ihn zu leiden verrieth. Sie hatte sich furchtbar erschrocken, denn er war todtenblaß geworden, als er die Augen schloß, und seine Gestalt hatte geschwankt, als ob er umsinken müßte.

„Bist Du krank, Greif?“ fragte sie wieder und zog ihn unbewußt näher an sich.

„Es ist nichts. Mir schwindelte nur einen Augenblick“, sagte er.

Hilda war nicht beruhigt; allein sie sah, daß er, was ihm auch gewesen sein mochte, sich wenigstens erholt hatte und glaubte, er wäre erschöpft von all' dem Kummer und den Anstrengungen der letzten Tage.

Sie wurde still und gedankenvoll, während sie zusammen in die Halle traten und die Treppe zu dem sonnigen nach dem Hofe belegenen Wohnzimmer hinaufgingen. Dann ließ Frau von Siegmundskron sie mit Greif allein unter dem Vorwande, daß sie ihren Mantel ablegen und ihr Haar glätten wollte, beim Fortgehen aber warf sie ihm einen Blick zu, welcher besagte, daß sie sie eine Weile ungestört lassen wollte.

Da war der große steinerne Kamin, gerade so wie Greif ihn in Gedenken an ihr Beisammensein gesehen hatte. Aber das Zimmer war nicht so kalt, wie er vermuthet, denn das große Feuer brannte hell, und die Sonne strömte klar durch das Südfenster hinein. Er hatte sich das Gemach kalt und düster gedacht, denn er wußte, der Eindruck des Oeden und Trüben würde ihm hefen. — Statt dessen war es warm und sonnig, und obwohl Hilda noch etwas blaß aussah, machte ihre Blässe doch nicht den Eindruck, welchen er erwartet hatte. Er versuchte anzufangen, denn trotz alledem stand sein Entschluß noch immer fest, allein die Worte blieben ihm im Halse stecken.

„Greif“, sagte Hilda und sah ihm plötzlich ins Gesicht. „Ich weiß nicht, wie ich es Dir sagen soll; ich bin so betrübt, — so betrübt um Dich, Geliebter. Ich kann es nicht in Worte fassen, aber es ist alles in meinem Herzen. Du verstehst mich doch?“

Sie war aufgestanden, da er stehen blieb, und trat zu ihm heran; sie legte ihre gefalteten Hände auf seine Schulter und sah ihm in die Augen. Es wäre ihm leichter geworden, wenn sie anders angefangen hätte. Während sie ihn berührte, seine Augen in den seinen ruhten, ihr Hauch und ihre sanfte Stimme ihm so nahe war, konnte er nicht den Kalten spielen. Aber noch blieb er fest.

Seine Arme umschlangen sie und er drückte sie an sich; dann küßte er sie, wie er sie noch nie geküßt hatte, drei Mal rasch nach einander. Dann führte er sie sanft zu ihrem Stuhl zurück und trat wieder an seinen alten Platz; wie er beabsichtigt hatte, blieb er stehen, um mehr Muth zu haben. Sie folgte ihm verwundert, ohne zu begreifen, weshalb sie sich setzen sollte, und einige Sekunden schwiegen Beide. Endlich wendete er sich ab von ihr uud fing an zu sprechen, er sah nach dem Fenster, um ihren Blicken auszuweichen.

„Hilda, es ist etwas Schreckliches geschehen, und ich muß es Dir erklären, damit Du begreifst, was ich thun muß. Willst Du mir versprechen, mich ruhig anzuhören und mir im voraus alles zu verzeihen, was ich sagen werde?"

„Ja", antwortete das junge Mädchen leise. Die Ahnung nahenden Uebels hatte sich ihrer wieder bemächtigt, wie an jenem Tage als er Greifenstein verließ. Sie neigte ihr Haupt und bedeckte ihre Augen mit der Hand, als ob sie den Streich nicht sehen wollte, der auf sie herabfiele, wenn sie auch seine Schwere fühlen müßte. Es geschah alles instinctiv, denn auch nicht die leiseste Vermuthung von dem, was er sagen wollte, wäre je in ihrer Seele aufgestiegen.

„Ja", sagte Greif, „es ist furchtbar. Aber ich bin hergekommen, um es zu sagen und muß es thun. Du weißt, was geschehen ist. Meine arme Mutter ist todt, und die sie ermordet, haben sich selbst das Leben genommen, — mein Vater und sein Halbbruder. Du wußtest nicht, daß ich einen Onkel hatte?"

Hilda schüttelte den Kopf und sah einen Augenblick auf.

„Es war ein schlechter Mensch", fuhr Greif fort. „Er

war Offizier gewesen und hatte während der Revolution einen Vertrauensbruch begangen, dafür wurde er verurtheilt und ins Gefängniß gesetzt. Er entfloh aus der Festung, entkam nach Süd-Amerika und lebte dort einige Jahre in der Verbannung, bis die Amnestie verkündigt wurde. Er war kein Greifenstein, sondern Rieseneck, ein Halbbruder meines Vaters von Seiten der Mutter und jünger als er. Indessen war es doch schlimm genug. Aus diesem Grunde lebte mein Vater so zurückgezogen hier im Walde. Er fürchtete, die Leute könnten daran denken, daß er Rieseneck's Bruder war. Du mußt wissen, daß seiner Zeit die Sache großes Aufsehen machte. Deine Mutter weiß es alles. Nun, wie gesagt, es war schlimm genug, solche Schande in der Familie zu haben. Wir wußten nicht, daß Rieseneck einen Sohn hatte — ich entdeckte, daß mein bester Freund, — sein Name ist Rex — dieser Sohn ist."

„Wie sonderbar!" rief Hilda. „Weshalb ist sein Name Rex?"

„Eigentlich ist er es nicht. Er und sein Vater nannten sich so, um nicht erkannt zu werden. Es war fast nothwendig für sie — so wie es jetzt für mich sein dürfte."

„Für Dich?" fragte Hilda in höchster Verwunderung, „Du willst Deinen Namen ändern — weshalb?"

Greif starrte sie an. Sie schien es nicht im mindesten zu verstehen, und doch hatte er ihr Rieseneck's Geschichte nur erzählt, damit die seine im Vergleich noch schrecklicher erschiene.

„Du mußt wissen, daß in der Welt solch ein Unglück, wie es mich betroffen hat, einen Makel, selbst dem Unschuldigen einen Flecken anheftet", sagte Greif. „Die Welt sieht den Sohn eines Mörders scheel an."

„Fürchtest Du Dich denn vor der Welt, Greif?" fragte

Hilda. „Das sieht Dir nicht ähnlich. Was die Riesenecks betrifft, nun ja, das verstehe ich — er war entehrt, verurtheilt, gefangen. Aber Du! Es klingt wie eine furchtbare Geschichte aus alten Zeiten, aber es ist keine Schmach dabei, nichts, dessen Du Dich zu schämen hast. Es ist schrecklich, grauenhaft, entsetzlich, aber Du kannst Dein Haupt so hoch tragen wie jeder Andre. Glaubst Du, das sei das erste tragische Ereigniß, welches je in Deiner oder in meiner Familie vorgekommen? Erwürgte nicht der alte Siegmundskron seinen eigenen Bruder mit seinen Händen hier in diesem Hause vor siebenhundert Jahren, und schäme ich mich, ihn zu meinen Ahnen zu zählen?"

„Das ist ganz etwas Anderes, als das, was mich betroffen hat," antwortete Greif. „Du kannst es nicht verstehen, aber die Welt urtheilt ihren Ansichten gemäß. Wollte ich, der Sohn eines Mannes, der seine Frau umgebracht und sich selbst getödtet hat, bei einem Manne meines Standes um seine Tochter anhalten, so würde ich abgewiesen werden, und vielleicht mit Entrüstung. Ich gelte nicht als eine passende Partie für ein unschuldiges Mädchen meines Standes, ich trage einen befleckten Namen, bin gebrandmarkt durch Anderer Verbrechen, ruinirt ehe mein Leben noch recht begonnen hat, von Glück und Ehre abgeschnitten, und auch von Dir — O Hilda! Das bin ich gekommen, Dir zu sagen; ich habe es ungeschickt gesagt, aber es ist am besten, sich deutlich auszusprechen. Meine Geliebte, dies hat Dich mir entrissen, und mich von Dir geschieden und von allem losgerissen, was mir noch geblieben war, vom Besten und Theuersten. Wenn ich es wagte, Dich jetzt noch zu heirathen, Dir meinen elenden Namen zu geben, Dich in das Haus heimzuführen, über welchem der Schatten so vieler Todesfälle liegt, so wäre ich der schlech-

teste und niedrigste der Menschen! Es hilft alles nichts, denn ich fühle es — das einzig Ehrenhafte, was ich in meiner tiefen Schmach noch thun kann, ist, Dich für immer und sofort aufzugeben. Wäre ich noch willens, Dich zur Frau zu nehmen, so müßtest Du mich verachten und das Gedächtniß meiner Liebe mit Füßen treten. O Hilda! Hilda! es ist mein Tod, aber für Dich das Beste!"

Der Streich war gefallen. Hilda saß ganz still und bedeckte ihre Augen mit einer Hand, wie sie schon vorher gethan hatte. Während der ganzen langen Vorrede hatte sie gefühlt, daß etwas Schreckliches kommen müsse, und nun war es wirklich gekommen, und zwar in der Form, wie sie es am wenigsten erwartet hatte, in der Form, die sie vor allen anderen am meisten gefürchtet haben würde. Sie rührte sich nicht, aber die frische zarte Farbe wich aus ihrem Antlitz, bis es weißer wurde als die weiße Hand, die sie davor hielt. Greif sah sie an und ihm schwindelte der Kopf. Er dachte weder daran, was sie, noch was er litt, während die Worte schnell und unzusammenhängend von seinen blassen Lippen kamen. Er fuhr fort zu betheuern, zu wiederholen, sich zu beklagen und zwar mit der Heftigkeit eines leidenschaftlichen Menschen, der jedes sanfte Gefühl in sich unterdrückt hat und mit wilder Lust der Verzweiflung seine eigenen Wunden aufreißt.

„Es ist geschehen und Du weißt es jetzt", rief er mit Bitterkeit. „Ich habe mit mir gerungen und mit allen Anderen, um es zu thun — meinst Du, daß es leicht ist, einer Liebe wie der Deinigen zu entsagen? Und doch, ich würde Dich nicht nehmen, wenn Du mich auch bis an's Ende der Welt verfolgtest. Was für ein Recht habe ich auf Dich? Das Recht, Dich mehr zu lieben als je ein Geschöpf Gottes zuvor geliebt ward? Es ist hin, dieses

Recht, dahin mit meinem Namen, mit allem, was ich einst war, mit meinen Eltern begraben in dem alten Gewölbe von Greifenstein. Mein Recht? Ich habe kein Recht mehr, weder zu lieben, noch zu hassen, noch in dem Gedanken an Hilda glücklich zu sein. Und doch, in all' den kommenden Jahren wirst Du um mich sein. Ich kann das Recht nicht aufgeben, an Dich zu denken, mich Deiner geliebten Augen zu erinnern. Ach, wenn es nur meine Schuld wäre, wie leicht ließe es sich dann tragen! Ich wünsche, ich hätte mich gegen Dich vergangen — Du würdest mich von Dir stoßen — es würde mir helfen — wenn ich Dir ein Unrecht angethan hätte, so könnte ich dafür sterben, und das würde so leicht und so einfach sein, und allem ein Ende machen. Ich wünsche, ich hätte mit meinen eigenen Händen eine gräßliche, namenlose That begangen, auf daß ich von den Menschen verstoßen und durch Andere, die stärker sind als ich, gezwungen würde, Dich zu verlassen! Alles, alles, alles, nur nicht dies!"

Er stützte sein Haupt an die kalten Steine des hohen Kamins und schlug mit der Stirn gegen die steinernen Skulpturen; seine Augenlider schlossen sich über seinen trockenen schmerzenden Augen, und er wünschte, jeder Augenblick möchte der letzte seines trostlosen Lebens sein, dabei war er sich schmerzlich bewußt, daß sein kräftiger Körper all' sein Leiden überdauern würde. Er hatte so sanft und ruhig sein wollen, hatte sich überlegt, wie er Hilda allmälig alles erklären und sie auf den Schlag vorbereiten wollte, er hatte gedacht, wenn es vorüber wäre, würde er mit Festigkeit feierlich von ihr Abschied nehmen und allein nach Hause zurückkehren können. Er hatte nicht gewußt, was Liebe vermag, noch wie er in dem Kampfe gefoltert und verwundet werden würde. Noch aber war er stark und sieges-

gewiß. Seine Würde und Selbstachtung waren bei dem Ringen heftig erschüttert worden, und er hatte nicht die ruhigen und maßvollen Worte gefunden, die er sich vorher ausgedacht hatte; aber trotz allem, und besonders seinem eigenen Herzen zum Trotz, hatte er tapfer durchgeführt, wozu er hergekommen. Der Sieg war qualvoller als jede Niederlage sein konnte, aber es war doch immer ein Sieg.

Recht nach Mannesweise hatte er in seiner höchsten Qual über den stürmischen Gedanken an Hilda, die sein verwirrtes Hirn durchtosten, sie selbst, ihre Gegenwart, eigentlich vergessen. Die Hände waren ihr in den Schooß gesunken, in dem tiefen alten Lehnstuhl saß sie da wie eine Statue, blässer als Marmor, die farblosen Lippen halboffen, ihre wundervollen Augen mit glasigem Blick auf ihn geheftet. Selbst ihr Haar schien seinen goldenen Glanz verloren zu haben, als wäre es plötzlich mit ihr zu Stein geworden. Und dennoch war sie nicht bewußtlos. Eine sehr kräftige und vollkommen organisirte Natur bricht selten beim ersten Stoße zusammen, sei er auch noch so heftig. Hilda war nicht nur bei Bewußtsein, sondern sogar im Stande zu sprechen.

„Greif!“ Sie sprach seinen Namen mit leiser Stimme deutlich aus.

Er fuhr zusammen, denn er hatte ihre Anwesenheit beinahe vergessen. Er erhob sein verstörtes Gesicht und wendete es ihr zu, während er sich mit der einen Hand auf den Kamin stützte.

„Meinst Du wirklich alles, was Du gesagt hast?“ fragte sie ganz langsam, als koste ihr jedes Wort Ueberwindung.

„Ich meine es alles wirklich, Hilda,“ antwortete er;

noch zitterte seine Stimme von der Heftigkeit des Sturmes, der ihn erschüttert hatte.

„Du meinst, weil Dein Vater diese That begangen hat, schämst Du Dich, mich zu heirathen?"

„Mehr als das" — —

„Und Du willst fortgehen und mich auf immer verlassen, nur um dieses Gedankens willen?"

„Ach, Hilda — Du hast nicht verstanden" —

„Ich habe es alles verstanden, weil ich Dich liebe, und jetzt weiß ich, daß Du mich von ganzem Herzen liebst" —

„O ich danke Dir, meine Geliebte! Gott segne Dich dafür, daß Du die Wahrheit einsiehst" —

„Danke mir nicht" —

Sie holte tief Athem, dann sprang sie rasch auf und trat zu ihm. Der glasig starre Blick war aus ihren Augen verschwunden, und sie glänzten mit bläulichem Licht wie Feuer. Ihre kräftigen weißen Hände ergriffen ihn plötzlich bei den Handgelenken und hielten ihn fest.

„Danke mir nicht, Greif, — oder danke mir doch, wie Du willst. Ich lasse Dich nicht!"

In ihrer Stimme lag eine Kraft, die ihn in Erstaunen setzte, eine mächtige, unerbittliche, gewaltsame Energie, die ihn erschreckte. Er hatte Thränen, Bitten, Klagen erwartet; er hatte gedacht, sie könnte ohnmächtig werden, und der Anblick ihrer Leiden würde die seinigen verdreifachen; aber er hatte nicht den plötzlichen heftigen Ausbruch einer Leidenschaft erwartet, die eben so stark war wie die seinige, wenn nicht noch stärker; er hatte nicht vorausgesehen noch geahnt, daß dieses einfache, fern von der Welt aufgewachsene Mädchen ihn bei den Händen ergreifen und festhalten und ihm mit einem Tone von Entschlossenheit, die den Stärksten erschüttern mußte, sagen würde: „Ich lasse Dich nicht!"

„Du willst nicht?“ rief er entsetzt über die Aussicht auf einen noch härteren Kampf als den ersten.

„Nein“, antwortete sie, noch immer seine Handgelenke festhaltend und ihm mit feurigen Augen ins Gesicht schauend. „Ich will nicht, und ich weiß, daß ich stark bin, ich fühle es.“

Fast eine Minute lang sprach keiner von Beiden, aber Hilda ließ nicht los, und ihre Augenlider verschleierten auch nicht einen Moment den Zauber ihres Blickes. Selbst wenn Greif mehr Erfahrung in Bezug auf Frauen gehabt hätte, würde es ihm nichts geholfen haben. Er wußte weder aus noch ein. Seine Männlichkeit würde ihm einem minder feinfühlenden Mädchen gegenüber Waffen in die Hand gegeben haben, um sich von ihr loszumachen, selbst wenn er sie bis zum Wahnsinn liebte, falls er fühlte, daß er sich von ihr trennen mußte. Eine niedrigere Leidenschaft hätte er bezwingen und durch unbeugsame Festigkeit seinem Willen gefügig machen können, was es ihm auch gekostet hätte; aber hier trat ihm etwas entgegen, was er noch niemals verstanden hatte, und er wußte nicht, was er thun sollte. Die kindliche Unschuld von Hilda's jungfräulicher Liebe gab ihrer Leidenschaft einen ganz ungewöhnlichen Character. Die Abwesenheit von allen gewöhnlichen Ausdrücken der Liebe ließ die überirdische Macht, welche sie antrieb, in ihrer ganzen herrlichen Größe erscheinen. Nie im Leben hatte er sich träumen lassen, daß ihre stille sanfte Neigung einer anderen als einer ruhigen und schönen Entwickelung fähig wäre. Das Vorhandensein einer solchen unwiderstehlichen Kraft, wie sie aus ihren Augen sprühte, hatte er nicht geahnt, er hatte sie nur des Empfangens für fähig gehalten und sich nie gedacht, daß sie stark genug wäre, um kühn zu ergreifen, was ihr versagt wurde. Der

Glanz einer makellosen Seele in der weißen Gluth einer eben so reinen Leidenschaft blendete und überwältigte ihn. Als er sie ansah, war ihm zu Muthe, als hielte ihn die Hand eines herrlichen zürnenden Engels, der seinen Besitz nicht ihm selbst, sondern der feindlichen Macht des Bösen streitig machte.

Es ist erstaunlich, daß er in solchem Falle noch Kraft und Muth zum Widerstande fand. Die meisten Männer würden nachgegeben und sich in ihr Schicksal gefügt haben. Allein obwohl Greif jung und nicht besonders weise war, hatte er stolzes eigenwilliges Blut in den Adern und handelte unter dem Einfluß der allerstärksten Ueberzeugung. So lange er sie nur wie bisher als den schönen und unschuldigen Abgott seines jungen Herzens kannte, hatte er gefühlt, daß er ihr nie gestatten könnte, seinen befleckten Namen anzunehmen. Seine Absicht war von Anfang an höchst ehrenwerth gewesen, in seinem Kampfe mit sich selbst war sie hochherzig und ritterlich geworden, aber angesichts des Widerstandes, der ihm von Mutter und Tochter entgegentrat, nahm sie Verhältnisse an, die ans Groteske streiften. Und dennoch, als er jetzt in ihr edles Antlitz schaute, das von einer ihm fast unbegreiflich reinen Schönheit strahlte, fühlte er mehr als je, daß ein solches Wesen sich niemals mit einem Manne verbinden dürfe, dessen Name vor der Welt gebrandmarkt war. Er wußte nicht, wie er ihr widerstehen sollte, wohl aber, daß es um ihrer selbst willen geschehen müsse, es koste, was es wolle.

Vor ihrem Blick schlug er die Augen nieder, und seine Hände zitterten in den ihren, so daß sie schon dachte, er wolle nachgeben, während er in der That die letzte und höchste Anstrengung machte, seinen Muth zu stählen und seine Selbstbeherrschung zu bewahren. Während er ihrem

Willen zu unterliegen schien, sammelte er neue Kraft und sagte sich in seinem Innern, wenn er in diesem Kampfe besiegt würde, könnte er nie wieder sein Haupt erheben.

Die Sonne strömte voll durch die eckigen Scheiben der Fenster auf den geflickten und verblaßten Teppich, langsam zog sie auf ihrem gewohnten Pfade hin, auf dem die Stunden bezeichnet waren wie auf einer Sonnenuhr, aber durch fadenscheinige Nähte und die Blätter und Blumen eines halb verblichenen Musters. In dem großen Kamin loderten die Stämme mit leisem dumpfem Prasseln fort, und die schäbigen Möbel des Zimmers schienen in der behaglichen Wärme ruhig zu schlummern, wie altersschwache Leute. Und inmitten dieser alltäglichen Umgebung spielte sich ein Drama ab, das freilich äußerlich nicht so schrecklich war wie die Tragödie von Greifenstein, für die beiden jungen so lebensvoll und wild pochenden Herzen aber kaum minder furchtbar.

Die Sonnenstrahlen rückten ein wenig weiter, ungefähr soviel wie das Entschwinden einer Minute anzeigte; dann schaute Greif wieder auf und begegnete wiederum Hilda's Blicken.

Viertes Kapitel.

„Hilda! ich will für Dich sterben, aber ich kann Dich nicht heirathen!" Greif sprach ruhig aber äußerst entschieden.

„Ich habe gesagt, daß ich Dich nicht lassen will, und ich will es nicht", versetzte sie. „Du bist mein Leben, und ich will nicht sterben. Ich müßte sterben, wenn Du mich verließest."

„Du wirst mich vergessen", sagte er.

„Dich vergessen!“ Ihre Stimme schallte durchs Zimmer. Sie ließ seine Hände mit leidenschaftlicher Bewegung fallen und wandte sich ab, indem sie ein paar Schritte nach dem Fenster that; dann kam sie zurück und stellte sich vor ihn hin.

„Dich vergessen!“ rief sie wieder. „Du weißt nicht, was Du sagst. Du kennst mich nicht, wenn Du das sagen kannst. Meinst Du, weil ich ein Mädchen bin, sei ich schwach? Ich sage Dir, ich bin stärker als Du, und ich sage Dir, Du bist von Sinnen. Meinst Du, während ich gern meinen letzten Blutstropfen vergossen hätte, um Dich gestern vor Schmerz zu bewahren, daß ich Dich heute weniger liebe? Ich liebe Dich noch tausend Mal mehr um dessentwillen, was Du thun möchtest, allein Du sollst es nicht thun. Ich liebe Dich mehr als irgend eine Andre Dich lieben kann. Und Du sagst, Du kannst fortgehen, und ich werde Dich vergessen! So wahr ich eine Christin bin, wenn ich Dich vergesse, möge Gott meiner vergessen, jetzt und in der Stunde meines Todes! Ich könnte es nicht, selbst wenn ich es wollte. Und Du sagst, Du willst mich verlassen? Warum? Weil Dein Vater eine schreckliche That begangen und sich das Leben genommen hat? Um eines bloßen Namens willen — nichts weiter! Was ist mir ein Name im Vergleich zu Dir selbst? Ich liebe Dich so, daß ich Dich nicht verlassen würde, auch wenn Du selbst ein entsetzliches Verbrechen begangen hättest, auch nicht wenn wir zusammen eines schmachvollen Todes sterben müßten. Und Du willst mich verlassen, zu meinem Besten! Zu meinem eigenen Vortheil — o, ich möchte nicht den Himmel haben ohne Dich! Vergessen! Woran sollte ich denken, wenn Du mir genommen würdest? Was bliebe mir? Der leere Platz, den Du zuvor eingenommen, die weite Leere, welche Himmel und Erde nicht ausfüllen

könnten. Dein Name — ist er Dir lieber als ich? Aber ich weiß, daß Du mich liebst, obschon Du von Sinnen bist. So lege doch Deinen Namen ab, wirf ihn fort, und laß ihn nehmen, wer da will. Glaubst Du, Hilda von Siegmundskron macht sich etwas aus Namen oder braucht neue? Bin ich eine Bauerntochter, daß ich mich nach einer Freiherrnkrone sehnen oder Dich aufgeben sollte, weil Du sie abgelegt hast? Sei was Du willst, für mich bist Du nur Greif, und nur Greif bedeutet für mich mehr als Himmel und Erde und alles, was darinnen ist. Du schüttelst den Kopf? Was willst Du sagen? Daß es nicht wahr ist? Meine Liebe bedarf keiner Eide, um sie zu binden oder zu bekräftigen. Du kannst sie in meinem Gesichte lesen, ich weiß, da steht sie. Ja — Du kannst mir nicht in die Augen sehen, obschon Du so ehrlich, gut und edel und treu bist wie nur je ein Mann auf Erden. Weißt Du auch warum? Du wagst es nicht, Du, der sonst alles wagt. Ich liebe Dich um so mehr, weil Du dies gewagt hast, aber Du sollst es nicht thun. Ich will Dich nicht lassen, nein, ich lasse Dich nicht, niemals, niemals!"

Greif hatte sein Antlitz abgewendet und stand an den Kamin gelehnt, beinahe in derselben Stellung wie zu Anfang. Sie hatte rasch und leidenschaftlich gesprochen, und er hatte ihr nichts entgegnen können, denn sie hielt nicht inne, beantwortete ihre Fragen selbst und ließ ihm nicht Zeit, ihr zu widersprechen.

„Ich hatte unrecht", sagte er, halb bitter, halb zärtlich. „Du wirst mich eben so wenig vergessen, wie ich Dich vergessen kann. Es wird uns das Abschiedswort um so schwerer machen."

„Es soll nie gesprochen werden, bis einer von uns stirbt, Greif."



„Wir können unser Loos nicht ändern, wenn wir uns auch noch so innig lieben“, sagte er. „Bedenke, Hilda, wenn Du mich nähmest, wie ich bin, was Du in spätern Jahren leiden würdest, was unsre Kinder sicherlich leiden müßten, wenn sie in die Welt träten, und die Leute anfingen zu flüstern, sie wären die Enkel jenes Greifenstein“ —

„Was geht uns die Welt an, Geliebter? Und was unsre Kinder anbetrifft, wenn Gott uns welche schenkt, so weiß ich, wenn sie brave, treue, edle Männer werden, so wird die Welt sie in Ruhe lassen.“

„Die Welt ist schlimm“ —

„Warum sollen wir uns denn mit ihr zu schaffen machen? Ich habe hier im Walde so viele Jahre glücklich gelebt, kannst Du nicht hier mit mir glücklich sein?“

„Ich bliebe immer meines Vaters Sohn, immer ein Greifenstein.“

„Will ich denn haben, daß Du etwas Anderes bist?“

„Hilda! es ist unmöglich!“ rief Greif plötzlich mit erneuter Energie. „Ich habe schon alles gesagt. Muß ich es noch einmal sagen?“

„Und wenn Du es tausend Mal sagtest, würde es dadurch nicht wahrer. Aber ich werde es alles anhören, wenn Du willst.“

Mit einer Ruhe, welche ihre Siegesgewißheit bewies, setzte Hilda sich wieder an die andre Seite des Kamins, faltete die Hände, lehnte den Kopf an den Rücken des Sessels und beobachtete ihn mit halbgeschlossenen Augen. Sie war nicht müde und würde wahrscheinlich im Kampfe länger Stand halten als er. Nachdem der erste Stoß vorüber war, bei dem sie in einem Augenblicke mehr gelitten hatte, als eine Woche mit Todesqualen füllen würde, war der starke Trieb, ihn festzuhalten, über sie gekommen und

ihre Spannkraft in vollster Energie erwacht. Aber der Gedanke an den einen Augenblick der Todesqual genügte, um sie ahnen zu lassen, was sie empfinden würde, wenn er sie verließe.

Wenn Argumente zum zweiten Male wiederholt werden, erscheinen sie selten so triftig, als wenn man sie zum ersten Mal hört. Peinlich und gewissenhaft wiederholte Greif seine Gründe, bemühte sich ruhig und klar zu sprechen, bot all' seine Geschicklichkeit auf, um die Sache überzeugend vorzutragen. Hilda hätte die Idee, welche ihn beherrschte, nicht auf eine grausamere Probe stellen können. Selbst in ihm dämmerte der Gedanke auf, daß er ein Trugbild verfolgte, und die Nothwendigkeit des ungeheuren Opfers, auf dem er bestand, fing an vor dem Widerstande derer zusammenzubrechen, welche mehr dabei interessirt waren als er selbst. Hartnäckig und eigensinnig fuhr er dennoch fort, gegen seine Liebe zu kämpfen, als ob sie sein böser Dämon wäre, bannte Hilda aus seinen Gedanken als wäre sie eine Versuchung zum Bösen, fest entschlossen, den Glauben an das, was er für seine Pflicht hielt, nicht aufzugeben. Es war eine seltsame Scene und würde älteren und erfahreneren Leuten als Hilda Stoff zum Nachdenken gegeben haben.

„Das ist alles, was ich zu sagen habe," schloß er. „Mir scheint, ich kann es nicht deutlicher sagen. Du weißt nicht, was es mir gekostet hat, es alles zu wiederholen."

Der Ausdruck tiefsten Seelenleidens lag auf seinem Gesichte, und er wandte sich ab, um es vor Hilda zu verbergen. Seine gepreßten Lippen konnten kaum die letzten Worte aussprechen.

„Ich bin nicht überzeugt", sagte Hilda nach einer kleinen Pause. „Keine Beredtsamkeit der Welt könnte mich

davon überzeugen, daß wir unser Leben einer Idee aufopfern müssen, nur um uns später vor böser Nachrede zu schützen. Darauf kommt es am Ende heraus. Ich will Dir die Geschichte dieser Idee erzählen."

Sie erschien ruhiger als je, aber der Glanz war nicht aus ihren Augen geschwunden, und Greif fühlte, daß sie bereit war, im Augenblick auf ihn loszuspringen, seine Hände zu fassen und ihm wieder zu sagen, daß sie ihn nicht lassen wollte. Er sah sie ängstlich an, und der leidende Ausdruck trat wieder auf sein Gesicht.

„Dies ist die Geschichte", sagte sie. „Als das Entsetzliche geschah, dachtest Du an mich. Da schien es Dir, als müßtest Du mir mein Wort zurückgeben. Das wurde Dir schwer, weil Du mich so sehr liebst — so schwer, daß es all' Deiner Kraft bedurfte, um zu dem Entschluß zu kommen. Du hast mit meiner Mutter und mit mir gesprochen. Nun frage ich Dich, ob meine Mutter nicht wenigstens alt genug ist, um zu beurtheilen, was recht ist? Stimmte sie Dir bei und sagte, Du solltest mich aufgeben?"

„Nein — sie that alles, was sie konnte, um mich zu überreden."

„Natürlich," fiel ihm Hilda ins Wort, „natürlich that sie das. Soll ich Dir nun sagen, weshalb Du Dich nicht überzeugen lassen willst, sondern darauf bestehst, Dein Leben sowohl wie das meinige zu Grunde zu richten?"

Sie stand wieder auf, dieses Mal ganz sanft und stellte sich neben ihn. Er wendete sein Haupt ab, als ob es ihm wehe thäte, und sie konnte beim Sprechen nur sein kurzes krauses Haar sehen.

„Du willst Dich nicht überzeugen lassen, weil Dir der Entschluß zuerst so schwer wurde, daß Du glaubst, er muß

richtig sein, trotz jedes anderen Rechtes, und Du willst Dich und mich einer Idee aufopfern, welche nur darum stark ist, weil es Dir zuerst so schwer wurde sie zu fassen. Alles, was Du gesagt und gethan hast, ist edel, hochherzig und großmüthig, — aber Du gehst zu weit, Du verlierst die ächte Wahrheit aus den Augen über eine Wahrheit, die gestern wahr war. Es war niemals Deine Pflicht mehr zu thun, als mir anzubieten, mich frei zu geben. Und was den Namen anbetrifft, lieber Greif — ich habe gehört, daß so etwas vorkommt — möchtest Du — das heißt, wenn Dir das helfen würde zu vergessen — möchtest Du meinen annehmen, Geliebter, anstatt mich Deinen tragen zu lassen? Vielleicht würde Dir das die Sache leichter machen, für mich bist Du nur Greif, aber wenn Du für Dich Greif Siegmundskron sein könntest, und hier wohnen, und niemehr nach Greifenstein zurückkehren, noch daran denken, dann könnte ich Dir, mein Geliebter, vielleicht helfen, es alles zu vergessen, sogar bis auf den Namen, der Dir so viel Schmerzen macht."

Sie legte ihm die Hand auf die Schulter und drückte ihre Wange sanft an seine Locken, während sie die letzten Worte sprach, obwohl sie sein Gesicht nicht sehen konnte. Sie sprach so leise und zärtlich, daß ihre Stimme wie süße Musik erklang, die ihm ins Ohr gehaucht ward.

„Nein — nein! Ich darf es nimmer thun!" versuchte er zu sagen, allein die Worte waren kaum hörbar.

Hilda fühlte, wie er zuckte, und sah, daß er mit beiden Händen nach dem Kaminsims griff, als müsse er sich stützen. Seine breiten Schultern hoben und senkten sich krampfhaft. Er schwankte und fiel beinahe zu Boden, obschon Hilda ihr Möglichstes that, um ihn zu halten. Mit großer Anstrengung erreichte er den Stuhl, auf welchem sie gesessen hatte,

und sank hinein. Seine Augen waren geschlossen, die Lider bläulich und seine festgeschlossenen Lippen bewegten sich, als bisse er sich darauf.

Hilda kniete neben ihm nieder und faßte seine kalten Hände. Alle Farbe war aus ihrem Gesicht gewichen, denn sie war in furchtbarer Angst.

„Greif! Greif!" rief sie voll Seelenangst. „Was ist Dir, mein Geliebter? Sprich, mein Herz, ach sieh nicht so aus!"

„Ich habe große Schmerzen", antwortete er ohne die Augen zu öffnen; er versuchte aber ihr die Hand zu drücken.

Sie sah, daß er krank war, und daß die Schmerzen nichts mit der vorigen Aufregung zu thun hatten. Rasch öffnete sie die Thür und rief nach Hülfe. Das Zimmer ihrer Mutter war ganz in der Nähe und Frau von Siegmundskron erschien sofort.

„Greif ist krank — vielleicht im Sterben!" rief Hilda und zog sie ins Wohnzimmer zu ihm.

Die Baronin beugte sich besorgt über ihn und bei der Berührung einer fremden Hand schlug er die bläulichen Augenlider langsam auf und sah sie an.

„Es ist mir im Kopf — im Rücken", brachte er mühsam heraus.

Greif war in voller Rüstung gefallen, er hatte den Kampf mit der überreizten Energie eines schon kranken Menschen gekämpft. Bis zum letzten Augenblick hatte er seine Stellung behauptet, hatte selbst Hilda's letzter zärtlicher Bitte wiederstanden, allein die Spannung war für seine Nerven zu viel gewesen. Freilich war er stark, allein er war noch sehr jung, noch nicht zu dem zähen Stoff erhärtet, aus welchem Weltmenschen gemacht sind. Der Mangel an Schlaf, der entsetzliche Eindruck, welchen der Tod

seines Vaters und seiner Mutter auf ihn gemacht hatte, der furchtbare Kampf mit sich selbst, das alles zusammen hatte die Krisis herbeigeführt. Zuerst war es nur ein stechender Schmerz, der ihm den Kopf durchzuckte und seine Züge verzerrte. Dann kam aber dieser Schmerz nach immer kürzeren Pausen wieder, so daß ihm keine Zeit blieb, dazwischen aufzuathmen, und von körperlicher Qual überwältigt, brach er zusammen, aber fest in seinem Entschluß wie zu Anfang. Es war alles vorüber, und manch langen Tag sollte er nicht mehr seine Ansicht verfechten.

„Schafft mich nach Hause — ich bin sehr krank“, stöhnte er, als die Baronin seinen Puls fühlen wollte.

Allein sie schüttelte den Kopf, denn es schien ihr zu spät dazu.

„Du mußt hier bleiben, bis Dir besser ist“, versetzte sie leise. „Das Rütteln des Wagens würde Dir schaden.“

Er schloß wieder die Augen, nicht fähig zu reden, viel weniger die Sache zu besprechen. Mutter und Tochter flüsterten mit einander, dann verließen Beide das Zimmer und warfen noch einen letzten angstvollen Blick auf Greif, der fast bewußtlos vor Schmerz dalag.

Groß war Bärbel's Bestürzung, als sie hörte, der junge Herr von Greifenstein wäre plötzlich hier im Hause erkrankt, aber sie machte nicht viel Worte, wenn die Zeit drängte. Es konnte jetzt nur einerlei geschehen. Greif mußte Hilda's Zimmer bekommen, und Hilda mußte bei ihrer Mutter schlafen. Sein Wagen mußte den Arzt aus der nächsten Stadt abholen und alles Nothwendige mitbringen. In Bärbel's Geist war schon alles geordnet, und ehe noch Jemand Zeit hatte, ihr etwas zu sagen, fing sie an die ihr nöthig scheinenden Vorkehrungen zu treffen. Nur ein Hinderniß war im Wege, und das war Greif selbst; trotz seiner

heftigen Schmerzen hatte er durchaus nicht die Absicht, sich in ein Krankenlager auf Siegmundskron zu fügen.

Im ersten Augenblick hatte ihn der Schmerz völlig überwältigt; allmälig aber gewöhnte er sich soweit daran, daß er mehr in Zusammenhang denken konnte. Der Gedanke, hier zu bleiben, war ihm unerträglich. Sich von Frau von Siegmundskron pflegen lassen, mit Hilda unter einem Dache wohnen, hieße den Kampf aufgeben, um dessentwillen er so viel geopfert hatte. Ihm war nicht klar, daß er nach seiner Genesung anders denken würde, und daß vieles, was ihm jetzt widerstrebte, ihm dann anzieheud sein könnte.

Ohne Hülfe stand er auf und sah, daß er allein war. Hilda war nach einer Seite gegangen und ihre Mutter nach einer anderen, um etwas zur Linderung seines Schmerzes zu holen. Aus dem Hause zu schlüpfen, war das Werk eines Augenblickes. Auf dem Hofe stand noch der Kutscher, der ihn hergefahren hatte, um die Pferde abzureiben und alles in Ordnung zu bringen, ehe er selbst hineinging, um sich zu wärmen. Es war derselbe, welcher Greif die Nachricht nach Schwarzburg gebracht hatte, ein treuer Mensch, auf dem Gute geboren und erzogen, ganz anders wie die Hausbedienten, welche so oft gewechselt hatten.

„Karl," sagte Greif, zu ihm herantretend, „Du mußt anspannen und mich sofort nach Greifenstein zurückfahren. Du thust mir leid, aber ich bin zu unwohl, um hier zu bleiben. Ich werde vorausgehen, komme mir nach, sobald Du kannst."

Es blieb nichts Anderes übrig, als diesem deutlichen Befehl zu gehorchen. Karl sah verwundert aus, verlor aber keine Zeit, besonders da Greif schon aus dem Thore ging. Im Augenblick waren die Pferde wieder angeschirrt, die

Leine abgewickelt und Karl saß auf dem Bock. Ihm war es lieb, aber für die Pferde fand er die Anstrengung groß. Indessen ging die Straße größtentheils bergab, und Karl bedachte, daß er so langsam fahren konnte, wie er wollte, wenn sein Herr nur erst eingestiegen wäre. Als er eben fertig war, erschienen Frau von Siegmundskron und Hilda auf der Schwelle der Vorhalle; beide sahen bleich und verängstigt aus. Sie hatten Greif nicht mehr im Wohnzimmer gefunden und zuerst gedacht, er irrte im Schlosse herum, aber Hilda's scharfe Ohren hörten das Geräusch auf dem Hofe, und sie merkte sofort, daß der Kutscher anspannte.

„Was heißt das?" fragte Hilda ihn. „Warum haben Sie wieder angespannt?"

„Der gnädige Herr hat es befohlen", versetzte Karl und lüftete mit einer Hand seine Soldatenmütze, während er die Leine in der anderen hielt.

„Der gnädige Herr ist vorausgegangen, und ich soll ihm nachkommen."

Damit wendete Karl um, und die Pferde trabten langsam dem Thore zu.

„Halt! Halt!" rief Hilda und lief die Stufen hinunter ihm nach, während ihre Mutter etwas langsamer folgte.

Karl hielt an und sah sich um.

„Herr von Greifenstein ist sehr krank," sagte das junge Mädchen, „er kann unmöglich allein so weit fahren, er sollte hier bleiben, und Sie sollten den Arzt holen."

Sie war so aufgeregt, daß sie kaum wußte, was sie sagen sollte, als ihre Mutter, ruhiger und gefaßter, zu ihr trat.

„Sie sagen, er ist zum Thor hinausgegangen. Wie lange ist das her?" fragte die ältere Dame.

„Ungefähr fünf Minuten.“

„Sagte er noch etwas Anderes, als er den Wagen bestellte?“

„Er sagte, er wäre sehr krank und müßte gleich nach Hause, und ich thäte ihm leid.“

Frau von Siegmundskron überlegte einen Augenblick. Es war klar, daß Greif nicht so krank war, wie sie zuerst geglaubt hatte, sonst hätte er nicht allein fortgehen können, den Wagen bestellen und ohne Stütze weitergehen. Karl kam ihren Gedanken entgegen.

„Verzeihen die gnädige Frau,“ bemerkte er, „wenn er allein weiter geht, wird er noch kränker werden.“ Er faßte die Leine wie zum Weiterfahren.

„Fahren Sie zu, Karl,“ sagte die Baronin und in einem Augenblick war er fort.

„Mutter! Du hättest mitfahren sollen!“ fing Hilda an und sah sie mit einem Ausdruck von Angst und Enttäuschung an.

„Ich sehe nicht ein, wie ich das konnte, mein Kind,“ antwortete die Baronin. „Wenn Greif stark genug war um zu gehen, so war das das Beste. Es würde für uns sehr schwer sein, ihn zu pflegen. In Greifenstein hat er seinen Vetter und wenn er krank wird, können sie mich holen lassen. Ueberdies“ — Sie hielt inne.

„Was denn?“ fragte Hilda besorgt.

„Er hat sich verständig benommen, wenn er gehen konnte. Es ist nicht Sitte in der Welt, daß junge Leute in solchen Fällen lange zum Besuch bleiben.“

„Die Welt, die Welt!“ rief Hilda traurig. „Ich habe heute schon so viel von der Welt gehört. Mutter — er wird Dich nicht holen lassen. Wir werden nicht hören, wie es ihm geht“ — —

„Dafür will ich sorgen“, sagte die Baronin ruhig. „Er ist jung und sehr kräftig. Es ist am Ende nur Uebermüdung und wir werden morgen erfahren, daß er wieder wohl ist.“

Hilda hatte das Gefühl, als müßte sie ihrer Mutter entschlüpfen und durch's Thor hinaus auf dem kurzen steilen Fußweg den Berg hinab laufen. Die Fahrstraße machte einen großen Bogen, ehe sie an diesen Punkt kam, und sie wäre sicherlich vor dem Wagen dorthin gelangt. Aber sie wußte, daß bei solchem Ungestüm nichts Gutes herauskommen würde. Sie würde dastehen und auf den Wagen warten, der würde kommen, Greif würde halten lassen und dann, — was würde dann geschehen? Die Scene, welche vor einer Viertelstunde geendet hatte, würde so zu sagen von vorne anfangen, mit der unwillkommenen Zugabe des Kutschers als Zeugen.

Sie konnte nicht einsteigen und mit ihm weiterfahren, und so mußte die Sache ein schnelles Ende nehmen, vielleicht mit einem neuen Anfall der Schmerzen, welche Greif so plötzlich überfallen hatten. Es war hart, daß er so auf und davongegangen war, und nichts als sein Leiden konnte sein Benehmen entschuldigen; aber wenn er jetzt zurückkäme, wäre es beinahe noch schlimmer. Im Grunde sah Hilda mit ächt weiblichem Tacte ein, daß sie doch zuletzt mit ihrem Argument obgesiegt hatte, und daß Greif's plötzliches Fortgehen ganz so aussah, wie eine hastige Flucht. Sie wußte auch, daß er sie liebte, und daß es ihm ganz unmöglich sein würde, abzureisen, ohne sie wieder zu sehen. Kein Weib würde dem Manne, welchen sie liebt, so etwas zutrauen! Es war also Wahnsinn, daran zu denken, ihn auf dem Wege abzufangen, um noch ein paar Worte mit ihm zu sprechen. Die Hände lose in einander gelegt, die

Arme herabhängend, stand Hilda da und starrte den leeren Thorweg an. Das Glück, auf welches sie sich vor einer Stunde gefreut hatte, als sie von fern den Wagen mit Greif herankommen sah, war seltsam gestört worden, und doch fühlte sie sich jetzt nicht ganz unglücklich, wenn sie auch still und traurig war. Um die Welt hätte sie die Stunde nicht hingeben mögen, noch die Worte, welche über ihre Lippen gekommen, ungesagt sein lassen. Die Zeit war sehr kurz gewesen, und doch lang genug, um ihr zu zeigen, was Greif's Liebe für sie wirklich war, und was er bereit war, um ihretwillen zu leiden. Sie hatte auch die Genugthuung zu wissen, daß sie nicht dieses Leiden über ihn gebracht, sondern alles aufgeboten hatte, um es von ihm zu nehmen. Freilich hatte er sich bis zuletzt geweigert, seine Last abzulegen, aber Hilda glaubte nicht, daß er sie, nach dem, was sie zu ihm gesagt hatte, noch viel länger tragen würde. Ihre Jugendfrische und Kraft sträubte sich gegen so ein schweres Loos, und ihr weiblicher Scharfsinn sagte ihr, daß mehr als die Hälfte seiner Hartnäckigkeit krankhaft und unnatürlich gewesen sei und durch völliges Ausruhen und Erholen von selbst verschwinden würde. Ihre Sorge galt jetzt ihm allein und betraf sie selbst nicht länger. Sie wußte von Krankheit nichts weiter, als daß es eine Art von Mißgeschick wäre, ein Zustand unbestimmten Schmerzes, bei dem die Leute im Bett bleiben und vom Arzt besucht werden. Während ihres ganzen Lebens war von den drei weiblichen Wesen, aus welchen ihr Hausstand bestand, niemals eins auch nur einen Tag krank gewesen, und obgleich Hilda manchmal bei ihren Besuchen in Greifenstein gehört hatte, Clara wäre nicht wohl genug, um zu erscheinen, so hatte sie dabei nur gedacht, wie die arme alte Dame wohl aussähe, wenn sie nicht geschminkt und ihr

Haar nicht gebrannt war. Demnach aber konnte sie sich nicht vorstellen, was eine wirkliche Krankheit auf sich habe. Sie konnte nur daran denken, wie Greif's Gesicht ausgesehen hatte, als er auf den Stuhl taumelte und dann den Kopf zurückwarf, während seine Lippen blau wurden. Lange Zeit trat ihr nur dieses Bild vor die Seele, wenn von Krankheit gesprochen wurde.

Frau von Siegmundskron sah ihre Tochter an, ohne ihre Gedanken zu verstehen. Sie errieth ungefähr, wovon das Gespräch gehandelt hatte, aber sie wußte nicht, was es für ein Ende genommen. Indessen wollte sie abwarten, bis Hilda von selbst zu sprechen anfing, und sie wußte, sie würde nicht lange zu warten haben. Sie schlang den Arm durch den ihrer Tochter und führte sie sanft ins Haus zurück. Letztere widerstrebte nicht, sondern ging ruhig neben ihr über den sonnigen Hof. Als sie die Hausthür erreichten, wendete Hilda sich um und schaute noch ein Mal nach dem Thor.

„Ich möchte wohl wissen, wie es sein wird, wenn er wieder da herein kommt!" sagte sie.

Dann ging sie mit ihrer Mutter hinein ins Wohnzimmer und setzte sich auf ihren alten Platz, auf den Stuhl, in den Greif gesunken war. Sie blieb einige Minuten allein, während Frau von Siegmundskron Bärbel sagen ging, daß Greif wirklich fortgegangen, und daß es nicht nöthig wäre, Umstände zu machen.

Das Feuer brannte noch immer hell, obschon einer der Holzblöcke auseinander gefallen, so daß in der Mitte der beiden Stücke eine große Höhle voll glühender Kohlen und prasselnder Flammen entstanden war. Die Sonne war noch nicht bis zum nächsten fadenscheinigen Saum auf dem verblaßten Teppich gekommen. Das Zimmer sah genau

so aus wie vor einer Viertelstunde. Hilda dachte an alles, was geschehen war, während jener Klotz entzwei brannte, und während der helle Sonnenschein über den schmalen Raum fortrückte. Sie hielt ihre weißen Hände vor die Flamme und schaute durch ihre Finger in die rothe Gluth.

Sie war nicht ganz so ruhig, wie sie aussah, aber doch lange nicht so aufgeregt, wie zu erwarten stand. Ihre Nerven besaßen eine Festigkeit, welche die krankhaften Schwärmer der sinkenden romantischen Schule zur Verzweiflung getrieben haben würde, eine angeborene Kraft, welche sie für Andere schwer verständlich machte. Weiblich war sie ohne Zweifel, aber von jenem Typus, der sich bei Frauen in der Stadt selten und selbst auf dem Lande nicht oft findet. Körperlich vollkommen organisirten Naturen, welche niemals unnatürlich angespannt worden sind, wohnt eine Zuversichtlichkeit inne, kraft deren sie schwächeren Naturen hart und gefühllos erscheinen. Sie haben eine gewisse Art, still zu sitzen ohne ihre Gedanken zu verrathen, wenn sie nicht handeln müssen, welche den Eindruck macht, als ob sie nichts fühlten und sich nur um sich selbst bekümmerten. Nur in großen Momenten zeigen sie sich von ihrer besten Seite, und erregen Bewunderung durch ihre übermächtige Kraft im Handeln. Sie zeigen nichts von jenem fortwährenden Wechsel der Gefühle, der sehr nervösen Leuten eigen ist, und sie als Studien der Empfindsamkeit interessant macht. Ihre Gesichter spiegeln nicht Licht und Schatten jeder vorübergehenden Empfindung wieder, ihre Stimmen haben nicht den schnell wechselnden Gegensatz im Ton, der mehr sagt als Worte, sie erröthen und erblassen nicht bei jeder Anspielung auf Glück oder Unglück, alltägliche Redensarten erregen in ihnen nicht einen schnellen Gedankengang, der wie eine aufsteigende Tonleiter fortläuft,

um in einer augenblicklichen Erregung, in einem halb angenehmen halb schmerzlichen Erbeben des Herzens zu gipfeln. Ihre starken Pulse schlagen ruhig, in unverändertem Tact, der volle ebenmäßige Blutumlauf bewahrt ihren frischen Gesichtern eine sanfte Farbe; wenn sie müde sind, schlafen sie, wenn sie wach sind, so sind sie selten müde; was sie gestern konnten, das können sie heute eben so gut, und werden es morgen ebenfalls können. Sie fühlen niemals jene scharfen Stiche dicht am Herzen, die uns sagen, wie bald ein etwas schärferer Stich allem ein Ende machen könnte. Sie liegen Nachts nicht stundenlang wach und zählen die Schläge des grausamen kleinen Hammers, welcher endlich sein Gefängniß entzwei schlägt und unter den Trümmern der Brust, die ihn in sich barg, selbst zerbrochen wird. Urtheilslos und ungerecht rechnet die Welt ihnen das alles als Stumpfheit und Mangel an feinem Gefühl an, bis zu dem Tage, wo sie sie von solchen Leidenschaften ergriffen sieht, wie sie allein sie erregen können, oder solche Schmerzen leiden, wie nur die Stärksten durchmachen können.

Die Baronin kam nach einigen Minuten zurück und stellte sich neben Hilda. Sie legte ihrer Tochter die Hand auf die Stirn und beugte sich zu ihr.

„Was hat er Dir gesagt, mein Kind?" fragte sie.

„Er sagte mir, er könnte mich nicht heirathen, denn nach dem, was vorgefallen, würde es eine Schande für mich sein, Greifenstein zu heißen."

„Dasselbe hat er zu mir gesagt", erwiderte die Mutter, indem sie sich setzte und eine Arbeit zur Hand nahm, die auf dem Tische lag. Sie konnte nicht müßig sein. „Dasselbe sagte er mir", wiederholte sie nachdenklich. „Und ich entgegnete ihm, er wäre im Irrthum."

„Er sagte, Du hättest Dein Bestes gethan, ihn zu überreden," sagte Hilda und versank wieder in Schweigen. „Weißt Du, was ich gethan habe?" fragte sie dann.

„Ich vermuthe, Du hast ihm gesagt, Du machtest Dir nichts aus solchen Dingen wie Namen."

„Ja — das sagte ich. Aber ich ergriff ihn bei den Händen und sagte ihm, daß ich nicht von ihm lassen wolle. Ich glaube, ich war sehr böse auf etwas, doch nicht auf ihn."

Frau von Siegmundskron legte ihre Arbeit in den Schooß und sah das junge Mädchen eine Weile aufmerksam an.

„Hatte ich unrecht?" fragte Hilda und wendete sich um, als sie den Blick ihrer Mutter auf sich ruhen fühlte.

„Nein. Ich finde nicht, daß es unrecht war, aber ich glaube, ich hätte mich anders benommen. Ich hätte versucht, ihm klar zu machen, — ja, ich war aber nie so wie Du."

„Das thut mir leid. Ich möchte alles thun, um zu sein wie Du, liebste Mutter!"

„Es braucht Dir nicht leid zu thun, Kind. Du bist wie einer, den ich mehr liebte wie mich selbst. Du erinnerst mich an Deinen Vater. Nun, und was sagte Greif dazu?"

„Er weigerte sich bis zuletzt — und dann bekam er den Schmerz im Kopf, und ich dachte, er würde sterben. Das Uebrige weißt Du. O Mutter, was wird aus ihm werden, und wann werden wir ihn wiedersehen?"

„Ich weiß nicht, wann wir ihn wiedersehen werden, liebe Hilda, aber ich glaube nicht, daß er ernstlich krank werden wird. Wenn Jemand die Kraft hat, das zu thun, was er eben gethan hat, und dann, wie er, zu Fuße fortzugehen, ist er nicht in einem gefährlichen Zustande."

Frau von Siegmundskron nahm ihre Handarbeit wieder vor und sprach eine lange Weile nicht mehr. Sie hatte Zeit zum Nachdenken gehabt, und Greif's Benehmen kam ihr sehr sonderbar vor.

Fünftes Kapitel.

Karl holte Greif ein noch ehe dieser ein Kilometer gegangen war. Der schnelle Entschluß, der rasche Gang und die scharfe Luft hatten dazu beigetragen, den unerträglichen Schmerz zu mildern, der ihn im Augenblick überwältigt hatte, und als er sich in die Pelzdecken zurücklehnte, fing er an zu glauben, er würde am Ende doch nicht krank werden, und die beinahe unziemliche Eile zu bedauern, mit der er davongegangen war. Als er aber das Vorgefallene noch ein Mal durchdenken wollte, fühlte er, daß sein Kopf verwirrt und seine Erinnerungen unklar waren. Nur einer Sache war er völlig gewiß, nämlich daß er seine Absicht ausgeführt und Hilda für immer entsagt hatte. Bei der Gemüthsbewegung, die dieser Gedanke ihm verursachte, stellte sich der Schmerz von neuem ein, und er lag fast bewußtlos auf dem Sitze, während Karl die Rosse sorgsam auf dem steilen Wege lenkte. Ehe sie noch weit gefahren waren, sah Greif nichts mehr als die undeutlichen Umrisse von Bäumen und Felsen, die an seinen schmerzenden Augen vorüberglitten. Alles Uebrige war eine öde Leere, und der geringste Versuch zu denken wurde ihm zur Qual. Mit einem Male konnte er sich nicht besinnen, ob er nach Hause führe oder weiter fort, dann glaubte er, daß Jemand neben ihm im Wagen säße, entweder sein Vater oder Frau von Siegmundskron, und vergeblich versuchte er

die Thatsache ihrer Anwesenheit mit seiner Unfähigkeit, ihre Gestalt zu erkennen, in Einklang zu bringen.

Endlich wußte er, daß er aus dem Wagen gehoben wurde, und machte den Versuch sich aufzurichten und gerade zu gehen. Allein starke Arme umfaßten ihn und trugen ihn durch die hellen Hallen, in welche die sinkende Sonne mit schrägen Strahlen durch die bunten Glasfenster drang, und durch die breiten halbdunkeln Corridore, die endlos schienen, bis er endlich in einem warmen Zimmer auf's Bett gelegt wurde. Wie in einem Traume erkannte er da plötzlich Rex, der neben ihm stand und seine Hand hielt.

„Ich muß doch wohl krank sein", sagte er matt.

„Sehr krank", antwortete Rex. „Kennst Du mich? Kannst Du mir sagen, was mit Dir vorgegangen ist?"

Greif starrte ihn einige Augenblicke an und antwortete dann mit Anstrengung.

„Ich habe es gethan", sagte er und schloß die Augen.

Darauf war er sich nichts mehr bewußt, weder des Tageslichtes noch der Dunkelheit, weder der Einsamkeit, noch der Anwesenheit von Rex und derer, die ihm bei der unermüdlichen Pflege beistanden. Ein Tag um den andern verging, ein Arzt kam und dann zwei, und dann wurde eine berühmte Autorität herbeigerufen und nahm Wohnung im Schlosse und besuchte den Kranken sechs Mal am Tage; in der Zwischenzeit schmauste er fürstlich nach Art großer Autoritäten, welche eine erstaunliche Kenntniß der guten Dinge dieser Welt haben und eine eben so bewundernswerthe Fähigkeit, sie zu genießen.

Alles Mögliche wurde mit Greif angestellt, wovon er nichts wußte. Er hatte Eis auf dem Kopf und brennende Senfpflaster auf den Fußsohlen, er wurde mit seltsamen Mischungen von Wein und Kraftsuppe, rohem Fleisch und

Conserven gefüttert, die er alle unbewußt verschluckte, ohne besser zu werden. Noch immer warf er sich hin und her und raste, stöhnte und lachte und weinte wie ein Kind und tobte wie ein Wahnsinniger.

Der große Arzt schüttelte den Kopf und schlürfte nachdenklich den ihm vorgesetzten alten Burgunder, dazwischen aß er Stückchen köstlichen Wildprets und schnitt nachdenklich den Treibhausspargeln die Köpfe ab, wenn er vom Wildpret genug hatte. Lange Zeit sprachen Rex und er bei den Mahlzeiten wenig mit einander, und der Arzt war geneigt, seinen Gefährten für einen Mann von gewöhnlichen Geistesgaben zu halten. Als aber Greif sich nicht besserte, beschloß Rex eines Tages, den guten Mann durch Prüfung seiner Kenntnisse in Erstaunen zu setzen. Um das Gespräch in Gang zu bringen, warf er eine Bemerkung über eine umstrittene Frage hin, die, wie er wußte, die wissenschaftliche Welt bewegte, und von der er annehmen konnte, daß der berühmte Arzt seine eigne bestimmte Ansicht darüber haben würde. Zum Erstaunen des letztern bestritt Rex dieselbe, zuerst nur als ob es ihm wenig darauf ankäme; allmälig aber enthüllte er vor seinem Gegner mit unvergleichlicher Geschicklichkeit ein so gründliches Wissen und ein so scharfes Urtheil, daß diesem förmlich der Athem stehen blieb.

„Sie überzeugen mich beinahe“, sagte der Arzt und vergaß darüber, sich zum zweiten Male von den grünen Erbsen zu nehmen, obschon es die ersten waren, welche er in diesem Jahre genossen hatte. „Auf mein Wort, Herr Rex, Sie überzeugen mich beinahe, und doch sind Sie ein ganz junger Mann.“

„Für wie alt halten Sie mich?“ fragte Rex mit feinem Lächeln.

Der Doctor prüfte sein Gesicht aufmerksam und besah dann lange seine Hände. Es interessirte ihn so, daß er aufstand und Rexens Zunge so genau besah, als ob er ein Thier untersuchte.

„Ich bin verwundert", sagte er, als er sich wieder setzte, und die Serviette über die Kniee legte. „Ich finde nichts, was mir beweist, daß Sie über zwei- oder dreiunddreißig Jahr alt sind."

„An meinem letzten Geburtstag bin ich vierzig geworden, — und ich war damals noch Student in Schwarzburg", sagte Rex ruhig.

„Sie haben eine vorzügliche Thätigkeit des Herzens", bemerkte der Doctor. „Ich hätte es nicht gedacht, allein Ihr Alter heilt die meiner Eitelkeit geschlagne Wunde."

Es ist eine merkwürdige Thatsache, daß von dem Augenblicke an der große Arzt Rex mehr Aufmerksamkeit schenkte, dem Wildpret und den Spargeln dagegen weniger; so viel steht fest, sein Benehmen und seine Unterhaltung wurde anders, und er verwendete auf seinen Patienten mehr Sorgfalt, als er je einem Kranken hatte angedeihen lassen, seit er ein berühmter Mann geworden war. Später pflegte er seinem gelehrten Collegen zu erzählen, der einzige ihm bekannte Mann, der Aussicht auf Berühmtheit hätte, wäre ein stiller Gelehrter, welcher im Schwarzwald lebte.

Rex hatte aber mit Befriedigung in Erfahrung gebracht, daß der Arzt wirklich große Kenntnisse besaß, obschon er im Allgemeinen keine hohe Meinung von der medizinischen Wissenschaft hatte und das eigentlich selbst aussprach. Greif war trotzdem noch immer schwer krank, und sein Zustand schien sich zu verschlimmern. Rex war in Angst; er wachte bei ihm und pflegte ihn mit unermüd-

licher Sorgfalt. Er wußte recht gut, was Greif mit den wenigen Worten gemeint hatte, die er bei seiner Heimkehr gesprochen, und wußte auch, was die That seines Vetters auf sich hatte. Seine Gedanken waren nicht angenehmer Art.

Es schien ihm, als wolle das Schicksal die Schwierigkeit lösen, indem es alle Knoten mit einem Male durchschnitte. Wenn dieses schreckliche Fieber Greif's Leben ein Ende machte, so erreichte auch das Haus Greifenstein mit dem Tode des letzten männlichen Sprossen sein Ende. Greif, der vermögens- und namenlose Verwaiste würde neben seinem Vater als Greif von Greifenstein liegen, und das Vermögen nach dem gewöhnlichen Laufe des Gesetzes auf die Siegmundskrons übergehen, denen es von rechtswegen gehörte.

Wenn aber Greif genas und bei seiner Weigerung, Hilda zu heirathen, verblieb, so würde der Wittwe und ihrer Tochter das größte Unrecht geschehen. Rexens Gerechtigkeitsgefühl würde nicht befriedigt sein, wenn die Siegmundskrons nur einen Theil des Vermögens erhielten, das ihnen rechtmäßig ganz gebührte, und Rex dachte mit Schrecken an den Augenblick, wo er genöthigt sein könnte, zu Greif zu gehen und ihm die Wahrheit zu enthüllen. Er war ein Mann von sehr festen Grundsätzen, welche mit keiner Art von sittlichem Glauben zusammenhingen; aber es schien, als ob sein Verstand sich trotz aller seiner Klügeleien dieses Mangels bewußt und immer bestrebt wäre, die Lücke auszufüllen, indem er sich an seine eigenen Regeln band, auf die er seinen Glauben übertragen hatte. Er wußte ganz genau, daß wenn Greif sich nicht von der Verkehrtheit seiner Handlungsweise überzeugen ließ, es nöthig sein würde, das Geheimniß zu enthüllen. Ehe Greif

alles das erlitt, was aus dieser Enthüllung entstehen mußte, war es beinahe besser, daß er unbewußt in seinem Delirium stürbe. Nach Rexens Ansicht war das menschliche Leben nicht viel werth, wenn es nicht einen beträchtlichen Antheil Glück darbot, und er wußte wohl, daß Greif sich nach einem solchen Schlage nie wieder erholen könnte. Der Verlust des Vermögens würde ihm nichts sein gegen den Verlust des Namens und die Schmach des Gedächtnisses seiner Mutter. Rex wußte, was dies bedeutete, obwohl er nicht all' das zu tragen hatte, was in solchem Falle Greif bevorstand.

In dem halbdunkeln Zimmer betrachtete er seines Bruders Gesicht. Er hatte sich an den einförmigen Ton seines beständigen Phantasirens so gewöhnt, daß er es kaum bemerkte, wenn er im Zimmer weilte; aber es verfolgte ihn, wenn er allein war. Er beobachtete Greif's blasses Antlitz und fragte sich, was das für ein Ende nehmen würde. Wenn Greif starb, hatte der Einsame nichts mehr, wofür er leben konnte. Greif war in sein Leben getreten, als er mit den zunehmenden Jahren eben zu fühlen begann, daß weder Reichthum noch Wissenschaft die Stelle menschlicher Zuneigung ausfüllen kann. Was Frauenliebe bedeutet, hatte Rex nie verstanden. Er hatte sich mehrmals auf kleine Liebeshändel eingelassen, theils aus Neugier, theils aus Eitelkeit, allein im Kreise seiner Erfahrung hatte er nie an einer Frau eine Gefährtin gefunden, noch jemals eine kennen gelernt, die er nicht jeden Augenblick um eine jener Beschäftigungen und Zerstreuungen willen verlassen haben würde, die ihm mehr zusagten als Liebesangelegenheiten. Diesem merkwürdigen Mangel an Erregbarkeit verdankte er vielleicht sein jugendliches Aussehen in einem Alter, wo viele Männer schon anfangen grau zu werden,

und die meisten Spuren dessen, was sie durchgemacht haben, an sich tragen. Er hatte nie besonderes Gefallen an der Gesellschaft seines Vaters gehabt; erstens weil ihm all' die Erinnerungen an ein Zusammenleben während seiner Kindheit fehlten, auf denen solche Zuneigung oft allein beruht, dann weil er von ihm in seiner ganzen Denkungsart und Geschmacksrichtung abwich, sobald er im Stande war, selbständig zu denken. Ihre Beziehungen zu einander waren immer freundlich gewesen, denn Rex war selbst in seiner Jugend nicht ein Mensch, der sich leicht um Kleinigkeiten mit Anderen entzweite, und der alte Riesenegg hatte ihn ganz jung nach Deutschland geschickt und ihn reichlich mit Geld versehen, in dem Glauben, daß er auf jede Weise das Unrecht wieder gutmachen müßte, welches er seinem Sohne durch seine eigene Schmach angethan hatte. Außer einem regelmäßigen Briefwechsel, in dem sich keine besonders warme Zuneigung kundgab, hatte die Beiden seit Jahren nichts zusammengehalten. Da hatte Rex sich bemüht, seinen Vetter ausfindig zu machen, hatte ihn immer lieber gewonnen und zuletzt erfahren, daß er nicht nur sein Vetter, sondern vielmehr sein Bruder wäre. Als er ihn jetzt zwischen Leben und Tod schweben sah, gestand er sich ein, daß er ihn liebte, und daß er nur um seinetwillen die Last des Lebens ferner auf sich nehmen wolle. Wäre Greif nicht gewesen, so hätte jener verhängnißvolle Brief ihn bewogen, es aufzugeben.

Allein das Leben, für welches Rex leben wollte, stand auf schwachen Füßen. Der Arzt that sein Bestes, und das war so viel als überhaupt ein Mensch leisten konnte, wenn er ernstlich wollte, aber Greif's Kräfte nahmen von Tag zu Tag ab, und kein Anzeichen wies darauf hin, daß die Gehirnentzündung schwände. Wenn ihm ein Anderer zur

Seite gestanden hätte als Rex, so würde der große Arzt wahrscheinlich den Kopf geschüttelt und gesagt haben, es wäre wenig Hoffnung vorhanden. Aber Rex wirkte auf ihn wie ein belebendes Mittel, und beim Anblick seiner undurchdringlichen steinernen Augen war dem Arzt zu Muthe, als ob sein ganzer Ruf auf dem Spiel stünde. Er ging sogar so weit, daß er die ganze Nacht bei seinem Patienten wachte, als es um diesen am schlimmsten stand, und das hatte er seit vielen Jahren nicht gethan und that es wahrscheinlich im Laufe seines behaglichen Daseins nie wieder.

Greif lag im Sterben. Der Arzt zweifelte kaum mehr daran. In seiner ganzen Erfahrung war ihm noch nie ein so hartnäckiger Fall von Meningitis bei einem so jungen und so kräftigen Mann vorgekommen. Der Morgen graute und fand ihn und Rex neben dem Bette stehen, das in der Dämmerung unnatürlich weiß aussah. Noch lebte Greif, aber sein Stöhnen war sehr schwach geworden, und seine Kraft war beinahe dahin. Rex hielt von Zeit zu Zeit den Athem an, wenn der Ton verstummte, denn er fürchtete, jeder Augenblick könnte der letzte sein. Der Doctor versuchte nach der Uhr zu sehen, ohne an die Nachtlampe heranzutreten; es gelang ihm nicht, und er steckte die Uhr mit einem leisen Seufzer wieder in die Tasche. Er hatte alles gethan, was er konnte, und doch hefteten sich im grauen Zwielicht Rexens steinerne Blicke auf ihn, und sein Ruf stand auf dem Spiel. Er wußte, daß der Faden in jedem Augenblick reißen konnte, aber er glaubte, wenn Greif bis zum Sonnenaufgang leben bliebe, würde er auch noch bis Mittag leben und ungefähr um drei Uhr Nachmittags sterben.

„Herr Rex,“ sagte er ruhig, „ich denke, Sie sollten

lieber Frau von Siegmundskron herholen lassen, wenn sie ihn noch zu sehen wünscht. Sie haben mir gesagt, er hat sonst keine nahen Verwandten."

Rexens Haupt sank auf die Brust, als hätte er einen Schlag erhalten, obwohl er die ganze Nacht gewußt hatte, daß dieser Morgen der letzte sein könnte, und ihm der Arzt nichts Unerwartetes sagte. Einen Augenblick darauf ging er leise aus dem Zimmer. Noch ehe er weit gegangen war, trat ihm ein Diener entgegen.

„Sagen Sie Karl, er möchte die Trakehner Hengste anspannen und, so schnell sie laufen können, nach Siegmundskron fahren. Er muß die Baronin vor Mittag herbringen. Der gnädige Herr liegt im Sterben."

Er wollte sich umwenden, aber der Bediente hielt ihn mit einer Frage zurück, die er zuerst nicht verstand.

„Was sagten Sie?" fragte er.

„Ein Bote aus Siegmundskron ist soeben gekommen, um sich zu erkundigen," sagte der Diener.

„Ich will mit ihm sprechen. Bestellen Sie rasch, daß Karl anspannt," sagte Rex.

In der Vorhalle wurde ihm ein sonderbar aussehender Mensch zugeführt. Er war einer jener mageren, elastisch gebauten, dunkeln Waldbewohner mit glattem Haar, die nicht einem deutschen Stamme anzugehören scheinen, was sie auch sonst sein mögen. Er trug geflickte Lederhosen, aus deren Seitentasche der Horngriff seines langen Messers hervorragte. Seine Füße waren bloß, sein Hemd offen, seine Weste mit silbernen Knöpfen nachlässig über die eine Schulter geworfen, und eine kleine Pelzmütze von der Stirn zurückgeschoben, auf welcher einige Schweißtropfen standen. Seine kleinen durchdringenden Augen begegneten Rexens Blicken unerschrocken.

„Die Frau Baronin läßt fragen, wie es dem jungen Herrn geht," sagte er in schwäbischer Mundart.

„Herr von Greifenstein liegt im Sterben", antwortete Rex ernst.

„Dann will ich lieber gleich gehen und es ihr sagen", versetzte der Mann ruhig, obwohl er bei der schlechten Nachricht sehr niedergeschlagen aussah. Er drehte sich bereits um, als Rex ihn zurückhielt.

„Sind Sie zu Fuß gekommen?" fragte er und sah den Menschen verwundert an, der von Siegmundskron herüberlaufen und wieder umkehren konnte, ohne sich zu verschnaufen.

„Natürlich", war die Antwort.

„Dann können Sie zurückfahren. Ich habe eben den Wagen bestellt. Geben Sie ihm schnell etwas zu essen," setzte er zum Diener gewendet hinzu, „während Karl anspannt."

„Ich werde vor dem Wagen dort sein", sagte der Mann leichthin. „Besonders wenn Sie mir einen Schluck Kirsch geben lassen."

„Vor dem Wagen?"

„Nicht wenn ich hier stehen bleibe", versetzte der Andere. „Aber ich kann Ihren Pferden wenigstens um eine halbe Stunde zuvorkommen."

„Wie heißen Sie?" fragte Rex, während der Diener das Getränk holte.

„Wastei."

„Vermuthlich Sebastian?"

Der Mann zuckte die Achseln, als ob er sagen wollte, daß er sich aus einem so feinen Namen nichts mache. Rex nahm seine Börse heraus und gab ihm ein Goldstück; seine Bewunderung für die Leistungsfähigkeit des Burschen bewog ihn zu dieser Großmuth.

„Nehmen Sie das, Wastei, und hier ist Ihr Kirsch.“

Wastei nickte, steckte das Goldstück in seine Tasche, trank ein Viertel der Flasche Kirschbranntwein mit einem Zuge aus, grüßte mit seiner Mütze und war aus der Thür, ehe Rex noch etwas sagen konnte.

„Kennen Sie den Burschen?“ fragte Rex den Diener.

„Nein, gnädiger Herr,“ versetzte der Bediente steif. „Ich bin nicht aus dieser Gegend.“

Rex kehrte mit schwerem Herzen ins Krankenzimmer zurück und fand den Arzt noch immer auf derselben Stelle stehend und den Sonnenaufgang erwartend. Beide setzten sich schweigend, beobachteten das Gesicht des Sterbenden und lauschten auf seine Athemzüge. Es war nichts mehr zu thun, als alle Viertelstunde den Versuch zu machen, ihm etwas Nahrung einzuflößen.

Allmälig wurde es heller, bis ein sanftes röthliches Licht von dem Schnee draußen auf die Decke des Zimmers zurückgeworfen wurde. Es war mitten im Winter, die Nächte waren lang, die Tage kurz, die Sonne ging fast so spät wie nur möglich auf und plötzlich wieder unter, ehe der Tag halb vorüber zu sein schien. Als endlich von Osten her ihre ersten Strahlen ins Zimmer fielen, standen Rex und der Doctor auf und sahen den Patienten an. Noch athmete er ganz schwach und scheinbar ohne Schmerz.

„Eine Möglichkeit ist noch vorhanden“, sagte Rex leise.

Der Arzt sah ihn an und unterließ ein professionelles Achselzucken.

„Wir werden sehen, was auf Mittag geschieht,“ versetzte er, aber seine Stimme klang zweifelnd.

In der That glaubte er, daß keine Hoffnung mehr wäre, und was diese Chance anbetraf, so hätte er es beinahe gewagt, nach Hause zu fahren. Indessen beschloß er

doch, bis zum letzten Augenblick zu bleiben, theils weil sein Ruf auf dem Spiele stand, theils aus Neugierde, um Rex im entscheidenden Momente zu beobachten. Er glaubte, daß dieser aus besonderen Gründen bei der Frage um Greif's Leben auf's höchste interessirt wäre, obschon es ihm unmöglich war herauszubekommen, ob dieses Interesse aus Zuneigung oder aus selbstsüchtigen Beweggründen hervorginge. Für's Erste aber überließ er Rex sich selbst und ging auf sein Zimmer, um ein paar Stunden zu ruhen.

Die Zeit verging sehr langsam. Rexens Nerven waren eben so stark wie sein übriger merkwürdig wohl organisirter Körper, und er wurde nie müde in der Erfüllung der mechanischen Pflichten eines Pflegers, welche er sich geweigert hatte wenigstens zwölf Stunden am Tage abzugeben, obschon er sich in der Zwischenzeit von einem Gehülfen ablösen lassen mußte.

Um nicht müßig zu sein, während er am Bette saß, zeichnete Rex Figuren und stellte in seinem Taschenbuche Berechnungen an. Seine Beschäftigung schien ihm sehr zur Befriedigung zu gereichen, denn so oft er das Haupt erhob, sah er Greif hoffnungsvoller an, obwohl in dessen Zustand keine Veränderung zu bemerken war. Sein Trost war in der That nur vorübergehend, denn als die Uhr endlich zwölf schlug und er seine Arbeit bei Seite legte, schien es ihm, als ob er geträumt hätte, und der Fall verzweifelter stünde als je. Der Arzt kam wieder und stand neben ihm, aber er sah Rex öfter an als Greif. Endlich legte er die Hand auf seinen Arm und führte ihn vom Bett fort an's offene Fenster.

„Herr Rex, ich möchte Ihnen ein Wort sagen. Ich glaube bestimmt, daß Ihr Vetter in wenigen Minuten

sterben wird.“ Er sprach im Flüsterton, und Rex neigte sein Haupt, denn er glaubte, der Arzt hätte recht.

„Ich bin der Ansicht,“ fuhr der Doctor fort, „daß Sterbende sich dessen, was um sie vorgeht, viel mehr bewußt sind, als gewöhnlich angenommen wird. Es mag so sein oder nicht. Jedenfalls wollen wir vorsichtig sein in dem, was wir mit einander sprechen.“

Rex nickte ernsthaft, und sie kehrten an das Lager des Sterbenden zurück. Es war eben die Mittagsstunde, und Greif lag mit offenen Augen auf dem Rücken. Der Arzt beugte sich zu ihm herab und legte das Ohr auf sein Herz. Als er den Kopf wieder erhob, sah er sich im Zimmer um und vermied ängstlich Rexens Blicke. Plötzlich wurde seine Aufmerksamkeit durch das Geräusch herbeieilender Füße draußen erregt; er sah seinen Gefährten rasch an, dieser hatte es auch gehört.

Es war der entscheidende Augenblick, denn Greif's Bewußtsein war zurückgekehrt. Wie oft im Augenblick des Todes, begann ein heftiger physischer Kampf. Die Augen bekamen ihren Glanz, die Glieder ihre Kraft wieder. Er richtete sich mit den Händen empor und saß aufrecht, während der Doctor ihn mit einem Arm stützte und ihm rasch Cognac an die Lippen hielt. Es war das Werk eines Augenblicks, und dies alles geschah, während Rex durch's Zimmer ging. Während der Arzt ihn beobachtete, wurden seine Augen plötzlich starr, im nächsten Augenblick, dachte er, würden sie brechen, und der Körper, den er stützte, würde zusammenfallen und für immer zurücksinken. Es war der letzte Athemzug. Da brach eine helltönende Stimme durch die Stille, als eben Rex die Hand auf's Thürschloß legte.

„Ich will es, sage ich, er ist mein!“

Die Thür wurde weit aufgerissen, und eine weibliche Gestalt trat in's Zimmer. Rex hatte einen wundersamen Eindruck von goldenem Haar und strahlenden Augen; wie ein Blitz fuhr es an ihm vorüber, wie der Sprung einer Löwin, die ihre Jungen vertheidigt.

Der Doctor blickte staunend auf. Ehe er sich fassen konnte, wurde er rücksichtslos bei Seite geschoben, und Greif lag in anderen Armen als den seinen. Hilda beugte sich über ihn, während sie ihn hielt. Der starre Blick veränderte sich, während der Arzt den Hals reckte, um zu sehen, was geschehen würde, aber der Glanz erlosch nicht, und die Augäpfel wurden nicht weiß und leblos.

„Hilda! Hilda! Hilda!" Seine Stimme war schwach aber klar. Noch einen Augenblick sah er ihr in's Antlitz, dann sank er ruhig in ihren Arm zurück, mit einem Lächeln auf den halbgeöffneten Lippen, seine Finger suchten ihre Hand, bis sie still in den ihren lagen. Er war so ruhig, daß Hilda sich entsetzte. Mit leisem herzbrechendem Stöhnen sank sie neben dem Bett auf die Kniee. Es war ein Ton, wie keiner der Anwesenden ihn je gehört hatte. Der Arzt verstand es und beugte sich zu ihr.

„Ich denke, wir wollen uns lieber recht ruhig verhalten," sagte er. „Sie werden ihn erschrecken."

Hilda stierte ihm wild in's Gesicht und sah einen Ausdruck darin, der sie vor Staunen starr machte. Langsam, als wagte sie nicht den Anblick zu ertragen, richtete sie ihre Augen auf Greif. Auf seinen bleichen Wangen war eine matte Farbe, und er athmete regelmäßig. Hilda preßte mit all' ihrer Macht die Hände auf die Brust, um einen Freudenschrei zu unterdrücken, der ihr fast das Herz abstieß.

Die Baronin stand neben Rex zu Füßen des Bettes,

unbewußt der Thränen, die ihren Augen entströmten, die Hände wie zum Gebet gefaltet. Sie sah aus wie ein Heiligenbild aus alter Zeit. Rex selbst zitterte etwas und war sich bewußt, daß er seine eigene Stimme nicht hören würde, wenn er zu sprechen versuchte. Im Uebrigen verrieth sein äußeres Benehmen nichts von dem, was in ihm vorging. Er wußte gerade so gut wie der Arzt, daß Greif den gefährlichsten Augenblick überstanden hatte und wahrscheinlich genesen würde, und er wußte, daß jetzt alles vorüber gewesen sein würde, wenn nicht Hilda's Dazwischenkunft dem dahinfluthenden Leben einen neuen Impuls gegeben hätte. Einige Augerblicke war er kaum bei Bewußtsein, obwohl er ruhiger und kälter aussah, als der Doctor selbst. Er sah nichts als Greif, und Hilda's Erscheinung war ihm nicht klarer als in dem Augenblick, da sie an der Thür wie ein glänzendes Meteor an ihm vorübergeeilt war.

Eine halbe Stunde später lag Greif im Schlaf. Wenn alles gut ging, konnte er in diesem Zustande zwölf bis vierundzwanzig Stunden verbleiben. Hilda war bewogen worden, mit ihrer Mutter das Zimmer zu verlassen. Der Heilgehilfe nahm seinen Platz am Bette ein, und Rex ging mit dem Arzt in's anstoßende Zimmer.

„Die Wissenschaft ist eine schöne Spielerei!“ sagte die große Autorität, sich gedankenvoll den grauen Bart streichelnd. „Sie wissen so viel, Herr Rex, daß wir Beide es uns gestatten können, wie Auguren einander anzusehen und zu lachen, denn sicherlich wissen wir gar nichts. Ich hätte meinen Ruf gegen das Gehalt eines Lazarethgehülfen verwettet, daß unser Freund keine sechzig Sekunden mehr zu leben hätte, als die junge Dame wie ein feuriger Wirbelwind erschien und ihn im rechten Augenblick zur Erde zurückriß.“

„Leider stehen der Wissenschaft nicht solche jungen Damen zur Verfügung", versetzte Rex lächelnd. „Sie sind nicht in der Pharmacopoe zu finden."

„Sie ist die merkwürdigste, welche mir jemals vorgekommen ist. In ihrem Wesen ist eine belebende Kraft, die auf mich wirkte wie Electricität in einem Wasserbade. Sie hat Augen wie Siegmund der Wölsung; vielleicht war er ihr Ahnherr, da ihr Name Siegmundskron ist?"

„So sagt man", versetzte Rex lachend.

„Ich glaube es gern. Ich versichere Sie, ich glaubte, es wäre alles vorüber. Sein Herz war erst vor kurzem auf's heftigste angegriffen, und solch einen Anfall von Meningitis habe ich selten gesehen. Allerdings hatte er den Vorzug sorgfältiger Behandlung; aber man mag behandeln, wie man will, wenn das Herz schwach und erschöpft ist, steht es plötzlich still, während der übrige Körper vielleicht noch Kraft genug hat, wochenlang auszudauern. Ich vermuthe, sie sind verlobt?"

„Natürlich."

„Hörten Sie, wie sie rief, daß sie hereinkommen wollte? Das ausgezeichnete Anstandsgefühl ihrer Mutter wollte sie zurückhalten, aber die junge Dame verstand besser als wir, sein Leben zu retten."

Rex antwortete nicht sofort; als er es that, gab er dem Gespräch eine andere Wendung. Bald darauf ging er fort, denn er fühlte, er mußte allein sein, um über das Vorgefallene nachzudenken und sein natürliches Gleichgewicht wieder zu erhalten.

Er bezweifelte nicht im mindesten, daß Greif sich jetzt schnell erholen würde, und wahrscheinlich würde er in dem Falle sich nicht länger bedenken, Hilda zu heirathen. Bei dem Gedanken an sie hatte Rex ein unangenehmes Gefühl,

welches er zuerst selbst nicht verstehen konnte. Bisher hatte der Gedanke an die Heirath ihn vor allen Dingen beschäftigt, und kaum war eine Stunde vergangen, so lange er noch auf Greif's Genesung hoffte, in der er nicht das seinem Bruder durch diese Heirath bevorstehende Glück mit dem Elende verglichen hatte, was ihn betreffen müßte, wenn er auf seinem verkehrten Entschluß beharrte.

Und jetzt, da Rex dieses Mädchen gesehen hatte, von dem er so viel gehört, an das er während der letzten zehn Tage so viel gedacht hatte, wünschte er, es wäre möglich, daß Greif sein Greif bleiben könnte, ohne Hilda's Liebe. Der Gedanke war so selbstsüchtig und erschien ihm in seinen eigenen Augen so unwürdig, daß Rex sich bemühte, eine Erklärung dafür zu finden.

Erstens empfand er eine seltsame Enttäuschung inmitten seiner Freude über Greif's Besserung. Er selbst war Tag und Nacht unermüdlich treu gewesen bei seinem Wachen und seiner Pflege des einzigen Wesens, das er auf der Welt liebte. Er begehrte keines Menschen Dank, aber er hatte sich von Herzen nach der Genugthuung gesehnt, Greif selbst zu retten, zu fühlen, daß sein erster Versuch für einen Anderen statt nur zu seinem eigenen Vortheil zu leben, von Erfolg gekrönt würde. Er hatte keine Mühe gescheut, und all' die tausendfache Qual, zwischen Furcht und Hoffnung zu schweben, bis an's Ende durchgemacht. Und dennoch, als das Ende nahte, lag Greif im Sterben. Weder Rexens Sorge, noch Rexens Aufopferung hätten ihn davon zurückhalten können, ins Jenseits hinüberzuschlummern. Da war die Thür aufgegangen, ein Mädchen war hereingekommen, und Greif war im Augenblicke des Verscheidens wieder aufgelebt. Ein goldhaariges Mädchen mit leuchtenden Augen hatte in einer Sekunde vermocht, was weder

die Wissenschaft des Arztes noch Rexens liebevolle Pflege gekonnt hatten. Für einen Mann, der sich wenig aus den Frauen macht und viel von sich gehalten hat, ist es demüthigend, zu sehen, wie ein Mädchen durch ihre bloße Gegenwart vollbringt, was seinem Verstande, seiner Umsicht und Energie nicht gelingen konnte.

Ferner sah Rex, daß in Zukunft für Greif nichts Andres vorhanden sein würde als Hilda. Rex konnte aus seinem Leben getilgt werden, wenn ihm nur Hilda bliebe; Greif würde nur einen vorübergehenden Kummer um den Mann fühlen, den er für seinen Vetter hielt, einen Kummer, den Hilda's Liebe ihm in wenigen Wochen, oder höchstens Monaten, überwinden helfen würde. Er haßte sich um seiner Selbstsucht willen und machte sich klar, daß an diesem Tage ein neuer Abschnitt in seinem Leben begonnen hätte.

Die Eindrücke und Empfindungen, welche auf ihn einstürmten, waren nur vorübergehend und durften keinen Einfluß auf sein Benehmen ausüben. Seine Liebe zu Greif war so groß, daß er sich gewiß aufrichtig über dessen Verheirathung freuen und die besten Hoffnungen für sein Glück hegen würde. Die einzige Spur, welche die vorübergehende Stunde in ihm zurücklassen sollte, war eine unausgesprochene Abneigung gegen Hilda. Er wußte, oder glaubte zu wissen, wie leicht seine systematische Gewohnheit zu denken solch eine Neigung überwinden und durch Vernunftgründe bannen würde, und er ging hinunter, um die Bekanntschaft von seines Bruders Braut zu machen, mit dem festen Entschluß, sie um Greif's willen gern zu haben und sich nie wieder einer geistigen Verfassung hinzugeben, welche verächtlich, wenn nicht durch und durch niedrig war. Konnte es Inconsequenteres geben, als sich die Freude

über die Aussicht auf seines Bruders Genesung dadurch trüben zu lassen, daß der Erfolg nicht allein ihm zuzuschreiben war? Konnte etwas abgeschmackter sein, als Abneigung gegen ein Mädchen zu fassen, das Greif heirathen mußte, um vor Schmach und Elend bewahrt zu werden?

Sechstes Kapitel.

Greif erholte sich schnell. Seiner Zeit schied der berühmte Arzt in Frieden und mit dem Wunsche, die Vorsehung möge ihm bald wieder so einen Fall bescheeren. Greif und Rex wohnten zusammen in Greifenstein, und Hilda und ihre Mutter waren in Siegmundskron. Aber die Entfernung zwischen den beiden Schlössern schien in letzter Zeit sehr kurz geworden, und es verging kaum ein Tag, ohne daß Hilda und Greif sich sahen.

Er war noch nicht ganz so kräftig, wie vor seiner Krankheit, aber die Zeit war nicht mehr fern, wo er wieder im Sattel sitzen und die dreißig Kilometer, welche ihn von Hilda trennten, im Fluge zurücklegen würde. Nie waren im Stall zu Greifenstein so viele Pferde gehalten worden wie jetzt, denn es gab harte, ununterbrochene Arbeit, und die Wege waren schlecht. Um den Verkehr zu erleichtern, hatte Greif ein Paar tüchtige Pferde nach Siegmundskron geschickt, damit die beiden Damen herüberfahren könnten, so oft sie Lust dazu hätten.

An einem sonnigen Nachmittag im April gingen die beiden Freunde zusammen im Garten auf und ab, von der Brustwehr am Rande des Absturzes bis zur Thür des Hauses. Greif's Hand ruhte auf Rexens Arm, mehr aus Gewohnheit, als weil er jetzt noch der Stütze bedurfte, und

während sie den glatten Weg auf- und abgingen, plauderten sie von allem, woran sie gerade dachten.

„Mir ist, als hätte meine Krankheit ein Jahr gedauert," sagte Greif. „Ich bin sogar dahin gekommen, daß ich nicht mehr von hier fortstrebe."

„Weshalb auch?" fragte Rex.

„Es wäre nur natürlich", antwortete Greif ernst. „Ich dachte, ich müßte jeden Ort auf der Welt diesem vorziehen."

„Der Mensch ist die Welt, und alles, was darinnen ist, und die Erde, auf der er steht, ist ihm nicht mehr als die Kleider, welche er trägt. Wenn ein Gedanke in Deinem Herzen ist, kannst Du ihn loswerden, indem Du Dir einen andern Rock anziehst? Und schließlich zieht jeder Mensch seinen eignen Rock und sein eignes Stückchen Erde allen andern vor, — beide passen besser für ihn, als die von anderen Leuten."

„Ich glaube, Du hast recht. Rex, benahm ich mich wie ein Wahnsinniger, ehe ich krank wurde?" Er stellte diese Frage ziemlich unerwartet. Bisher hatte Rex, so viel er konnte, vermieden, von der Vergangenheit zu sprechen.

„Ja — Du warst ganz toll", antwortete er. „Du kämpftest mit Windmühlen. Das ist immer ein schlimmes Zeichen."

„Es war ein Glück, daß ich gerade damals zusammenbrach. Denke Dir, ich hätte noch Kraft genug gehabt, um fortzureisen, und wäre an einem fernen Ort erkrankt, und Hilda wäre nicht gekommen — dann hätte ich nicht viel Aussicht gehabt —"

„Nein. Ich war damals sehr eifersüchtig auf sie."

„Warum denn?"

„Weil sie Dich rettete, und ich es nicht konnte," ver-

setzte Rex. „Weil es für einen selbstsüchtigen Menschen unangenehm ist zu fühlen, daß die Augen eines Mädchens mehr werth sind als seine Kraft und Geschicklichkeit."

Greif sah seinen Vetter an, als ob er ihn nicht recht verstünde, allein das Lächeln auf des letztern Lippen machte ihm die Sache etwas klarer. Er hätte Rexens Worte nicht gern als ganz ernst gemeint genommen.

„Ohne Dich", versetzte er, „wäre ich gestorben, lange ehe Hilda kam".

„Keineswegs. Wenn Du früher Anzeichen gegeben hättest, daß Du den Geist aufgeben wolltest, so hätte ich eher hingeschickt. Aber Du kamst nur noch mit genauer Not davon. Eine Minute später wäre alles vorbei gewesen, wie ich Dir schon oft gesagt habe."

„Weißt Du, daß ich mit ihnen noch nicht über unsre Verheirathung gesprochen habe?"

„Dann ist's gar nicht nöthig, weiter darüber zu reden. Sie verstehen es, so gut wie Du. Ihr braucht nur noch den Hochzeitstag zu bestimmen."

„Noch nicht", antwortete Greif, „es ist noch zu früh".

„Ist es jemals zu früh, um glücklich zu sein?"

„Manchmal ja — aber ich will morgen nach Siegmundskron fahren und darüber sprechen."

„In dem Falle wirst Du binnen drei Monaten verheirathet sein", bemerkte Rex lachend.

„Nicht so bald; wir müssen erst das Jahr vorübergehen lassen. Es wäre nicht schicklich."

„Schicklichkeit bedeutet die Art uns zu benehmen, welche den traditionellen Anschauungen Anderer entspricht. Weiter gar nichts!"

„Wenn Du eine Discussion über comparatives Recht beginnen willst, so sage ich nichts weiter. Ich habe den

Geschmack am Argumentiren verloren und war niemals besonders stark darin."

„Wir wollen nicht darüber streiten", entgegnete Rex. „Du wirst im August heirathen."

„Ich glaube nicht."

„Wir werden sehen."

„Wirst Du morgen mit mir hinfahren?" fragte Greif, indem er den Streit aufgab.

„Es ist besser, Du fährst allein, und ich bleibe hier bei meinen Büchern. Du brauchst mich nicht, um die Sache in Ordnung zu bringen."

„Warum kommst Du so selten mit?"

„Weshalb sollte ich?"

„Um mir Gesellschaft zu leisten, es ist eine weite Fahrt."

„So weit es mich angeht, ist das Vergnügen nicht besonders aufregend, wenn Du mit Fräulein von Siegmundskron sprichst, und ihre Mutter Handarbeit macht, und ich mir selbst überlassen bleibe. Wenn ich aber zu Hause bleibe und lese, habe ich nachher die Freude, Deine vortreffliche Schilderung von all' dem zu vernehmen, was ich hätte sehen und hören können, wenn ich selbst dort gewesen wäre. Diese Schilderung dauert fünf Minuten, der Ausflug einen ganzen Tag. Ich danke Dir, ich werde zu Hause bleiben."

„Aber sie freuen sich, Dich zu sehen," wendete Greif ein.

„Vermißt Deine Cousine meine Anwesenheit im Wohnzimmer, wenn sie mit Dir auf der Sonnenseite des Walles spazieren geht?"

„Woher weißt Du, daß wir dort spazieren gehen?" fragte Greif lachend.

„Aus demselben Grunde, woher ich weiß, daß ein Hund

auf der Innenseite der Straße liegt — weil ihr zu dieser Jahreszeit wahrscheinlich nicht im Schatten sitzen werden. Warum hast Du das Fräulein von Siegmundskron nicht bei solchem Sonnenschein gewarnt?

Sie fragt immer nach Dir, wenn Du nicht mitkommst. Warum nennst Du sie mit solchem langen Namen? 'Fräulein Hilda' ist ganz genug.

Ich kann auf die Verwandtschaft nicht besonders stolz sein. Ich will sie ihr lieber nicht aufdringen. Sie könnte mich nicht 'Vetter [illegible]' nennen.

Sie dürfte ganz so viel Grund haben stolz darauf zu sein, Dich zum Vetter zu haben, als mich zum Mann," sagte Greif, indem er still stand und Rex ansah. "Was Du von Dir sagst, paßt in diesem Falle eben so gut auf mich."

Rex sagte nichts, aber er dachte an die ganze Wahrheit, die in diesen Worten lag, und die Greif nicht kannte, noch je erfahren durfte. Er hatte ihm auch nicht den eigentlichen Grund gesagt, weshalb er nicht nach Siegmundskron fahren mochte, und hätte er es gethan, so wäre es Greif schwerlich angenehm gewesen. Er schämte sich dessen selbst und dachte so wenig wie möglich daran.

Hilda's Gegenwart berührte ihn unangenehm. Was er in ihrer Nähe empfand, glich einer unüberwindlichen Abneigung, die ihm selbst unerklärlich war. Er konnte ihre Schönheit nur anerkennen, wenn er fern von ihr war, und dann zog ihn der Gedanke daran eher an, als daß er ihn abstieß. Wenn sie sprach, hatte er unwillkürlich den Wunsch, ihr eine scharfe Antwort zu geben, die er indessen durch Worte bedeutungsloser Höflichkeit unterdrückte; nachher aber stellte er sich mit Wonne vor, wie sie wohl ausgesehen haben würde, wenn er wirklich das gesagt hätte, was ihm

einfiel. Er konnte sich den heftigen Widerwillen, welchen er mitunter gegen sie empfand, durch keine ihm bekannte psychologische Theorie oder Erfahrung erklären. Ihr Anblick ärgerte ihn, jede ihrer Geberden reizte ihn, der Ton ihrer Stimme verletzte sein Ohr. Selbst die Anmuth ihrer Bewegungen verstimmte ihn, und er wünschte, sie wäre plump und schwerfällig, statt gewandt und sicher. Ihm hatten schon manche Frauen mißfallen, doch noch keine auf diese besondere Weise wie Hilda. Alles, was sie that, kam ihm verkehrt vor, obschon er wußte, daß es richtig war, jedes Wort, das sie sprach, klang ihm falsch, und doch wußte er recht gut, daß sie eines der wahrsten und aufrichtigsten Wesen war, die er je gekannt hatte.

Er nahm an, daß sein Gefühl gegen sie einer lächerlichen Eifersucht entsprungen war, an jenem Tage, als ihr Erscheinen Greif im letzten Augenblick neu belebt hatte; deshalb stellte er sich den Vorgang immer wieder vor und bemühte sich, diesen ersten Eindruck zu vergrößern, auf daß ihm sein jetziger Geisteszustand etwas vernünftiger vorkäme. Es gelang ihm aber nicht ganz, obwohl er sich bei der nächsten Begegnung das, was er für seine Thorheit ansah, deutlich vorhielt, und seine Manieren und seine Stimme den Geboten seiner Vernunft zu gehorchen zwang.

Die Folge von all' diesem war, daß Rex wieder anfing, mit seinem Leben unzufrieden zu werden. Hätte er Greif's Zukunft gesichert gewußt, so wäre er fortgegangen und erst zurückgekehrt, nachdem eine lange Zeit und beständiger Ortswechsel das unangenehme Gefühl in ihm getilgt hatten. Aus Vorsicht aber wollte er bleiben, bis alles geordnet und Greif mit Hilda verheirathet war. Danach kam es wenig darauf an, was aus ihm würde. Er dachte mit Befriedigung daran, daß er über vierzig Jahre alt wäre,

und daß, selbst wenn er sein Leben auslebte, er seinen Bruder schwerlich überleben würde. Ob er nicht eines Tages so lebensmüde sein würde, daß er seinem natürlichen Ende um einige zwanzig Jahre vorgreifen sollte, war eine Frage, über die er oft nachdachte. Solche Tragödien, wie in Greifenstein vorgekommen, ereignen sich selten, wenn nicht eine verhängnißvolle Neigung zum Selbstmord in der Familie ist. Der Tod war Rex in keiner Gestalt jemals furchtbar erschienen; im Gegentheil, er dachte gern darüber nach und träumte von den Empfindungen, welche der letzte Augenblick in ihm hervorrufen würde. Einem Geiste, der jeglichen transscendentalen Glaubens baar ist, erscheint der Tod nur als das Ende des Lebens, welches so wenig unangenehm wie möglich gemacht und mit so viel Gleichmuth aufgenommen werden muß, wie einem Philosophen nur irgend zu Gebote steht. Einem Manne wie Rex fällt es gar nicht ein, daß man die Pflicht hat zu leben, wenn man lieber sterben möchte, und wenn er dazu noch von seinen Vätern eine Gleichgültigkeit gegen das Leben ererbt hat, so liegt die Gefahr gewöhnlich sehr nahe, daß er nur allzu leicht bereit ist, es hinzugeben. Der Gedanke an Greif hatte Rex davon zurückgehalten, die Grenze des Jenseits zu überschreiten, und seine Liebe zu ihm würde wahrscheinlich solche düstere Gedanken völlig verscheucht haben, wäre Greif ganz und gar auf seine Gesellschaft angewiesen gewesen. Allein als Greif genas und nicht mehr so völlig von ihm abhängig war, wurde Rex wieder lebensmüde. Hätte er nicht jenes seltsame Gefühl gegen Hilda gehabt, so wären die Beiden mehr zusammen gewesen, und Greif wäre nicht so häufig den weiten Weg zwischen seiner Heimath und Siegmundskron an einem Tage hin und zurückgefahren. Rex sah dies ein und sah, wie Hilda seine Stelle

einnahm, und wurde seiner selbst und des Lebens überdrüssig. Dessenungeachtet blieb er kraft seiner Characterfestigkeit unverändert und gleichmäßig in seinem Benehmen. Wenn er sich in seinen eigenen Augen lächerlich erscheinen mußte, so wollte er es wenigstens nicht in den Augen Anderer sein. Für's Erste konnte er Greifenstein nicht verlassen, denn er konnte Greif nützlich sein, der doch früher oder später seine Angelegenheiten ordnen und die nachgelassenen Papiere seines Vaters durchsehen mußte. Rex fürchtete, es könnte sich unter diesen ein Brief des Verstorbenen vorfinden, der seinem Sohn erklärte, was Rex selbst so unumwunden mitgetheilt worden war. Eine oberflächliche Nachsuchung hatte nichts zu Tage gebracht, allein er dachte, daß ein Mann in einem solchen Augenblicke das, was er geschrieben, wohl an einen Platz legen könnte, wo er werthvolle Dokumente aufzubewahren pflegt, statt es auf dem Tische liegen zu lassen. Rex war entschlossen, bei der Untersuchung der Papiere die Oberaufsicht zu übernehmen, und wenn sich etwas wie ein Brief an Greif vorfände, das Schriftstück fortzunehmen und uneröffnet zu vernichten. Um eine Rechtfertigung einer solchen Handlungsweise kümmerte er sich wenig; nach dem, was er von dem alten Greifenstein gehört hatte, hielt er ihn für fähig, seinem Sohne die volle Wahrheit zu sagen und ihm zu gebieten, seinen Namen abzulegen und sein ganzes Vermögen den Siegmundskron's abzutreten. Er war ein unbeugsamer Mann gewesen, mit furchtbar strengen Begriffen von Ehre, wie Rex glaubte, nicht im Stande, Greif zu gestatten, wenn auch unbewußt eine Täuschung durchzuführen, willens, daß er lieber ein elendes Ende nähme, als auch nur einen Augenblick schiene, was er von Rechtswegen nicht war. Es war Rex beinahe unbegreiflich, daß er gestorben sein sollte, ohne

einige Worte an seinen Sohn zu schreiben, und wenn er das gethan hatte, so konnte Rex kaum über den Inhalt des Briefes ein Zweifel sein. Wenn er sich fände, so beabsichtigte Rex, sein möglichstes zu thun, um ihn ohne Greif's Vorwissen zu vernichten; unterdessen that er alles, was in seiner Macht stand, um die Heirath zu beschleunigen und den schlimmen Tag hinauszuschieben, an dem die Papiere untersucht werden mußten.

Das regelmäßige Leben der Beiden wurde durch Greif's häufige Besuche in Siegmundskron und gelegentlich durch das Kommen der Baronin und Hilda unterbrochen. Die gute Dame fand es nicht ganz ihrer Würde angemessen, ihre Tochter nach Greifenstein zu bringen, konnte sich aber nicht Hilda's Entschlossenheit widersetzen. So lange Greif noch in der Genesung war, schien es ganz passend, daß die Baronin sich bisweilen persönlich nach ihm erkundigen kam, um so mehr als Greif ihr zu diesem Zwecke ein paar Pferde zur Verfügung gestellt hatte, sobald er nur im Stande gewesen war, überhaupt eine Anordnung zu treffen. Jetzt aber, da er ganz wohl war, schien es ihr trotz der Verwandtschaft doch ein Verstoß gegen die Sitte zu sein, daß zwei Damen einen alleinstehenden jungen Mann besuchten. Sie wäre keine Deutsche ihres Standes gewesen, wenn sie das nicht gefühlt hätte und doch wieder nicht sie selbst, wenn sie eine Rücksicht der Etikette hätte Hilda's Glück in den Weg treten lassen.

Es war aber noch immer etwas Ungewisses in dem Verhältniß, was ihr unruhige Stunden bereitete. Seit seiner Genesung hatte Greif nie wieder von der Heirath gesprochen. Es war allerdings noch früh, aber ihm hatten sich zahlreiche Gelegenheiten dazu geboten, und er hatte keine benutzt. Das Einzige, was für die Annahme sprach,

daß er seinen Entschluß geändert habe, war sein offenes, unbefangenes Benehmen und sein augenscheinlicher Wunsch, Hilda so oft als möglich zu sehen. Allein gesprochen hatte er nicht. Die Baronin war klug genug, sich denken zu können, daß die schmerzliche Erinnerung an seine letzte Unterredung in Siegmundskron ihn davon abhielt, auf den Gegenstand zurückzukommen, so wie auch ein gewisses Gefühl von Scham bei dem Gedanken, daß er alles zurücknehmen sollte, was er einst mit so unendlicher Mühe ausgesprochen hatte. Sie beschloß, so bald wie möglich Klarheit in die Sache zu bringen und das Gespräch auf die Heirath zu lenken, wenn sich eine Gelegenheit dazu böte.

Leider bot sich ihr diese Gelegenheit nicht, denn Greif brachte bei seinen Besuchen seine Zeit mit Hilda zu und sprach mit ihrer Mutter so wenig wie möglich. Die Baronin hätte sich beinahe ein Herz gefaßt, allein nach Greifenstein zu fahren, aber Hilda hätte es nicht zugelassen, denn sie hätte keine Gelegenheit zu einem Beisammensein versäumen mögen. So waren die Dinge eine Weile fortgegangen, nachdem Greif schon wohl genug gewesen war, um über seine und Hilda's Zukunft endgiltig entscheiden zu können, bis er endlich selbst fühlte, daß er sich aussprechen müßte, wenn er sich nicht seines Zauderns allzusehr schämen wollte.

Von allen Betheiligten war Hilda diejenige, deren Character sich seit den Ereignissen des letzten Winters am meisten verändert hatte.

Es schien, als wäre sie sich bis dahin nie über sich selbst recht klar gewesen, noch darüber, was sie in dieser Welt zu vollbringen im Stande wäre. Von dem Tage an, als Greif in Siegmundskron sich geweigert hatte, sie zu heirathen, hatte sie sich plötzlich aus einem einfachen Mädchen zu einem seelenstarken, gebietenden Weibe entwickelt.

Nachdem Greif sie an jenem Tage verlassen hatte, war sie dennoch so fest davon überzeugt gewesen, daß sie ihn heirathen würde, als ob sie schon vor den Altar träten. Als sie erfuhr, daß er wirklich krank war, fühlte sie eine innere Ueberzeugung, daß er bald genesen würde. Als sie ihn sterbend fand, wußte sie, daß sie sein Leben retten konnte. Sie hatte ein Bewußtsein von Sicherheit gewonnen, das nichts erschüttern konnte, und gleichzeitig hatte sich in ihr eine moralische Energie entwickelt, die ihr früher Niemand zugetraut haben würde. Wäre früher auf einer von beiden Seiten ein Widerstand vorgekommen, so würde der Baronin nicht zu Muthe gewesen sein, als ob ihre Tochter plötzlich über sie die Herrschaft gewonnen hätte; das war aber nicht der Fall gewesen. Niemals in ihrem friedlichen Leben hatten sie entgegengesetzte Wünsche oder unvereinbare Neigungen gehegt. Nie hatte es so ausgesehen, als ob Hilda sich ihrer Mutter fügte, selbst nicht als sie noch ein Kind war, denn ihre Wünsche schienen immer völlig übereinzustimmen, so daß Hilda, sich selbst überlassen, aus eigenem Antriebe genau das gethan haben würde, was ihre Mutter wünschte. Die Folge davon war, daß Hilda, sobald sie sich ihres eigenen Willens bewußt geworden war, ihn ihrer Mutter gegenüber mit der größten Leichtigkeit geltend machte, denn dieser kam Hilda's Initiative so überraschend, daß sie sich mit dem Glauben tröstete, das junge Mädchen wollte im Grunde doch nur, was sie selbst wollte, und nur dem Anscheine nach wäre das Resultat verschieden. Freilich glaubte sie das nur so halb und halb, denn sie konnte nicht umhin zu bemerken, wie merkwürdig die Verhältnisse Hilda's Character entwickelt hatten, und daß dies eben in der in jeder Beziehung außergewöhnlichen, erschütternden und schwierigen Art dieser Verhältnisse lag. Frau von Siegmunds-

kron schmeichelte sich mit dem Gedanken, daß sie jede Regung in Hilda noch eben so gut lenken konnte wie früher, zugleich aber war sie stolz auf die Seelenstärke ihrer Tochter, denn Hilda war ihrem Vater ähnlich, einem Manne, der bei dem sanftesten und liebenswürdigsten Temperament, das man sich denken konnte, doch alles gewagt hatte, was ein Mann nur wagen kann.

Greif führte seinen Entschluß aus, an jenem Tage nach seinem Gespräche mit Rex nach Siegmundskron zu fahren. Während der Fahrt dachte er über das nach, was ihm bevorstand, gerade so wie er vor drei Monaten bei sehr verschiedenen Aussichten gethan hatte.

Jetzt fühlte er, daß es unmöglich wäre, seinen Widerruf noch länger aufzuschieben. So weit sein Glück dabei in Betracht kam, mochten die Dinge bis zum Tage vor der Hochzeit so fortgehen; allein es gab andere Rücksichten, die er nicht aus den Augen setzen konnte. Hilda und er verstanden sich ohne Worte, aber Hilda's Mutter durfte eine förmliche Erklärung erwarten. Sie hatte ein Recht darauf. Greif's letzte That vor seiner Krankheit war die Aufhebung der Verlobung gewesen; die Baronin war jetzt berechtigt, nicht nur von seinen eigenen Lippen zu hören, daß er anderen Sinnes geworden, sondern auch rücksichtsvoll um ihre Ansicht befragt zu werden. Greif wußte nicht recht, wie er das anfangen sollte. Nach seiner Ansicht würde es unbeschreiblich lächerlich sein, Frau von Siegmundskron um eine Unterredung zu ersuchen zu dem Zwecke, nochmals um die Ehre zu bitten, ihm die Hand ihrer Tochter zu gewähren. Und dennoch konnte er nicht zu ihr gehen und ganz unverfroren sagen, er hätte sich anders besonnen und wollte nun Hilda doch heirathen. Was er sagte, mußte die Form einer Entschuldigung und eines Widerrufs tragen, obgleich Greif

meinte, daß er nichts gethan hätte, was einer Entschuldigung bedürfe. Er konnte nicht die Baronin um Verzeihung bitten, weil er eigensinnig darauf bestanden, lieber das Glück seines Lebens aufzuopfern, als ihrer Tochter zu schaden, indem er ihr seinen Namen gäbe. Allerdings betrachtete er jetzt die Sache mit anderen Augen und sah ein, daß er alles gethan hatte, was ein Mann von der übertriebensten Ritterlichkeit thun konnte, um die Sache gegen sich selbst zu führen, und daß seine Richter sich durchaus nicht überzeugen ließen. Er bedauerte nicht, was er gethan, war aber geneigt zu glauben, daß er in der rechten Richtung zu weit gegangen wäre. Er hatte Niemanden beleidigt, denn seine ganze Handlungsweise hatte auf Rücksicht gegen Andere beruht. Deshalb war nichts da ihm zu vergeben und keine Spur von Grund vorhanden, daß er als Reuiger erscheinen sollte. Zu sagen, er hätte sich geirrt, und die Schuld auf seine Krankheit zu schieben, war auch nicht nach seinem Geschmack. Er hatte sich nicht geweigert, Hilda zu heirathen, weil er damals krank war, sondern weil er es für seine Pflicht gehalten. Jetzt war er ihr und ihrer Mutter dankbar für ihren entschiedenen Widerspruch gegen das von ihm beabsichtigte Opfer. Das wenigstens konnte er sagen; dann aber erforderte es die Höflichkeit, der Baronin dieselbe Frage vorzulegen, welche der alte Greifenstein vor langer Zeit an sie gerichtet hatte, nämlich den förmlichen Heirathsantrag zu erneuern. Als Ehrenmann mußte er unerläßlich sein Verhältniß zu ihr ohne weiteren Aufschub in's Klare bringen, und er sah nicht ein, wie er das in einer ihn selbst befriedigenden und den Anforderungen der feinen Sitte entsprechenden Weise anders thun konnte.

Noch etwas Anderes war zu entscheiden, was die be-



vorstehende Unterredung nicht leichter machte. Das Haupthinderniß war noch nicht hinweggeräumt, und obgleich Greif sich entschlossen hatte, das ihm aufgedrängte Glück anzunehmen, schien es ihm doch noch immer unmöglich, Hilda unter seinem eigenen Namen zur Frau zu nehmen. Hiervon war er sogar noch fester überzeugt, als vor seiner Krankheit; denn während seiner Genesung hatte er erfahren, daß die Tragödie von Greifenstein in jeder Zeitung des Reiches geschildert worden und folglich allgemeiner Gegenstand des Gesprächs geworden war. Seine früheren Kameraden in Schwarzburg hatten die Geschichte gelesen und an ihn geschrieben; einige sprachen ihm ihr Beileid aus, andere wollten überhaupt nicht daran glauben. Die Universitätsprofessoren, deren Vorlesungen Greif vornehmlich besucht hatte, hatten in verschiedener Weise an ihn geschrieben, und sogar der Magnificus hatte sich herbeigelassen, seine Theilnahme in ächt menschlicher Weise auszusprechen. Die meisten dieser Briefe hatte Rex beantwortet und erklärt, daß Greif ernstlich krank wäre; auf die wichtigeren antwortete Greif selbst. Die entsetzliche Geschichte war weit und breit im ganzen Lande bekannt, und wohin auch Greif in den nächsten Jahren gehen mochte, würde sein Name an die grausigen Umstände des dreifachen Verbrechens erinnern. Alle Gründe, welche Greif früher mit so viel Beredtsamkeit auseinander gesetzt hatte, blieben unerschüttert stehen, und er fühlte, daß es für ihn und Hilda nur ein Mittel gab, sich ihrem Bereich zu entziehen. Hätte es keine Hilda gegeben, so würde Greif sich darin ergeben haben, in tiefster Abgeschiedenheit zu leben und lieber sein Geschlecht mit ihm aussterben zu lassen, als das Gedächtniß solcher Thaten fortzupflanzen. So aber hatte er aus Liebe zu ihr den Gedanken aufgegeben, und er wußte, daß auch ihm noch

Glück beschieden wäre. Um aber dessen theilhaft zu werden, durfte er nicht länger Greifenstein bleiben.

Sonderbar, daß alle drei nach einander, Rex, die Baronin und endlich Hilda selbst, als rathsam vorgeschlagen hatten, daß er den Namen Siegmundskron annehmen sollte. Es war entschieden das Einzige, was für ihn möglich war, ein merkwürdiges Zusammentreffen aber war es, daß sie alle denselben Gedanken gehabt hatten. Im Ganzen war er geneigt, ihren Rath zu befolgen, als er sich aber seinem Ziele näherte, wurde ihm klar, daß dieser Punkt zuerst in's Reine gebracht werden müßte. Er wußte nicht recht, wie er seine Bitte aussprechen sollte, denn er hatte noch nie Jemanden gekannt, der sich einen anderen Namen ausgebeten. Beinahe wünschte er, Hilda möchte es für ihn thun, ein Beweis, daß er noch nicht wieder zu voller Kraft gekommen war.

Eigentlich freute er sich, daß Rex nicht mitgekommen war. Es war eine Sache, die er lieber allein ausrichtete. Ueberdies schien Rex aus Gründen, die er nicht errathen konnte, Siegmundskron so viel als möglich zu meiden. Daß er sich nie lange mit Hilda unterhielt, fand Greif natürlich; das Benehmen seines Vetters mochte aus ungewöhnlichem Zartgefühl hervorgehen, oder aus dem Wunsche, die Beiden möglichst viel allein zu lassen. In jedem Falle war es nicht besonders erstaunlich, Aber Greif wünschte oft. Rex möchte sich die Mühe nehmen, mit der Baronin zu sprechen, damit sie nicht so viel allein wäre. Es würde die Gesellschaft vervollständigt haben, und alle hätten sich dabei behaglicher befunden; im Grunde war doch Rex ein Mann von vierzig Jahren, und es ließ sich von ihm erwarten, daß er seine Aufmerksamkeit einer Dame schenken könnte, die nicht viel älter war als er, obschon ihr weißes

Haar gegen seine ungewöhnlich jugendliche Erscheinung seltsam abstach. Aber Rex fand fast immer eine Ausrede, um zu Hause bleiben zu können, wenn Greif nach Siegmundskron fuhr, und wenn die Damen nach Greifenstein kamen, erschien er so spät wie möglich. Dessenungeachtet glaubte Greif nicht, daß die Siegmundskron's Rex mißfielen, und so viel war gewiß, Mutter und Tochter hatten eine sehr gute Meinung von ihm. Greif konnte sich Rexens Kälte nicht erklären und schrieb sie einer wunderlichen Eigenthümlichkeit seines Characters zu, den er überhaupt nicht ganz verstand.

Während er solchen Gedanken nachhing, schrumpfte die Zeit zwischen dem heutigen Tag und seinem denkwürdigen Besuch vor drei Monaten für Greif in nichts zusammen. Es kam ihm vor, als hätte er Hilda erst gestern entsagt, und wollte heute seine Weigerung, sie zu heirathen, zurücknehmen. Nur das Wetter hatte sich in dieser Zwischenzeit sehr verändert. An jenem Vormittag war der Boden mit Schnee bedeckt gewesen, und ein schneidender Wind hatte über den Weg geweht. Es war jetzt freilich noch nicht Frühling, aber der Schnee war fort, und die warme Sonne thaute den Frost im Boden auf. In wenigen Tagen würde der Weißdorn zu knospen beginnen und frische grüne Veilchenblätter würden am Waldessaume sprossen. Einige Vögel kreisten bereits in der Luft um die Tannenwipfel, als müßten sie dort schon Fliegen finden. Die Wärme und Feuchtigkeit rief überall den Wohlgeruch des Waldes hervor und wehte ihn Greif bei jeder Biegung des Weges in's Gesicht.

Zum zwanzigsten Male, seit er wieder wohl genug war, um auszufahren, blickte er auf den Rücken der kräftigen Pferde, wie sie den leichten Wagen den letzten steilen

Anstieg emporzogen. Zum zwanzigsten Male schaute er empor, als er den Punkt erreichte, von wo die unteren Zinnen des halbverfallenen Schlosses sichtbar wurden. Wie es oft geschah, entdeckte er Hilda's hohe Gestalt sich vom Himmel abhebend und dann den Schimmer von etwas Weißem, womit sie ihm von der Höhe Willkommen zuwinkte. Er wunderte sich, wie sie immer wußte, wann er kam. Aber Hilda hatte bemerkt, daß er zu seinen Fahrten immer um dieselbe Stunde aufbrach, so ging sie jeden Vormittag hinauf und stand zwanzig Minuten lang auf dem Wall und überschaute jedes ihr sichtbare Stückchen des gewundenen Weges. Wenn sie im Verlauf dieser Zeit den Wagen nicht gesehen hatte, so wußte sie, er käme nicht, und ging in's Haus zurück, mit nicht so frohem Gesicht und nicht so strahlenden Augen wie zuvor, als sie die Treppe hinanstieg.

Da stand sie heute an ihrer gewohnten Stelle, und einen Augenblick später fiel die Sonne auf ihr weißes wehendes Taschentuch. Als er ihr mit seinem Tuch den Gegengruß zuwinkte, wunderte sich Greif, wie er jemals diesen Weg mit der festen Absicht emporgefahren, ihr, die ihn erwartete, auf ewig Lebewohl zu sagen, und staunte über den Muth, mit dem er seinen Vorsatz ausgeführt hatte, denn er fühlte, jetzt könnte er es nicht mehr thun. Allein ihm blieb wenig Zeit zum Nachdenken. Fünf Minuten später rasselte der Wagen durch das Thor auf den weiten gepflasterten Hof, wendete und hielt vor der Thür. Aus dem Halbdunkel der Halle trat Hilda rasch hervor und faßte seine Hände, und wiederum waren sie beisammen, wie sie es während der letzten anderthalb Monate so oft gewesen waren.

„Ich komme heute nicht zu Dir", sagte Greif mit einem Lachen, hinter dem sich seine Verlegenheit nur halb

verbarg. „Ich muß heute Deine Mutter um die Ehre einer Unterredung bitten."

Hilda sah ihn einen Augenblick an; dann lachte sie ebenfalls. „Ist es dahin gekommen, Greif!" rief sie.

„Es ist dahin gekommen", antwortete er, und seine Heiterkeit schwand bei der Aussicht auf das, was ihm bevorstand.

„Und was wirst Du sagen?" fragte sie. „Daß Du dem Druck nachgiebst? Daß Du die rechtmäßige Beute einer gewissen Hilda von Siegmundskron bist und Deinem Schicksal nicht entgehen kannst? Oder daß Du damals sehr krank warst, und es nicht so gemeint hast, und daß es Dir sehr leid thut, und Du es nie wieder thun willst? Warum hast Du nicht Rex mitgebracht, um mich zu unterhalten, während Du meiner Mutter alles erklärst?"

„Rex wollte nicht mitkommen. Er sendet seine Empfehlung" —

„Das thut er immer — ich glaube, Du denkst Dir das aus — die Empfehlung, meine ich. Rex haßt mich, Greif. Weißt Du auch warum? Er ist eifersüchtig. Er denkt, Du machst Dir nichts mehr aus seiner Gesellschaft."

„Das ist Unsinn — Du mußt nicht so thörichte Dinge reden!"

Während des Sprechens kamen sie an die Thür zum Wohnzimmer. Greif ging hinein und stand der Baronin gegenüber. Hilda machte die Thür hinter ihm zu und ließ die Beiden allein.

Siebentes Kapitel.

Frau von Siegmundskron war einigermaßen erstaunt, als sie Greif ohne Hilda ins Zimmer treten sah. Greif

ging auf sie zu mit der Entschlossenheit eines Mannes, der keine Zeit verlieren will, etwas Unangenehmes abzumachen.

„Tante Therese", sagte er, — nach deutscher Sitte nannte er die Cousine seines Vaters Tante — „ich habe Hilda gesagt, daß ich Dich allein zu sprechen wünschte; störe ich?"

„Im Gegentheil", sagte die Baronin; „setze Dich. Ich will nähen, während Du sprichst. Desto besser kann ich zuhören."

„Die Sache ist sehr einfach", sagte Greif und setzte sich. „Ich wollte Dich fragen, ob Du in Bezug auf meine Verheirathung mit Hilda noch derselben Ansicht bist wie vor meiner Krankheit."

„Natürlich bin ich es" — sie sah ihn erstaunt an.

„Ich aber bin es nicht", sagte Greif, froh daß es ihm gelungen war, seine Tante zuerst ihre Ansicht aussprechen zu lassen.

„Nicht meiner Ansicht oder nicht Deiner frühern Ansicht?" fragte sie.

„Ich wollte sagen, daß ich jetzt nochmals um Hilda's Hand bitte" —

Frau von Siegmundskron lachte und legte ihre Arbeit hin, um ihn anzusehen. Sie hatte nicht erwartet, daß er sich so ausdrücken würde. Dann wurde ihr plötzlich klar, daß er auf die rücksichtsvollste Weise zu handeln wünschte, und sie wurde ernst, weil sie mit ihm zufrieden war, wie eigentlich immer.

„Glaubst Du meiner nochmaligen Einwilligung zu bedürfen, Greif? Du hast sie von ganzem Herzen. Du hättest kaum darum zu bitten brauchen, denn Du wußtest die Antwort nur zu gut voraus."

„Es ist dies", sagte Greif, indem er auf den Hauptpunkt kam. „Ich wußte wohl, was Du sagen würdest, aber ich danke Dir darum nicht minder; allein es war nöthig, sich deutlich zu verständigen, denn es ist noch ein anderer Punkt zu erledigen, von dem viel abhängt. Was ich vor drei Monaten sagte, gilt auch noch heute. Als Greifenstein kann ich Hilda nicht heiraten. Als Greif kann ich nicht länger dem Glück entsagen, das ihr beide mir gewähren wollt. Aber ich muß einen andern Namen annehmen."

„Ist das wirklich nothwendig?" fragte die Baronin ernst.

„Es scheint mir so. Unsre Geschichte ist durch alle Zeitungen gegangen, ich habe viele Condolenzbriefe erhalten und einige voll neugieriger Fragen. Es ist eine Geschichte, die in Jahren nicht vergessen werden wird. Nur wenige Leute werden mit solchen Verbrechen nicht den Gedanken der Schande verbinden. Ich möchte Hilda unter einem Namen heirathen, mit dem wir, wenn wir wollen, in der Welt auftreten können, und der frei von jeder peinlichen Ideenverbindung ist. Du selbst schlugst vor, ich sollte den Deinigen annehmen, auch Hilda that es und Rex ebenfalls. Wenn Du darin willigst, würde es wohl das beste sein."

„Siegmundskron!" Sie sprach die Sylben langsam, beinahe zärtlich aus, und ihre Augen hefteten sich auf Greif mit einem Blicke, den er nicht verstand.

Er konnte nicht wissen, was alles der Name für sie bedeutete. Sie hatte den Letzten geheirathet, der ein Recht hatte ihn zu tragen, den tapfern jungen Krieger, der das gesunkene Ansehen seines Geschlechtes wieder aufrichten sollte, und zwar auf die einzige Weise wie es vordem aufgerichtet worden war, durch treue Dienste für sein Vater-

land. Sie dachte daran, wie fest sie geglaubt hatte, daß er groß und berühmt werden würde, wie zuversichtlich sie gehofft hatte, ihm starke helläugige Söhne zu schenken, seiner würdig und ihm ähnlich, die ebenfalls große Thaten thun sollten, auf die er einst noch stolz sein könnte. Der Traum war zerronnen. Der tapfere Siegmundskron war gleich vielen anderen als junger Lieutenant erschossen worden, mit ihm waren all' seine Hoffnungen und großen Erwartungen für die Zukunft untergegangen, und seine Frau war mit ihrer Wittwenpension und ihrem kleinen Kinde zurückgeblieben. Noch dazu ein Mädchen, es schien, als sollte ihr nichts erspart bleiben. Hätte sie einen Sohn zu erziehen gehabt, einen Siegmundskron, dem ein besseres Geschick blühen sollte als seinem Vater und der vielleicht all' das erreichen konnte, was sein Vater für sich ersehnt hatte, so wäre es leichter gewesen — aber ein Mädchen! Der Name war erloschen, nie wieder würde er, wie so oft in früherer Zeit, in der Reihe ehrenvoller Namen genannt werden. Sie hatte ihren Gatten heimgebracht und neben seinen Ahnen bestattet, mit eigener Hand hatte sie das Schild auf seinem Grabe zerbrochen, denn er war der letzte seines Stammes. Mit ihm endete das Geschlecht des alten Siegmund, wie es begonnen hatte, im Kampf und im Wüthen der Schlacht. Alles in Allem war es ein glorreiches Geschlecht gewesen; obwohl der letzte Krieger seines Stammes nur ein armer Lieutenant war, so war er doch seiner Väter würdig gewesen und den Heldentod fürs Vaterland gestorben. Wäre nur Hilda ein Mann gewesen!

Und nun, nach so vielen Jahren, stand vor ihr Einer, der das Recht erbat, jenen makellosen Namen tragen zu dürfen, obgleich er keinen Tropfen von des alten Siegmund Blut in seinen Adern hatte. Sie hatte ihn selbst ihm an-

geboten, sie wunderte sich, daß sie den Muth dazu gehabt hatte. Was war dies für ein Mann, der sich Siegmundskron nennen wollte, wie ihr gefallener Krieger, und in aller Leute Augen ein Siegmundskron sein, der Hilda heirathen und der Vater vieler künftiger Siegmundskron's werden wollte? Sie sah Greif lange an und dachte, was wohl aus ihm werden würde.

Daß er ehrenhaft und treu war, wußte sie; daß er tapfer war, hatte sie Grund zu glauben; daß er ihre Tochter innig liebte, wußte sie ebenfalls. Und dennoch war es schwer. Weshalb begehrte er den Namen des geliebten Todten? Weil der seine befleckt war — nicht durch seine Schuld —, aber er war doch gebrandmarkt und eine Schmach geworden. Ach, es ist für einen Mann mit einen schlechten Namen leicht sich einen guten zu wünschen; es ist natürlich, und wenn er schuldlos ist, sehr verzeihlich. Greif hatte ein Recht darum zu bitten; aber sollte sie ihn ihm geben? Sollte sie zulassen, daß der Name, welcher so lange an sich ehrenvoll gewesen, der durch das Vergießen edlen Blutes für eine gute Sache geheiligt war, der sie an alles erinnerte, was sie geliebt und verehrt hatte, — sollte sie dulden, daß dieser Name zum Deckmantel der bösen Thaten von Rieseneck und Greifenstein, der Mörder und Selbstmörder, gemacht wurde? Es war schwer.

Und doch war sie willens, ja froh darüber, daß dieser Mann ihr einziges Kind, die einzige Tochter ihres Gatten heirathen sollte. Sie liebte ihn auf ihre Weise, denn er sollte ihr Sohn werden, der einzige Sohn, den sie haben konnte. Ach, das war es! Greif sollte ihr Sohn werden. Sie sah ihn an und fragte sich, ob sie auf der weiten Welt einen schöneren, stattlicheren und edleren Mann für ihre einzige Tochter finden könnte, ob sie in ihren Träumen von

der Zukunft je im Geiste einen besseren Sohn gesehen hätte als diesen. Und er erbat die Gunst ja nicht zu seinem eigenen Vortheil. Tapfer hatte er mit sich gerungen und lieber Hilda entsagen wollen, als ihr den geringsten weltlichen Nachtheil zufügen. Er erbat dies um Hilda's willen, nicht um seinetwillen, und wäre es nicht tausend Mal besser, daß Hilda und Hilda's Kinder Siegmundskron's blieben, als daß sie einen Namen trügen, der mit sündhaft vergossenem Blut befleckt war? Wenn ihr ein Sohn geschenkt werden sollte, würde sie nicht lieber einen Siegmundskron als einen Greifenstein haben? Konnte er ihr je ein rechter Sohn sein, wenn er nach denen genannt wurde, die sie so viele Jahre kalt und herzlos behandelt, und die ein so schlimmes Ende genommen hatten?

Sie sah ihn noch ein Mal an. Dann streckte sie die Hände aus, erfaßte die seinen und zog ihn dicht an sich heran, so daß sie ihm in die Augen sehen konnte, und was sie darin sah, machte sie froh.

„Willst Du mir ein Sohn sein, Greif von Greifenstein?“ fragte sie feierlich.

„Das will ich, so wahr mir Gott helfe, und Du sollst meine Mutter sein“, antwortete er.

„Dann sollst Du Siegmundskron sein,“ sagte sie. „Du bist tapfer — sei so tapfer wie der alte Siegmund. Du bist wahr — sei wahr wie er. Du bist treu — sei bis in den Tod getreu, wie er es war, der letzte von Siegmund's Söhnen!“

Die greise Frau stand auf, während sie sprach, und zog ihn noch näher zu sich, dann küßte sie seine glatte junge Stirn mit den bleichen Lippen, die keines Mannes Antlitz berührt hatten, seit ihr Gatte von ihr in den Tod gegangen war.

„Geh' und sage Hilda, daß Du ihr Siegmundskron sein willst mit der That und von ganzem Herzen sowohl, wie mit dem Namen," sagte sie.

Als sie aufrecht und mit festen Schritten das Zimmer verließ, sah er, wie die hellen Thränen ihr aus den Augen quollen und über ihre bleichen Wangen rollten, obwohl sie ihr Haupt nicht beugen, noch darauf achten wollte.

Mehrere Minuten lang blieb er auf der Stelle stehen, wo sie ihn verlassen hatte; seine Hand ruhte auf dem Tisch, sein Blick war auf die Thür geheftet, wie abwesend, ohne etwas zu sehen.

„Das heißt einen makellosen Namen haben", sagte er halblaut.

Leise ging er hinaus wie von einem geweihten Ort und schloß geräuschlos hinter sich die Thür. Seine kleinlichen Vermuthungen von dem, was vor sich gehen würde, den vielen Worten und Versuchen, sich tactvoll auszudrücken, erschienen ihm jetzt unsäglich erbärmlich und verächtlich im Vergleich zu der Würde, der Güte, dem edlen Stolz und der erhabenen Einfalt der Frau, welche ihm ihren Namen gegeben hatte. Er ging langsam und gesenkten Hauptes in Gedanken versunken über die wohlbekannten Gänge und Treppen nach dem alten Walle, wo er wußte, daß Hilda seiner warten würde.

Sie saß auf einem steinernen Vorsprung, ohne Hut in der Aprilsonne, ihre herrliche Gestalt zeigte sich in kühnen Umrissen und Rundungen, als sie so dasaß und halb zur Seite gewendet auf den Weg hinunterblickte. Sie hörte die wackelige Thür des Thurmes knarren und rasseln und drehte sich um, so daß sie Greif sehen konnte.

„Es hat nicht lange gedauert", sagte sie lächelnd. „Warum siehst Du so ernst aus?" fragte sie schnell,

als sie sein Gesicht genauer ansah. „Ist etwas vorgefallen?“

Er setzte sich neben sie und ergriff ihre Hand.

„Weißt Du, was Deine Mutter mir aufgetragen hat Dir zu sagen?“ fragte er.

Sie schüttelte erwartungsvoll das Haupt, und der Ausdruck ihres Gesichtes erhellte sich wieder.

„Sie trug mir auf, Dir zu sagen, daß ich Dir Siegmundskron sein will mit der That und von ganzem Herzen sowohl wie mit dem Namen. Kann ich noch mehr sagen?“

„Nur noch Eins!“ antwortete sie, indem sie die Arme um ihn schlang, „nur noch eins, daß Du Greif, mein Greif sein willst, der Greif, den ich liebe, immer und ewig, ob mit Deinem oder mit meinem Namen, bis an's Ende.“

Wie seine eigenen Gedanken vor Frau von Siegmundskron's ernster Würde dahingeschwunden waren, so verblaßte und schwand diese vor Hilda's Liebe. Alles war auf seine Art recht und gut gewesen, aber Hilda's Rede war die beste, und am reinsten menschlich.

Lange saßen sie neben einander im Sonnenschein und sprachen von sich und von einander, wie Liebende zu thun pflegen. Als sie wieder heruntergehen wollten, stand Hilda am Eingang zum Thurme still und drehte die zerbrochene Thür langsam in den Angeln.

„Du mußt es nicht zulassen, daß Dein Vetter mich haßt, Greif,“ sagte sie, als ob dieser Gedanke ihr die wolkenlose Freude der Zukunft trübte. „Es wäre nicht recht. Wir müssen alle Eins sein, jetzt sowohl, als wenn wir Beide verheirathet sein werden. Er hat durch seine treue Pflege Dein Leben gerettet, weshalb sollte er mich nicht leiden können?“

„Das thut er nicht, Geliebte, Du irrst Dich," betheuerte Greif, den diese Frage in große Verlegenheit setzte. Hilda sah ihn gerade an und legte ihm die Hand auf den Arm.

„Ja, er thut's, und Du mußt es bemerken. Warum kommt er nie her? Weshalb ist er so kalt, wenn wir nach Greifenstein kommen? Ich mache mir ja sonst nichts aus seinem Wohlgefallen oder Mißfallen, nur weil er Dein Vetter ist, und weil ich denke, wir sollten alle einträchtig mit einander leben. Das Merkwürdige ist, daß er sein Leben für Dich hingeben würde, und ich bin überzeugt, er ist aufrichtig, obwohl ich ihm nicht so in die Augen sehen kann, wie in Deine. Woran liegt das? Du mußt es wissen."

„Ich weiß es nicht. Ich sehe, daß er Dir gegenüber sehr zurückhaltend ist und nicht gern herkommt. Ich fragte ihn erst gestern, weshalb er immer zu Hause bleibt."

„Und was sagte er?" fragte Hilda begierig.

„Er gab keine ordentliche Antwort. Er sagte, er könnte uns nichts nützen, wenn er mitkäme, was ja im Grunde ganz wahr ist."

„Du mußt es herausbekommen. Er mag mich jetzt schon nicht; wenn wir verheirathet sind, wird es noch schlimmer sein; nach einem Jahre wird er mich ganz und gar verabscheuen, und es Dir vielleicht sagen!"

„Meinst Du, er würde es mir sagen?" fragte Greif mit sanftem Lächeln, das nicht recht zu dem plötzlichen Funkeln seiner Augen stimmte.

„Nein!" lachte Hilda. „Das ist übertrieben. Aber er wird es uns Beide fühlen lassen."

„In diesem Falle wollen wir ihn nicht auffordern, bei uns zu wohnen," antwortete Greif leichthin, halb ärgerlich über Rexens etwaige künftige Unhöflichkeit.

Er sah, daß Hilda über das Benehmen seines Freundes verstimmt war, denn schon zum zweiten Male während dieses Besuches hatte sie davon gesprochen, und er nahm sich vor, Rex die Sache ganz unumwunden vorzustellen, sobald er nach Greifenstein zurückkäme, um so mehr als er selbst es auch schon bemerkt und Rex um eine Erklärung gebeten hatte.

Hilda's Gesicht wurde ernst. Sie wußte, wie innig Rex an Greif hing, und fürchtete, ihr künftiger Gatte könnte um einer bloßen Laune willen, in welche sie wider Willen verwickelt war, seinen besten Freund verlieren.

„Das darf nie geschehen", entgegnete sie. „Nächst mir liebt Dich Niemand so wie Rex. Um alle Welt möchte ich nicht, daß ihr euch entzweitet, — und es ist bloße Eifersucht, Greif, — ich weiß es."

„Dann muß er ein sehr verächtlicher Character sein", sagte Greif empört.

„Weil er so sehr an Dir hängt, daß es ihm wehe thut, seinen Platz von Jemand anders, wenn auch von einer Frau, eingenommen zu sehen? Nein, Schatz, das ist nicht verächtlich. Aber Du mußt dem abhelfen. Sage ihm, er solle vernünftig sein" —

„Soll ich ihm sagen, daß Du Dich von ihm beleidigt fühlst?" fragte Greif. „Kann ich zu Rex gehen und ihm sagen, daß er nicht bloß höflich, sondern auch freundlich gegen Dich sein muß?"

„Du scherzest," antwortete sie. „Aber gerade das möchte ich im Ernst thun, und werde es thun, wenn Du es erlaubst. Er würde es verstehen. Ich würde zu ihm sagen: Herr Rex, Sie sind außer uns Greif's einziger Verwandter. Es ist zu seinem Glücke durchaus nothwendig, daß wir Beide, Sie und ich, auf gutem Fuße mit einander

stehen. Trage ich die Schuld? Er würde antworten: nein! denn er ist wahrhaft. Dann ist's Ihre Schuld, würde ich sagen, und je eher Sie mein Freund werden, desto besser für Greif, der doch der einzige Mensch auf der Welt ist, den Sie lieb haben. Ist das nicht vernünftig?"

„Das willst Du sagen?" fragte Greif etwas besorgt.

„Ja, wenn Du mich läßt," antwortete Hilda und schwang wieder die alte Thür langsam hin und her.

„Wenn ich Dich lasse!" wiederholte Greif. „Glaubst Du, Liebling, ich würde Dich nicht sagen lassen, was Du willst?"

„Du solltest mich daran verhindern, wenn Du meinst, es wäre nicht richtig, wenigstens wenn wir erst verheirathet sind."

„Ich bin nicht sicher, ob ich es könnte," antwortete er lachend.

„Kein Anderer könnte es", sagte Hilda und sah ihn mit blitzenden Augen an. „Wenn ich etwas thun wollte, würde ich es natürlich thun. Sagte ich nicht, ich würde Dich nicht fortlassen?"

„Ja freilich thatest Du das, und Du hieltest Wort."

„Und ich liebe Dich, weißt Du das?"

„Es ist alles, was ich weiß oder wissen will."

„Gut, nun will ich Dir noch etwas sagen. Weil ich Dich liebe, möchte ich thun, was Du willst und nicht was ich will, und das werde ich immer thun, so lange Du mich liebst."

Greif zog sie zärtlich an sich und hielt sie fest und flüsterte ihr ein liebevolles Wort in's Ohr.

„Aber Du mußt mich recht verstehen", sagte sie. „Nicht weil Du mein Mann sein wirst, will ich mich Dir unterordnen. Ich ordne mich überhaupt nicht unter und werde

es nie thun. Ich bin eben so stark wie Du, und Du könntest mich nicht dazu bringen, um ein Haarbreit nachzugeben. Aber ich will immer alles thun, was Du von mir verlangst, weil ich Dich liebe, und weil Du mich liebst. Aus keinem anderen Grunde. Verstehst Du mich?"

„Ich möchte nicht, daß es anders wäre, Geliebteste, und ich will dasselbe thun" —

„Das kannst Du nicht ganz — Du kannst nicht ganz so fühlen wie ich, Greif. Vielleicht dereinst, wenn wir Beide alt sind, Greif, — dann wirst Du mich lieben, wie ich Dich jetzt liebe, aber sieh, dann werde ich gelernt haben, Dich noch mehr lieben, und Du wirst im Wettlauf der Liebe immer hinter mir zurückbleiben, denn die Frauen sind geschaffen um zu lieben, die Männer um auf dieser Welt zu kämpfen, und obgleich ich im Nothfalle für Dich nicht übel kämpfen könnte, verstehe ich mich auf das süßere Theil doch noch viel besser als Du es je kannst. Glaubst Du es nicht?"

„Weil Du es so willst" —

„Du glaubst mir nicht, aber Du wirst es dereinst," versetzte sie und schüttelte ihr schönes Haupt ein wenig und klopfte mit den Fingern auf die Thür. „Und nun, lieber Greif," setzte sie hinzu, indem sie ihre Hand in die seine legte und auf den alten Zinnen hin und her ging, „nun sage mir, soll ich es Rex sagen oder willst Du es thun?"

„Ich werde es ihm sagen", entgegnete Greif bestimmt.

„Dann versprich mir, nicht böse zu werden, Greif. Ich könnte es so gut, — aber es ist besser so. Versprich mir, Du wirst es so sagen, daß Du Dir nachher das Zeugniß geben kannst, Dein Bestes gethan zu haben; so daß Du ihm zeigst, wie sehr Du seine Freundschaft schätzest. Er hat Dir durch seine Pflege das Leben gerettet" —

„Und Du riefst mich vom Tode zurück mit Deinen Augen" —

„Denke nicht an meine Augen, wenn Du mit ihm sprichst," unterbrach ihn Hilda ernst. „Denke an alles, was er für Dich gethan hat, und was für Vergeltung eine so edle Freundschaft verdient. Denke daran, daß er ein einsamer Mann ist, nicht so jung wie Du, und daß ihm ein wenig Liebe sehr Noth thut. Bedenke, daß ich nichts so sehr wünsche als daß wir, Du und ich und er, glücklich zusammen leben möchten, wenn ihm daran liegt, bei uns zu sein. Aber denke nicht an mich, oder wenn Du es thust, so bedenke, daß ich es mir nie vergeben würde, wenn Du Dich von Rex trenntest. Verdanke ich ihm nicht Dein Leben so gut wie Du? Wenn Du gestorben wärest, weil er nicht da war, um Dich zu pflegen — — ach, ich kann nicht davon sprechen! — Du verdankst ihm viel, Dein Leben, und ich ihm noch mehr, denn ich verdanke ihm unser beider Leben. Willst Du ihm das sagen?"

„Ich will's versuchen. Er wird es nicht recht verstehen."

„Wenn er es nicht versteht, wenn Du es ihm nicht klar machen kannst, dann kommt die Reihe an mich. Aber Du kannst es, lieber Greif, ich weiß, Du kannst es. Und es ist auch nichts Geringes, obgleich es jetzt so scheinen mag. Es ist nichts Geringes, sich von einem solchen Manne zu trennen, auch ist es kein unbedeutender Uebelstand, daß mir von Anfang an, noch ehe wir verheirathet sind, sein Mißfallen entgegentritt. Du mußt Dein Bestes thun, Du mußt alles thun, was Du kannst, dann wird es Dir gelingen, und bald werden wir zusammen wirken. Greif" — — sie hielt plötzlich inne und sah ihn an.

„Was ist Dir, Geliebte?" fragte er.

„Greif, glaubst Du, ich wünschte noch aus einem anderen Grunde, daß Rex mich gern hätte? Hältst Du mich für ein eitles Mädchen?“

Greif starrte sie einen Augenblick an und lachte dann laut auf.

„Worüber lachst Du?“ fragte sie ruhig. „Vielleicht habe ich recht. Ich habe von Mädchen gelesen, die so eitel waren, daß sie wünschten, jeder Mann, der sie sähe, sollte sie gern haben — und ich habe noch nie einen Mann gesehen, — keinen jungen, meine ich, außer Dir, bis ich Rex kennen lernte, und da dachte ich — vielleicht“ —

Sie beendete ihren Satz nicht, sondern stand da und sah ihn mit einem Ausdruck ernsten Zweifels auf ihrem reizenden Gesicht an, über den Greif wieder lachte.

„Denn wenn das der Fall wäre, so könnte Rex gehen, und es sollte mir lieb sein“, sagte sie ernst.

„Hilda! Wie kannst Du nur solche Einfälle haben!“ rief Greif endlich. Ihre Unschuld war so erstaunlich, daß er zuerst keine Worte fand, um ihr zu antworten.

„Es wäre ja doch möglich“ — — —

„Daß Du in Deinem innersten Herzen nicht an mir allein genug hast, sondern eine Eroberung an Rex zu machen wünschest? Der arme Rex! Wie würde er über diese Idee lachen! Hilda, Du mußt nicht so etwas denken.“

„Ist es unrecht?“ fragte sie und sah ihn mit ihren klaren Augen an.

„Unrecht? Nein, gegen keinen Anderen als Dich selbst, aber es ist wirklich sehr unrecht zu glauben, daß Du einer so albernen verächtlichen Eitelkeit schuldig sein könntest.“

„Du glaubst also nicht, daß ich je — wie sagt man doch? — eine Kokette werden könnte, wenn Du mich in die Gesellschaft einführtest?“

„Du? Nein, niemals!“ Greif lachte wieder und mit allem Grund.

Bei einem anders erzogenen Mädchen wäre es minder unmöglich gewesen anzunehmen, daß solche Worte nicht aus bloßer Ziererei gesprochen würden, aber Greif kannte Hilda's bisheriges Leben zu gut, um so etwas zu argwöhnen. Ihre Unschuld war so groß, daß sie nichts von den gewöhnlichen Gefühlen der Weltdamen verstand, selbst nicht die harmlosesten.

„Ich hoffe nicht“, sagte sie. „Ich möchte nicht schlecht sein, obgleich ich glaube, daß es sehr leicht ist, und daß man sich dessen selbst nicht immer bewußt ist.“

„Ich denke, das merkt man selbst früher als irgend ein Andrer“, antwortete Greif. „Aber wenn ich entdecke, daß Du schlecht bist, Hilda, verspreche ich es Dir zu sagen.“

„Im Ernst?“

„Ich riskire nichts dabei. Was sind wir doch für Kinder, Hilda! Und wie reizend ist es zusammen wie die Kinder zu sein, an einem solchen Tage, zu solcher Jahreszeit und mit solch einem Wesen wie Du, Schatz!“

„Wir können nicht immer Kinder bleiben“, versetzte sie. „Ob es wohl später ganz anders sein wird? Ob wohl eine Veränderung kommen wird, außer der guten, daß wir uns noch mehr lieben als jetzt?“

„Ich sehe nicht ein wozu! Selbst wenn das nimmer geschähe, würde es nicht genug sein so wie es jetzt ist?“

„Die Liebe muß zunehmen. Ich fühle das, Greif. Eine Liebe, die nicht wächst, beginnt bereits abzusterben.“

„Wer hat Dir so viel von Liebe gesagt, Hilda?“

„Mir gesagt?“ wiederholte sie, während das helle Feuer ihr aus den Augen blitzte. „Muß man's mir erst sagen, auf daß ich's wisse? Ach, Greif, wenn Du fühltest,

was ich hier fühle," — sie drückte die Hand auf's Herz, „dann würdest Du wissen, daß ich nicht bedarf, daß man's mir sagt, noch je bedürfen werde. Du bist da, Geliebter, mitten in meinem Herzen, noch lebendiger als hier vor meinen Augen."

„Du bist beredter als ich, mein Schatz," sagte Greif. „Du läßt mir nichts zu sagen übrig, als immer nur zu wiederholen, was Du gesagt hast."

„Wenn ich wenig gesagt habe" — sie hielt inne und lachte.

„Es sind nicht nur Worte noch ihr Ton, was die Sache wahr macht. Wenn ich das Geschick dazu hätte, könnte ich besser sagen, was Du gern hören würdest; da ich es aber nicht habe, mache ich Deine Reden zu den meinen, das reicht aus für uns Beide", sagte Greif.

„Ist Dir nie zu Muthe, als müßtest Du sprechen, oder Dir müßte das Herz zerspringen?"

„Nein, ich wünschte es mir, dann würden die Worte kommen. Ich denke, je mehr ich fühle, desto weniger kann ich's aussprechen."

„Du sprachst sehr schlecht, als Du mich überzeugen wolltest, daß wir uns nicht heirathen könnten," sagte Hilda mit einem Seitenblick auf sein glückliches Gesicht.

„Und Du sprachst sehr gut — zu gut" —

„Wer von uns Beiden fühlte wohl mehr, das möchte ich wissen?"

„Was ich fühlte, war fast zu viel. Ich war nahe daran, nie mehr sprechen zu können. Wie ich an jenem Tage nach Hause kam, weiß ich nicht."

„Und ich — weißt Du, als Du fortwarst, vergoß ich keine Thräne, ich versuchte nicht, Dir nachzulaufen, obschon ich daran dachte. Ich ging ruhig in's Haus, setzte mich

zu meiner Mutter und erzählte ihr, was ich gesagt hatte. Meinst Du, das war herzlos? Allerdings glaubte ich nicht, daß Du ernstlich krank wärest, weil Du die Kraft hattest, zu Fuß fortzugehen."

„Was war es denn?" Greif sah sie verwundert an.

„Sieg! und das wußte ich. Einen Augenblick nur war ich in Angst, dann sah ich es alles vor mir. Ich sah Dich wiederkommen, wie Du heute gekommen bist, um das zu sagen, was Du eben gesagt hast. Mir war's, als läge meine Hand noch auf Deiner Schulter, als könntest Du mir nicht entgehen, was Du auch thätest. Ich zweifelte niemals, bis zu dem fürchterlichen Tage, als Wastei kam und meiner Mutter sagte, Du wärest sehr krank. Er sagte nicht, Du lägest im Sterben, aber er sagte, daß Dein Wagen unterwegs wäre, um uns abzuholen, und daß man auf dem Wege Vorspann bereit hielte, damit wir keine Zeit mehr verlören, — und sie wollte mich nicht mitnehmen! Aber ich wußte, wie es stand. Ich wußte, Du wärest gerettet, wenn ich Dich nur sehen könnte, und dann, als ich meine Mutter fortschob und hineinging, schien es zu spät. Wenn ich, stark wie ich bin, überhaupt hätte sterben können, so wäre ich in dem Augenblicke gestorben, als Dein Kopf auf meinen Arm zurücksank und Deine Augen sich schlossen, und eine Minute darauf sagten sie mir, Du wärest gerettet, denn als ich wußte, Du lebtest noch, da wußte ich auch, Du würdest genesen, — und dann — und dann — o Greif!"

Thränen, welche Schmerz und Kummer ihr nicht entpressen gekonnt, strömten reichlich nieder in der Erinnerung an jene überschwengliche Freude. Wäre Hilda nicht Hilda, einzig in ihrer Art, gewesen, so hätte Greif die Thränen fortgeküßt, als sie ihren Augen entquollen. Aber weil es

eben Hilda war, konnte er es nicht. In einer Minute war es vorüber; allein er war etwas bleich geworden, und sein Arm zitterte unter dem leichten Druck des ihren. Sie wischte die hellen Tropfen fort und sah die Veränderung in seinem Gesicht.

„Was hast Du, Geliebter?" fragte sie. „Es ist ja nur lauter Glück, — sie schmerzen nicht!"

„Manchmal bist Du so wunderschön, daß ich Dich nicht zu berühren wage," sagte er leise.

Rasch wendete sie ihm ihr goldnes Haupt mit strahlendem Lächeln zu, und ein klarer Tropfen, der noch an ihrer Wimper hing, rollte auf ihre weiche Wange. Es war, als wären seine Worte wie der Südwind, welcher sanft den letzten Tropfen Sommerregen von den Blättern einer herrlichen Rose schüttelt.

„Wie soll ich nicht eitel werden, wenn Du solche Dinge sagst?" rief sie aus.

„Wie kann ich Dich ansehen und sie nicht sagen?" fragte er.

„Es ist Zeit hinunter zu gehen", sagte sie. „Wir waren schon im Gehen, als ich anfing von Rex zu sprechen, es ist lange her!"

„Ich hatte Rex vergessen."

„Vergiß ihn nicht; er ist ein treuer Freund."

So gingen sie denn endlich die zerfallene Treppe hinunter und verschwanden im Hause. Als Greif fort wollte, und der Wagen schon vor der Thür stand, führte Frau von Siegmundskron ihn von Hilda fort.

„Laß es bald geschehen!" sagte sie eindringlich.

„Die Hochzeit?" fragte Greif verwundert.

„Nein — das mit dem Namen. Nimm ihn an, sobald es gesetzlich geschehen kann."

„Ich will mich sofort darum bemühen“, sagte er und wunderte sich über ihre Eile.

Sie sah den fragenden Blick in seinen Augen und schwieg einen Augenblick, während sie seine Hand festhielt.

„Ich habe so lange ohne einen Sohn gelebt — laß mich jetzt einen haben, und Siegmundskron hat seit achtzehn Jahren keinen Herrn gehabt.“

„Ich werde auch nicht einen Tag verlieren“, sagte er. „Und noch einmal danke ich Dir von ganzem Herzen.“

Er küßte ihre feine Hand und wendete sich zu Hilda, um ihr Lebewohl zu sagen. Einen Augenblick darauf rollte der leichte Wagen durchs Schloßthor. Die beiden Damen sahen ihm nach, bis er ihren Blicken entschwand.

„Gott segne Dich“, sagte die Mutter feierlich, als spräche sie zu Greif, „Gott segne Dich und führe Dich zurück, auf daß Du mir ein Sohn seiest, — nicht mehr Greifenstein, sondern Siegmundskron, Du und die Deinen, auf immer und ewig! Gott segne Dich!“

Hilda sah ihre Mutter aufmerksam an. Sie wußte nicht, was diese Worte alles für die stille Frau im weißen Haar neben ihr bedeuteten. Sie konnte nicht ahnen, wie oft in all' diesen langen Jahren Therese von Siegmundskron gewünscht hatte, daß ihr statt einer Tochter ein Sohn geschenkt wäre, um den Namen und das Schwert ihres Gatten zu tragen, sie wußte nichts von den Thränen, welche ihre Mutter in bitteren Selbstvorwürfen über ihre Undankbarkeit, solche Gedanken zu hegen, vergossen hatte.

„Das verstehst Du nicht, mein Kind,“ sagte sie und nahm ihre Tochter bei der Hand. „Komm mit!“

Sie führte sie in ihr Zimmer. Auf einem Stück schwarzen Stoffes an der Wand hingen zwei Waffen, ein Säbel und ein Schläger, und darüber ein lederner Helm

mit vergoldeter Spitze. Darunter stand eine schwere geschnitzte alte Truhe. Mit Hilda's Hilfe hob sie den Deckel derselben. Darin lagen Uniformen und allerlei Soldatenzeug, und in einer Ecke zusammengerollt ein Stück verschossenes Fahnentuch. Dies nahm sie heraus, entrollte es und spreitete es auf dem Boden aus.

Es war zerrissen, geflickt und verschossen, denn es war die alte Fahne, welche früher von dem verfallenen Wachtthurm des Schlosses geweht hatte. Auf hellblauem Felde waren drei Kronen, zwei oben und eine darunter. Hilda sah neugierig erst die Fahne, dann ihre Mutter an.

„Wir müssen eine neue machen, Hilda," sagte sie. „Und Wastei muß im Walde ein schlankes hohes Bäumchen zum Flaggenstock aussuchen — denn Siegmundskron hat wieder einen Herrn, und die alte Fahne muß im Winde wehen, wenn er seinen Einzug hält."

Achtes Kapitel.

Rex hatte nicht unrecht gehabt, als er voraussagte, daß Hilda und Greif im Sommer heirathen würden. Es war sicherlich des Letzteren Absicht gewesen, ein ganzes Jahr nach dem Trauerfall vergehen zu lassen, ehe er seines Glückes theilhaft wurde, aber selbst wenn er die Prüfung des langen Wartens muthig ertragen hätte, würden doch andere Umstände ihn bestimmt haben, den Zeitpunkt zu beschleunigen. Vielleicht war Frau von Siegmundskron die Ungeduldigste von allen, und in der That sind die ältesten Leute oft am meisten bestrebt, den Gang der Ereignisse zu beschleunigen, als ob sie fürchteten, der Tod könnte sie überraschen, ehe alles vollendet wäre. Die gute Baronin war

noch keineswegs alt, aber sie hatte Eile, ihre Hoffnungen erfüllt zu sehen. Hilda war schon vollkommen glücklich und würde ruhig gewartet haben, wenn Greif es gewünscht hätte; ja sie billigte Anfangs seine Absicht, die übliche Trauerzeit verstreichen zu lassen. Aber Greif gab ohne weiteren Widerstand den Wünschen der Frau von Siegmundskron nach, welche seltsamer Weise von Rex darin unterstützt wurde.

„Es kommt mir unrecht vor", sagte Greif zu Rex, als sie eines Abends zusammen in der Gartenlaube saßen und mit Vergnügen dem Rauschen des kühlen Stromes lauschten, der tief unten dahinrauschte. Es war gegen Ende Juli.

„Es ist kein Unrecht bei dem, was uns alle glücklich macht," antwortete Rex und nahm die Cigarre aus dem Munde.

„Aber es giebt außer Recht und Unrecht noch einen gewissen Anstand", wendete Greif zum hundertsten Male ein.

„Dann laß ihn aus dem Spiel. Ueberdies lassen sich zwei Arten von Anstand unterscheiden. Die eine ist rein ästhetisch und geht uns nichts an. Die andere Art bedeutet die tactvolle Rücksicht auf ziemlich vernünftige Gebräuche, durch welche die Menschen ihren Wunsch ausdrücken, auch ferner durch soziale Bande gebunden zu sein. Sie beruht auf der Nothwendigkeit, im Zusammenleben mit vielen nicht das Gefühl unseres Nächsten zu verletzen. Wenn Du mir beweisen kannst, daß Du irgend Jemanden dadurch in seinen Gefühlen kränkst, daß Du jetzt heirathest, statt fünf oder sechs Monate später, so will ich den Streit aufgeben und zu Bett gehen, denn es ist spät. Wenn Du das nicht kannst und doch auf Deinem Stück bestehst, bin ich bereit, die ganze Nacht mit Dir zu disputiren."

So ließ sich Greif denn überreden; der Hochzeitstag

wurde auf Ende August festgesetzt und alle Vorbereitungen dazu getroffen.

Lange vorher hatten Rex und Greif alles in betreff der Erbschaft Nöthige besorgt, und alle dazu erforderlichen Papiere durchgesehen und geordnet. Aber obschon Greif den Hauptantheil bei dieser Arbeit willig seinem Vetter überlassen, und obgleich dieser alles viel gründlicher durchsucht hatte, als Greif ahnte, war nicht das kleinste Schriftstück zu Tage gekommen, was für ein letztes Wort des Verstorbenen an seinen Sohn angesehen werden konnte. Rex konnte nicht begreifen, was aus dem Briefe geworden war, bis er endlich anfing zu vermuthen, es wäre gar keiner geschrieben worden. Zuerst schien ihm das eine ganz unmögliche und unerklärliche Voraussetzung, allein je mehr er darüber nachdachte, desto mehr wurde er in der Ansicht bestärkt, daß Greifenstein gestorben war, ohne ein Abschiedswort für Greif zu hinterlassen.

Der Brief, welchen Rex selbst erhalten hatte, gab den Schlüssel zu der Sachlage. Der Character des alten Greifenstein war streng, entschlossen, moralisch, unbeugsam gewesen. Rex war fest überzeugt, wenn er überhaupt an Greif geschrieben, so hätte der Brief den feierlichen Befehl enthalten, die Folgen des Frevels seiner Mutter auf sich zu nehmen, das ganze Vermögen und das Gut den Siegmundskron's, als den rechtmäßigen Erben, zu überlassen und nach dem offenen Geständniß, daß er ohne Namen und ohne Vermögen dastehe, seine Armuth und Schande wie ein tapferer Mann zu tragen, weil sie die unvermeidlichen Folgen göttlicher Gerechtigkeit wären. Er würde ihm wahrscheinlich anempfohlen haben, als gemeiner Soldat in die Armee einzutreten und im Vertrauen auf seine Bildung und eigene Kraft auf Avancement zu dienen.

Der hartnäckige alte Herr würde sich nach menschlicher Berechnung ungefähr so ausgedrückt haben, und Rex kannte Greif gut genug, um zu wissen, daß der Sohn des Vaters letzten Willen erfüllt und seine Befehle buchstäblich ausgeführt haben würde, es koste, was es wolle.

Andererseits war es auch möglich, daß der strenge Edelmann im letzten Augenblick weich geworden war. Vielleicht hatte er den Brief zerrissen, nachdem er ihn geschrieben, und die Fetzen in's Feuer geworfen. Wenn er nichts geschrieben hatte, war es klar, daß die Sachen, so weit Greif betheiligt war, in den jetzt bestehenden Verhältnissen bleiben mußten. Er hatte nicht voraussehen können, daß die Umstände seines Todes Greif dahin treiben würden, seine Verlobung aufzulösen. Er hatte sich allenfalls denken können, daß Frau von Siegmundskron der schrecklichen Erinnerungen wegen, welche sich in Folge der dreifachen Tragödie an den Namen Greifenstein knüpften, Greif und sein Vermögen für Hilda nicht ausschlagen würde. Der alte Greifenstein hatte sich vielleicht gesagt, daß er nicht zu einer Erklärung verpflichtet wäre, weil das Geld, der einzige streitige Gegenstand, doch alles an die Siegmundskron's kommen würde, und in diesem Falle hatte er es für gerechtfertigt halten können, sein Geheimniß mit in's Grab zu nehmen.

Gegen diese sehr ansprechende Voraussetzung ließ sich nur ein Einwand erheben, und der lag in dem Briefe, welchen Rex selbst erhalten hatte. Wenn Greifenstein beschlossen hatte, daß sein eigener Sohn nie den Schlüssel zu dem Geheimniß erhalten sollte, so würde er seinem Bruder nimmer gestattet haben, alle Einzelheiten für Rex niederzuschreiben, selbst nicht unter dem Siegel der Verschwiegenheit; und er war ein Mann gewesen, der namentlich in

solchem Augenblicke im Stande war, Riesenegg gegenüber seinen Willen durchzusetzen. Leider war es ganz unmöglich, zu entscheiden, wer von den beiden Brüdern zuerst gestorben war, und hier bot sich eine dritte Möglichkeit dar, welche Rex nicht ignoriren konnte, obschon sie wenig Wahrscheinlichkeit für sich hatte. Es war möglich, daß Greifenstein zuerst gestorben wäre. In dem Falle konnte Riesenegg, der wohl wissen mußte, daß er durch seine Enthüllungen Greif zu Grunde gerichtet hatte, seines Bruders Brief verbrannt haben, ehe er sich erschoß. Natürlicher wäre es gewesen, daß er in diesem Falle auch seinen eigenen Brief zerstört hätte, aber möglicherweise hatte er einen guten Grund, um Rex zu warnen. Ohne eine solche Warnung und bei minder inniger Freundschaft für Greif, hätte Rex vielleicht Untersuchungen wegen seines Vaters Tod anstellen lassen, die zu großen Unannehmlichkeiten führen und durch einen unvorhergesehenen Zufall wohl gar Veranlassung geben konnten, daß Greif selbst die ganze Wahrheit erführe. Niemand konnte wissen, was für Zeugen noch am Leben waren, um die Identität derjenigen zu beschwören, die Beider Weib gewesen war. Bei der Beschaffung der falschen Papiere, auf Grund deren sie ihre zweite Ehe eingegangen war, mußte nothwendigerweise ein Betrug stattgefunden haben; sicherlich konnte sie dieselben nicht allein gefälscht haben. Höchst wahrscheinlich war einer ihrer früheren Genossen aus der Revolutionszeit nach beendigten Unruhen unbeachtet in seinem Amt bei der Regierung verblieben und hatte ihr geholfen, sich von Riesenegg loszumachen, indem er ihr falsche Papiere verschaffte, die geschickt genug abgefaßt waren, um sie keiner Entdeckung auszusetzen. Dergleichen konnte in so unruhigen Zeiten wohl vorgekommen sein. Es hätte genügt, daß ein solcher Mensch,

während er sich selbst klüglich verschanzte, angab, was er von der Sache wußte, um die ganze Geschichte an's Licht zu bringen; und wenn Rex, ohne jede Warnung, die ganze Macht des Gesetzes aufgeboten hätte, um sich über die Ursache von seines Vaters Tod Licht zu verschaffen, so hätten die Folgen für Greif verhängnißvoll werden können.

Dennoch hielt Rex an der Annahme fest, daß Greifenstein überhaupt nichts geschrieben hätte, und den Einwürfen, welche sich dieser Annahme entgegenstellten, begegnete er mit der Voraussetzung, daß Greifenstein von Rieseneck's Brief an Rex nichts gewußt habe.

Jedenfalls war bei den gründlichsten Nachforschungen nichts gefunden worden, und Rex war schließlich gern geneigt zu glauben, daß auch nichts mehr je entdeckt werden würde. Um indessen aller Gefahr vorzubeugen, suchte er die Vermählung nach Kräften zu beschleunigen, denn er war überzeugt, daß nach der vollendeten Thatsache von einer Entdeckung der Wahrheit weniger zu befürchten stand.

Unterdessen hatte Greif den Wünschen der Frau von Siegmundskron gehorcht und sofort Schritte zur Umänderung seines Namens gethan. In Deutschland ist das eine leichte Sache, da sie hauptsächlich durch das Heroldsamt besorgt wird. Nichts weiter wird verlangt, als die formelle und rechtskräftige Zustimmung all' derjenigen Personen, welche den Namen führen, den der Antragsteller anzunehmen wünscht. Ist die Zustimmung gegeben, so werden die nöthigen Formalitäten ohne Schwierigkeit erledigt, und das Patent wird in die Hände des Antragstellers niedergelegt. Danach steht es nicht mehr in der Macht der Familie, welche die Zustimmung ertheilt hat, ihm den Namen, unter welchen Umständen es auch sei, wieder zu entziehen. In Greif's Fall war alles rasch erledigt. Dem

Heroldsamte war es wohl bekannt, daß die männliche Linie derer von Siegmundskron erloschen, und daß die Familie einzig und allein durch Hilda und ihre Mutter vertreten war. Die erforderlichen Documente wurden eingereicht, von den beiden Damen in Gegenwart zuständiger Personen unterzeichnet und beglaubigt, und dann ihnen wieder zugestellt. Einen Monat darauf erhielt Greif sein Patent untersiegelt und vom Monarchen unterzeichnet; es besagte, daß er, Greif von Greifenstein, einziger Sohn des verstorbenen Hugo von Greifenstein, ermächtigt und berechtigt wäre, sich fortan Greif von Greifenstein und Siegmundskron zu nennen, daß es ihm frei stünde beide Namen oder einen von beiden zu tragen und im Wappen drei goldene Kronen auf blauem Felde zu führen, entweder mit dem Wappen derer von Greifenstein vereinigt, oder allein, nach eigenem Gutdünken.

Auf Mittag an einem gewissen Tage im Juni schauten die Holzhauer im Walde hinauf nach den Thürmen von Siegmundskron, während sie im Schatten bei ihrem Mittagbrod saßen; da sahen sie wie eine große Fahne an einem langen Flaggenstock sich langsam bis zur Spitze erhob und sich dann im Winde stattlich entfaltete und drei goldene Kronen auf blauem Felde zeigte.

„Was ist das?" fragte einer, ein junger Bursch von zwanzig Jahren.

„Es ist die Fahne der Siegmundskron's", antwortete ein grauhaariger Alter und ließ seinen Bissen Käse auf der Spitze seines mörderischen Messers stecken. „Seit zwanzig Jahren habe ich sie nicht gesehen, seit der arme Baron im Kriege fiel. Es muß ein neuer Herr auf Siegmundskron sein. Ich will heute Abend im Dorfe nachfragen."

Und während sie so sprachen, erreichte die Fahne, von

Bastei's starken Armen emporgehißt, die höchste Spitze der Flaggenstange und wehte majestätisch von dort, wo viele ihresgleichen durch achthundert Jahre und länger geweht hatten. In diesem Augenblick fuhr Greif in seinem Wagen den letzten Anstieg empor. Er sah das herrliche Banner und wechselte schnell die Farbe. Dann erhob er sich in seinem leichten Fuhrwerk und entblößte sein Haupt. Ihm war es, als ob all' die verstorbenen Siegmundskrons, die in der Schloßkapelle neben einander bestattet lagen, aus ihren Gräbern auferstanden wären, um den neuen Träger ihres Namens zu begrüßen. Er konnte nicht weniger thun, als auch aufstehen und ihr Banner grüßen, ob es gleich jetzt sein eigenes sein sollte. Für ihn bedeutete es so viel, was im grellen Licht des modernen Lebens verloren geht. Leicht konnte er sich die alten Siegmundskron's in ihrer glänzenden Rüstung hoch zu Roß vorstellen, wie sie in fest geschlossenem Trupp zum Schloßthor hinausritten, das Banner in der Mitte, oft um es bis zum Tode zu vertheidigen, oft auch um seine zerfetzte Herrlichkeit siegreich heimzubringen. Es wurde ihm leicht, sich an ihre Stelle zu denken und zu fühlen, daß hinfort auch er Antheil an ihrer Geschichte hatte. Und noch mehr lag für ihn in den schimmernden Farben und wehenden Falten der hohen Fahne. Ihm war sie das Zeichen für den Beginn eines neuen Lebens, das Sinnbild eines neuen Namens. Noch gestern lastete auf ihm das Gedächtniß des frevelhaft vergossenen Blutes; heute begann sein Dasein von neuem, vor ihm lag ein reines Blatt, auf dem kein Makel verzeichnet stand. Als er so entblößten Hauptes im Wagen dastand, begrüßte er so zu sagen das vor ihm liegende neue Leben und brachte zugleich dem Gedächtniß der verstorbenen Siegmundskron's seine Huldigung dar.

Also Greif war jetzt nicht länger Greifenstein. Den wenigen Personen, welche er davon unterrichtet wünschte, theilte er die Thatsache mit. Die Zeit bis zum Hochzeitstage verstrich rasch. In der Zwischenzeit, vom April bis zum August, sahen Rex und Hilda sich häufiger als zuvor und standen allem Anschein nach, zu Greif's großer Befriedigung, auf dem besten Fuß.

„Rex," sagte er eines Tages, „bald wird Hilda meine Frau, und es ist durchaus nöthig, daß Du sie gern hast. Du hast keinen vernünftigen Grund für das Gegentheil, und doch benimmst Du Dich, als ob sie Dir geradezu zuwider wäre."

Hierauf drückten Rexens starre Augen so viel Erstaunen aus, als ihnen überhaupt möglich war, denn er war überrascht, fast zum ersten Mal in seinem Leben durchschaut zu sein, und merkte, daß Greif ihn nicht allein durchschaut hatte.

„Es thut mir leid, daß sie mich einer Abneigung gegen sie für fähig hält," antwortete Rex. „Ich stehe der Sache so ganz anders gegenüber, als ihr Beide glaubt, daß ich lieber das größte Opfer gebracht, als eure Verbindung gelöst gesehen hätte."

Greif sah ihn einen Augenblick an, ohne ihn recht zu verstehen, denn es war für ihn unmöglich zu ermessen, was Rex alles mit diesen Worten meinte. Dennoch thaten sie ihm wohl.

„Ich wünsche, Du möchtest Hilda das sagen," versetzte er.

„Ich will es", sagte Rex und that es bei der nächsten Gelegenheit.

Er und Greif fuhren zusammen nach Siegmundskron hinüber. Ja, Rex kam in der ausdrücklichen Absicht mit,

Hilda seine kleine Rede zu halten, und Greif nahm die Baronin ein Weilchen in Anspruch, damit die beiden ungestört sprechen konnten.

„Also sind Sie endlich gekommen“, sagte Hilda. „Wir haben Sie lange nicht gesehen.“

„Ja, und ich bin zu einem besonderen Zweck hergekommen,“ antwortete Rex. „Es scheint, daß nach unerforschlichem Schicksalsschluß ich in Ihren Augen für einen unhöflichen Barbaren gelte, und darum bin ich hergekommen, um mich zu verantworten und Ihnen zu sagen, was ich über gewisse Dinge denke.“

„Sie sprechen sehr geheimnißvoll“, sagte Hilda.

„Das Vorwort zu einer Geschichte sollte immer geheimnißvoll sein; nur das Nachwort muß klar sein. Die Geschichte kann unter uns bleiben, denn sie betrifft Sie und mich. Um mich deutlich auszusprechen, gnädiges Fräulein, ich komme, um mich in Ihren Augen zu rechtfertigen, eine Enschuldigung, eine Erklärung und einen Vertrag zu machen, alles auf ein Mal.“

„Zu einem Vertrag gehören wenigstens zwei“, bemerkte Hilda, denn jetzt wußte sie, was er sagen wollte.

„Zu einer Entschuldigung ebenfalls“, sagte Rex lachend. „Kurz, ich entschuldige mich bei Ihnen, wenn ich mich so benommen habe, daß Sie glaubten, ich wäre Ihnen nicht wohlgesinnt; ich erkläre hiermit, daß, fern davon, Ihr Feind zu sein, ich lieber selbst jedes Opfer bringen möchte, als Ihrer Verheirathung ein Hinderniß entgegentreten sehen; und ich schlage vor, daß wir darin übereinkommen, uns fortan nicht mehr solche Dinge einzubilden.“

Hilda war es zufrieden, denn sie sah, daß Greif die Sache klar gemacht hatte. Sie zögerte einen Augenblick.

„Wie heißen Sie mit Vornamen, Herr Rex?“ fragte sie.

„Horst", antwortete er etwas erstaunt.

„Gut. Ich stimme allem bei, was Sie sagen. Wir wollen gute Freunde sein, und Sie sollen mein Vetter Horst sein, und ich Ihre Cousine Hilda."

„Ich danke Ihnen", sagte Rex.

Er wunderte sich darüber, wie sie ihm je habe mißfallen können, und fragte sich sogar, ob seine frühere Abneigung wirklich oder eingebildet gewesen. Von dieser Zeit ab veränderte sich seine Art und Weise, und Greif hatte ferner keinen Grund sich zu beklagen.

Schnell vergingen die Wochen, und endlich kam der Hochzeitstag. Alles ging sehr still dabei zu, wie recht und natürlich, da das Trauerjahr noch nicht verflossen war. Nur als alles vorüber war, gab Greif all' seinen Gutsleuten auf Greifenstein ein großes Fest und ein zweites Fest auf Siegmundskron für die Bewohner des Dörfchens. Und nach Siegmundskron zogen Hilda und Greif zuerst, während die Baronin und Rex in Greifenstein blieben. Noch war äußerlich in Hilda's Heimath nichts verändert, obwohl einige Zimmer für das junge Paar neu möblirt worden waren. Aber das alte Wohnzimmer war für's Erste geblieben, wie es war, und dort speisten Greif und Hilda am ersten Abend, während die Bauern unter dem Fenster im Mondschein des Augustabends schmausten.

Manch langes Jahr war in düsterer Stille dahingegangen, seit kein solcher Jubel innerhalb der grauen Mauern erschollen, und die Leute ahnten, daß für sie eine neue Aera begonnen habe, daß in das alte Schloß frisches Leben einkehrte, und daß der junge Herr Siegmundskron in seiner alten Herrlichkeit wieder herstellen würde. Obgleich außerhalb der Wälle kein Fußbreit Land mehr dazu gehörte,

waren doch die feudalen Traditionen nicht ganz entschwunden. Noch lebten alte Leute, deren Väter ihnen von den guten alten Siegmundskron's erzählt hatten, wie sie tapfer im Kriege und mild im Frieden gewesen, und freigebig, bis alles dahin war, und die Stimmen dieser Leute übertönten die boshaften Bemerkungen der wenigen, welche sagten, die Baronin wäre geizig und hätte seit zwanzig Jahren ihr Gold in dem tiefen Gewölbe unter dem Nordwestthurm am Rande des Abgrundes aufgespeichert, wo es spukte. Ueberdies, nach Bauernart, erwärmten sich ihre Herzen beim Schmause für die Festgeber, sogar noch ehe die großen Braten angeschnitten oder das erste Fäßchen Bier angestochen war. Noch nie hatten sie solch' ein Fest erlebt. Die langen Tische reichten um den ganzen großen Hof herum, und auf jedem lag nicht nur ein schönes weißes Tischtuch, sondern auf jedem Platz lag auch eine Gabel und stand ein steinerner Krug. Und mitten auf dem freien Platz im Hofe stand eine Reihe sauberer Fässer und Tönnchen voll Bier und Wein, weißer Schloßberger und rother Affenthaler, nur der volksthümliche Kirschbranntwein glänzte durch seine Abwesenheit, denn Greif kannte die wilden Schwarzwälder nur allzu gut. Ihre eisenfesten Köpfe konnten unbeschränkte Massen jeglichen Getränks vertragen, außer Branntwein, wie das der Erfolg bewies; denn obwohl sie tüchtig tranken und nach Herzenslust fröhlich waren, schritten sie vor Mitternacht ordentlich und ziemlich nüchtern zum Thor hinaus. Vorher aber wurden Reden gehalten und Lieder gesungen und Reigen getanzt, beim Mondschein, der sich sanft mit dem Schein zahlloser bunter Papierlaternen mischte. Diese bunten Lampen waren ein Wunder in den Augen der Waldbewohner, wenn auch einige, die im Heer gedient hatten, erzählten, sie hätten ähnliche in

Stuttgart an des Königs Geburtstag gesehen, wenn der Thiergarten erleuchtet war.

Unterdessen saßen Hilda und Greif zusammen am offenen Fenster hoch über dem Hofe und blickten auf die lustigen Bauern hinunter oder sprachen zusammen.

Plötzlich erdröhnte unten eine gewaltige Stimme, der Versammlung Schweigen gebietend. Sie war so laut und tief und klangvoll, daß Greif rasch den Kopf umwendete, um wo möglich bei dem ungewissen Licht den Sprecher zu erspähen, der so gewaltigen Lärm machen konnte.

„Es ist der Schulze von Siegmundsdorf“, sagte Hilda lachend. „Er hat die lauteste Stimme von der Welt. Die Leute sagen, wenn er in Berneck schreit, können die Fischer ihn in Haigerloch in Hohenzollern hören.“

„Das glaube ich wohl!“ versetzte Greif.

„Und nun, meine Herren,“ brüllte der Schulze von unten, die Landleute anredend, „ist es unsere Pflicht, den gütigen Festgebern zu danken und auf ihr ewig ungetrübtes eheliches Glück zu trinken. Von hier, wo ich stehe, kann ich das goldene Mondlicht auf dem silbernen Haar“ —

Der Schulze unterbrach sich mit gewaltigem Husten. „Das silberne Mondlicht auf das goldene Haar des hoch- und wohlgeborenen Fräulein Hilda — wollt' ich sagen, der hoch- und wohlgeborenen Frau von Siegmundskron junior scheinen sehen“ —

Greif, der von oben her zuhörte, zog den Kopf zurück, um ein krampfhaftes Lachen zu unterdrücken, aber die Menge unten klatschte der Rede Beifall, und der Schulze fuhr fort:

„und ebenfalls auf das Haupt ihres hoch- und wohlgeborenen Herrn Gemahls, des Herrn von Siegmundskron.“

Der Name erklang wie Donnerhall von seinen Lippen, und Greif wurde ernst, denn für ihn hatte das etwas zu bedeuten.

„Und obgleich ich noch viel mehr sagen könnte," fuhr der Schulze fort, „will ich es doch nicht, denn Schweigen ist Gold, wie der Bürgermeister von Kalw sagt. Und somit, meine Herren, wünschen wir ihnen Glück, noch hundert frohe Jahre und für jeden Thurm von Siegmundskron einen Sohn, so schön wie das junge Paar. Hoch, hoch, Siegmundskron hoch!"

Der Schulze schien schon bei der ganzen Rede seine volle Kraft aufgeboten zu haben, aber eine unvergleichliche Uebung im Lärmmachen hatte ihn die Kunst gelehrt, in den Tiefen seiner ungeheuren Brust noch einen Knalleffect aufzubewahren, der niemals verfehlte, seine Zuhörer mit Staunen und Entzücken zu erfüllen. Sein letztes Hoch erschallte donnernd wie eine Kanonensalve, schlug an die alten Mauern wie eine Petarde, so daß die Scheiben klapperten, hallte von Thurm und Zinnen wieder, und erklang dann zurückprallend fort in den fernen Bäumen, als müßte es seine Sendung erfüllen und dem ganzen weiten Walde verkünden, daß Siegmundskron wieder einen Herrn hatte, und daß Hilda endlich mit ihrem Treulieb vermählt war.

„Siegmundskron hoch!" jubelten die Bauern in heißem Bemühen, mit ihrem Anführer zu wetteifern, was sie nicht ein Mal mit vereinten Kräften konnten.

Dann nahm Greif ein hohes Kelchglas vom Tische und reichte es Hilda und nahm sich selbst auch eins und die Beiden standen in der Oeffnung des gothischen Fensters; der Mondschein strahlte auf ihre glücklichen Gesichter und die schlanken Gläser in ihrer Hand. Noch ein Jubelruf erscholl von unten her, dann wurde alles still.

„Wir haben euch zu danken", sprach Greif mit klarer wohltönender Stimme. „Wir kommen und bitten euch, helft uns Siegmundskron wieder zu dem machen, was es in alten Zeiten war. Mögt ihr alle es erleben, noch fünfzig Jahr alljährlich ein Fest mit uns zu feiern wie heute Abend! Wir danken euch für eure Glückwünsche und trinken auf euer aller Wohl, auf die Gesundheit unseres guten Freundes, des Schulzen von Siegmundsdorf, und auf alle Uebrigen. Hoch, Siegmundsdorf, Hoch! Hoch, die braven Schwarzwäldler! Hoch, der Schwarzwald, den wir alle lieben! Hoch, das theure Schwabenland!"

Hilda's Silberstimme klang laut mit im letzten Hochruf, dann berührten Beide die Gläser mit den Lippen, während unten alle Leute vor Freude jauchzten, und die markerschütternden Jubelrufe des Schulzen die großen Eulen auf dem Thurm in ihre Löcher scheuchte, wo sie verwundert um sich blinzelten.

Es war eine herrliche Nacht, und noch manch' liebes Jahr dachten die Leute von Siegmundsdorf an den Ausdruck auf den beiden schönen jungen Gesichtern, wie sie aus dem hohen Bogenfenster auf sie herabschauten, und alle kamen darin überein, daß der Schulze von Siegmundsdorf noch nie eine so prächtige Rede gehalten hätte wie bei diesem Fest und die Macht seiner Stimme über alle anderen mit so glänzendem Erfolg bewiesen.

Also waren Hilda und Greif verheirathet, und außer Rex wußte Niemand, welche tödtliche Gefahr bis zu diesem Tage über ihrem Glück geschwebt hatte.

Als alles vollendet und glücklich vorüber war, athmete Rex tief auf und setzte sich hin, um in der Stille über die Gefahr nachzudenken, der Greif entgangen war. Jetzt war er vollkommen überzeugt, daß Greif niemals durch die

Entdeckung eines nachgelassenen Briefes von seinem Vater beunruhigt werden würde, und hatte sich ganz in die Annahme gefunden, daß ein solcher Brief nie existirt hätte. Es war ein tröstlicher Glaube und schien auch ganz vernünftig, so daß er ihn in die Reihe seiner Ueberzeugungen aufnahm und sich nicht weiter quälte. Dennoch konnte er nicht umhin, an die Verwicklungen zu denken, die entstehen müßten, wenn ein solches Schriftstück doch noch einst Greif zu Händen käme, und als er an die mannigfachen Wendungen dachte, welche die Dinge nehmen könnten, zitterte er bei dem Gedanken an die Verantwortlichkeit, welche er auf sich genommen hatte. Es handelte sich dabei um schwierige Rechtsfragen, über welche er selbst nicht ganz im Klaren war.

Erstens war Greif als Greifenstein, überhaupt gar nicht verheirathet. Er war illegitimer Geburt, und hätte er unter dem Namen geheirathet, welchen er für den seinigen hielt, so wäre die Ehe ungültig gewesen. Denn das Gesetz erkennt nur solche Ehen an, die unter dem wahren und rechtmäßigen Namen beider Betheiligten geschlossen werden. Wenn es sich später herausstellt, daß einer oder der andere, obschon schuldlos und sich keines Irrthums bewußt, unter einem falschen Namen geheirathet hat, so ist die Handlung ungültig.

Die Frage war, ob Greif, als Siegmundskron, Hilda's rechtmäßiger Gatte war. Rex war geneigt zu glauben, daß er es wäre. Das Heroldsamt konnte ihm den Namen und das Wappen von Greifenstein entziehen, aber Rex glaubte nicht, daß man ihm verbieten könnte, den Namen und das Wappen der Siegmundskron's zu führen, da diese selbst sie ihm persönlich verliehen hatten, unabhängig von dem, was er früher gewesen war. In

diesem Falle war Greif wirklich und gewiß Siegmundskron, und sonst war er nichts als ein namenloser Verwaister. Folglich war die Ehe gültig. Ein glücklicher Zufall hatte einem Mann einen Namen gegeben, der eigentlich gar keinen hatte.

Natürlich, wenn außer Rex Niemand jemals das Geheimniß erfuhr, so drohte dem jungen Paar keine Gefahr. Wenn aber ein unseliger Zufall es enthüllen sollte, wenn schon gar ein andrer darum wußte, dann stand die Sache schlimm. Rex konnte nicht ohne ein höchst beunruhigendes Gefühl daran denken. Er bedachte, wie der alte Greifenstein fünfundzwanzig Jahre verlebt hatte, ohne eine Ahnung von seiner Schande zu haben, und wie sie ihn endlich doch ereilt hatte. Es wäre entsetzlich, wenn etwas Aehnliches über Hilda und Greif kommen sollte. Im äußersten Falle aber würde es besser sein, daß Greif zuerst die Wahrheit erführe. Wenn Frau von Siegmundskron zuerst dahinter käme, so ließ sich gar nicht sagen, was daraus werden könnte. Sie würde nur schwer daran glauben, daß Greif nichts davon gewußt hatte, als er ihre Tochter heirathete; sie würde daran denken, wie er alles aufgeboten hatte, um sich von Hilda loszusagen, und dies darauf schieben, daß er um seine illegitime Geburt gewußt habe. Der Wechsel des Namens würde wie ein schlau angelegter Kunstgriff aussehen, durch welchen er sich das verschafft hatte, was ihm am meisten fehlte, nämlich einen Namen. Sie würde all' seine Handlungen falsch verstehen, all' seine Absichten mißdeuten; er würde ihr im Lichte eines geschickten Schauspielers erscheinen, der seine wahren Empfindungen den größeren Zwecken dienstbar machte, welche er so sorgfältig verhehlt hatte. Rex dachte an ihr Benehmen bei der Verleihung des Namens und begriff den ungeheuern Werth,

welchen sie darauf legte, er sah, wie sie sich überredet hatte, daß in Greif das Geschlecht ihres Gatten wieder aufleben würde, und konnte sich vorstellen, was sie empfinden würde, wenn sie entdeckte, daß sie das, was ihr das Heiligste auf Erden war, nicht einem unglücklichen Edelmann verliehen hatte, sondern dem Bastard eines Mörders, der sie schlau um das gebracht hatte, was sie nicht wieder zurücknehmen konnte.

Rex dachte über das wundersame Verhängniß nach, welches ihn und seinen Bruder verfolgte. Er selbst war die Hauptursache zu den obwaltenden Verhältnissen gewesen, sowohl durch sein Verschweigen des Geheimnisses, wie durch seine unablässigen Bemühungen, die Heirath zu Wege zu bringen. Wenn er den Character des alten Greifenstein besessen hätte, so würde er wesentlich anders gehandelt haben. Dann hätte er Greif rücksichtslos die Wahrheit gesagt, um selbst die entfernteste Möglichkeit eines solchen Unheils zu verhüten, wie es jetzt leicht entstehen konnte. Und doch hatte Rex keine Gewissensbisse. Er fragte sich, ob er irgend einem menschlichen Wesen hätte einen solchen Schlag versetzen können und nun gar einem, der wie Greif, fast alles gelitten hatte, was ein Mensch leiden und überleben kann. Er grübelte darüber, ob er wohl für sein Schweigen vor dem Gesetz straffällig wäre, obgleich es ihm im Grunde bei dem vorliegenden Falle wenig auf die Gesetzmäßigkeit oder Ungesetzmäßigkeit seiner Handlungsweise ankam. Er fühlte, daß er sowohl wie sein Bruder Männer waren, die außerhalb der Schranken gewöhnlicher Gesetze standen, von einem bösen Geschick verfolgt, welches selbst in ihrem Glück nicht gänzlich von ihnen wich. Dann ging er auf die Geschichte seines Vaters von ihren ersten Anfängen an zurück, und noch weiter zurück auf den frühzei-

tigen Tod des Vaters des alten Greifenstein, welcher zu der zweiten Verheirathung der Mutter des letztern geführt hatte und somit zu der Geburt Rieseneck's und all' seinem Elend und seinen Vergehungen; dann dachte er an die Streitigkeiten der Halbbrüder in ihrer Jugend, die zu ihrer Trennung und zu den sonderbaren Verhältnissen geführt, in Folge deren Greifenstein kaum etwas von der Verheirathung seines Bruders gewußt und seine Schwägerin nie gesehen hatte, dann weiter an Rieseneck's Uebergabe des Zeughauses, seine Gefangenschaft, seine Flucht und Verbannung, auf welche die ungesetzliche Heirath seiner Frau mit dem Bruder ihres noch lebenden Gatten folgte, dann an das böse Verhängniß, welches dieser unrechtmäßigen Verbindung einen Sohn entsprießen ließ, um so viel Schmach und Schrecken zu erben, um dann, so weit es möglich war, davon durch seinen unerkannten Bruder gerettet zu werden, der als sein Vetter Rex, Sohn des Verräthers, auftrat. Was mochte bei einem solchen Gang des Geschickes noch dem Horst von Rieseneck und seinem Bruder, Greif von Siegmundskron, aufbehalten sein?

Rex lächelte beinahe, als er in Gedanken jedem von ihnen den einzigen Namen gab, der ihm gesetzmäßig zukam, — er lächelte über das erfindungsreiche Schicksal, das so viel Unheil anrichten konnte.

Neuntes Kapitel.

Rex irrte sich in Bezug auf den Brief. Seiner Absicht gemäß hatte der alte Greifenstein ihn vor seinem Tode wirklich geschrieben und an seinen Sohn adressirt. Es ist noch nicht an der Zeit, zu erklären, was daraus geworden

war; um aber diese Geschichte klarer zu machen, ist es wohl hier am Ort zu sagen, daß der Brief nicht vernichtet worden, sondern zur Zeit der Vermählung von Greif und Hilda thatsächlich noch vorhanden war.

Indessen ist es nöthig, auf die Entwickelung von Rexens Character während des auf die Hochzeit folgenden Jahres einzugehen, um die späteren Ereignisse besser zu verstehen. Es war seine Absicht gewesen, eine Reise nach Süd-Amerika zu unternehmen, um seines Vaters Geschäfte abzuwickeln und sich genaue Kenntniß über seine Vermögensverhältnisse zu verschaffen. Er wußte wohl, daß er sehr reich war, aber das war ihm nichts Neues, und da er sich immer alles hatte gewähren können, was er wünschte, drängte es ihn nicht, den Betrag seines Einkommens ganz genau zu erfahren. Das Vermögen wurde gut verwaltet, und Gefahr des Verlustes war nicht vorhanden, da Riesenecl vor seiner letzten Reise Sorge getragen hatte, für alle etwa eintretenden Fälle Vorkehrungen zu treffen. Rex kannte persönlich die Personen, denen sein Vater die Verwaltung seines Vermögens anvertraut hatte, und sobald dieselben den Tod Rieseneck's erfuhren, thaten sie alle gesetzlich erforderlichen Schritte, um dem Sohne die Erbschaft zu sichern und schickten dem Erben zu bestimmten Zeiten regelmäßig und mit gewissenhafter Pünktlichkeit große Geldsummen zu.

Zuerst erschien seine Lage etwas eigenthümlich, und er wußte nicht recht, was er thun sollte. Gleich nach der Hochzeit befand er sich auf Greifenstein allein mit Hilda's Mutter, der dies ganz recht war. Es wäre natürlich, sagte sie, daß das junge Paar gern einige Zeit sich selbst überlassen bliebe. Hilda und Greif hatten erklärt, wenn sie sich Gesellschaft wünschten, würden sie herüber kommen, um die Baronin und Rex abzuholen. Da diese Beiden höchst

methodisch in ihrer Lebensweise waren, so vertrugen sie sich ausgezeichnet und fanden in der Aussicht auf die Zukunft genug Stoff zur Unterhaltung.

Rex war es ganz gleichgültig, ob er allein oder im Verkehr mit Anderen lebte, da er nun aber der Baronin Gesellschaft zu leisten hatte, suchte er sich angenehm zu machen. Sie selbst wußte recht gut, daß die Tage, wo sie beständig mit Hilda zusammen sein konnte, vorüber waren, und freute sich, daß ihr Schwiegersohn einen solchen Vetter hatte wie Rex. Denn Rex war viel zu tactvoll, um mit seinen philosophischen Ansichten in Gegenwart einer Dame hervorzutreten, deren practisches Christenthum er achtete und bewunderte, so daß der einzige Punkt, über welchen die Beiden verschiedener Ansicht sein konnten, sorgfältig vermieden wurde. Eine eigenthümliche Vertrautheit, die keiner von Beiden vorausgesehen, entstand zwischen ihnen. Frau von Siegmundskron war überrascht, bei Rex so viel theilnahmsvolles Verständniß für ihre Gedanken zu finden, denn ihr deutscher Sinn war von Hause aus geneigt, an einem Manne vieles auszusetzen, der in Süd-Amerika erzogen worden, und dessen Vater unmöglich im Stande gewesen sein konnte, ihm gesunde moralische Grundsätze einzupflanzen. Andererseits war es kaum wahrscheinlich, daß ihre etwas beschränkten, wenn auch edlen Ansichten über Dinge und Verhältnisse im Allgemeinen rechte Würdigung von Seiten eines Mannes finden sollten, dessen umfassende Bildung ihn mit aller Art moderner häretischer Ideen vertraut gemacht hatte. Sie verstand sein Wesen zwar nicht, fand aber Gefallen an seinem Umgang.

Vielleicht ist im täglichen Verkehr Niemand so angenehm als die wenigen Leute, welche durch allzuviele beständige Abwechselung conservativ geworden sind. Sie bringen

auf das Gebiet der Beständigkeit eine genaue und practische Kenntniß von dem mit, was Unbeständigkeit eigentlich bedeutet, und das unterscheidet sie von den Leuten, welche ihr Leben lang im Schatten ihres Kirchthurms in eigensinniger Verehrung alter Ueberlieferungen fortgelebt haben. Rex hatte alles kennen gelernt, was die Welt bieten kann, Ruhm ausgenommen, der außer seinem Bereiche lag, und im Alter von vierzig Jahren hatte er eine entschiedene Vorliebe für altmodische Leute. Seinem friedlichen Gemüth sagte ihre ruhige Art und Weise zu, während ihm alle kleinlichen Aufregungen zuwider waren. Er kannte genau die Nichtigkeit der meisten sogenannten Vergnügungen und die Hohlheit der meisten Arten von Empfindungen. Die kalte stille Tiefe seines Herzens konnte durch die kleinen Aufregungen, welche die Welt begehrt und so eifrig erjagt, nicht zu wohlthuender Gluth erwärmt werden. Manchmal fragte er sich verwundert, was wohl geschehen würde, wenn er wirklich ein Mal gründlich erregt wäre. Er war nicht oft im Leben zornig gewesen, hatte aber kraft seiner gewohnheitsmäßigen Selbstbeobachtung bemerkt, daß sein Zorn selten verfehlte, fühlbare Folgen zu haben, selbst wenn er zum Theil nur ein angenommener war. Natürlich ließ sich annehmen, daß er, auf's äußerste gereizt, sich als ein höchst gefährliches Geschöpf erweisen könnte, allein ein solcher Fall kam ihm durchaus unwahrscheinlich vor, denn er konnte sich kaum etwas denken, das ihn länger als einige Minuten in Aufregung versetzen könnte. Es ist ganz sicher, daß Leute, die ihren Leidenschaften nicht nachgeben, weniger ihrem Angriff bei jeglicher Gelegenheit ausgesetzt sind, obschon die Fähigkeit, in äußersten Fällen leidenschaftlich zu werden, sich im entgegengesetzten Verhältniß steigert.

Rex und Frau von Siegmundskron schlossen sich also

an einander an und fanden am Verkehr mit einander mehr Gefallen als sie erwartet hatten. Allein sie blieben ihrer Einsamkeit auf Greifenstein nicht lange überlassen. Am Ende der ersten Woche erschienen Greif und Hilda, in ihrem jungen Glück noch strahlender als zuvor. Sie schlugen vor, daß die Baronin und Rex auf einen Monat nach Siegmundskron kommen sollten, darauf hatten sie die Absicht, einige Zeit auf Reisen zu gehen.

Hilda hatte Rex die Hand gereicht, was sie nach deutscher Sitte nicht thun konnte, ehe sie verheirathet war. Er hatte sich fast gescheut, sie zu berühren, als er sie vor sich sah, so stark war noch in ihm der erste Eindruck, den er sich so sehr bemüht hatte zu überwinden. Sonderbarerweise war dies das letzte Mal, daß er einen Anfall von seiner alten Abneigung empfand. Es war, als ob die Berührung von Hilda's Hand eine Veränderung in ihm hervorbrächte. Er blickte auf und bemerkte ein Lächeln auf ihrem Gesicht.

„Hassen Sie mich noch immer?“ fragte sie.

„Nein“, antwortete er, und sein Ton dabei war nicht zu verkennen.

Er haßte sie nicht mehr, aber er fühlte sich in ihrer Gegenwart unerklärlich befangen. Er war schweigsam, zerstreut, durchaus nicht unterhaltend oder theilnehmend.

„Weshalb sprichst Du nicht, wenn Hilda dabei ist?“ fragte Greif in seiner offenen Weise, nachdem sie eine Woche in Siegmundskron zusammen gewesen waren.

„Die Menschen verstummen oft vor den erhabensten Werken der Natur“, sagte Rex ruhig, ohne Hilda beim Sprechen anzusehen.

„Hörst Du das ungeheure Compliment?“ fragte Greif zu ihr gewendet.

„Ich verstehe es nicht“, antwortete sie lachend. „Ich glaube, er kann mich immer noch nicht leiden.“

„Nein“, antwortete er ernst. „Sie irren sich, auch dachte ich nicht daran, ein Compliment zu machen.“

„Aber es ist doch wahr, weil Greif es gesagt hat,“ sagte Hilda. „Sie sprechen nicht in meiner Gegenwart, und doch sagen meine Mutter und Greif, daß Niemand besser spricht als Sie. Was bedeutet es, wenn ein Mann schweigsam ist, Greif?“

„Gewöhnlich bedeutet es, daß er verliebt ist.“

„In mich?“ Hilda lachte munter über den Gedanken; eine solche Möglichkeit lag ihr eben so fern wie Greif, oder zur Zeit Rex selbst.

„Ich würde es sein, wenn ich Greif wäre,“ versetzte Rex und that, als ob er lachte.

Als er allein war, dachte er an das Gesagte, und es schien ihm nichts Lächerliches dabei. Im Gegentheil, er war böse auf Greif, ihn auf einen Gedanken gebracht zu haben, der ihm sicherlich noch nie gekommen war. Während er über die Sache nachdachte, sah er recht gut ein, daß in der Natur der Dinge kein Grund lag, weshalb er sich nicht in Hilda verlieben könnte, und es fiel ihm plötzlich ein, daß er sich gelegentlich so benähme, als ob er sich in dieser Verfassung befände, oder wenigstens wie er sich vielleicht benommen haben würde, wenn er mit zwanzig Jahren verliebt gewesen wäre. Allein jetzt war er doppelt so alt, und zwischen seinem Benehmen und seinen Gedanken war ein augenscheinlicher Mangel an Einklang, der jene Voraussetzung ganz widersinnig machte. Er glaubte nicht, daß ein Mann im Geringsten verliebt sein könnte, ohne es zu wissen, und wenn er sich bewußt wäre, seines Bruders Frau zu lieben, so sagte er sich, daß er unverzüglich für immer

außer Landes gehen würde. Ueberdies hatte er noch bis vor Kurzem geglaubt, daß er gegen Hilda eine entschiedene Abneigung hegte, und es wäre sonderbar, wenn diese sich so plötzlich in ein Gefühl verwandeln sollte, welches Greif Grund zu seiner leichtfertigen Bemerkung geben konnte. Rex nahm sich vor, daß er sich ganz anders benehmen wollte, wenn sie Abends bei Tische wieder zusammenträfen. Allerdings hatte er nicht viel darüber nachgedacht, bis Hilda ihn nach dem Grunde seiner Schweigsamkeit gefragt hatte. Wie manche jüngeren Leute hatte er die Gewohnheit zu schweigen, wenn er nichts Besonderes zu sagen hatte. Auch war er sich bewußt, Hilda's Schönheit zu bewundern, wie er es immer gethan hatte, selbst als sie ihm persönlich noch am meisten zuwider gewesen war. Als sie an das Bett des sterbenden Greif gestürzt war, hatte der Glanz ihrer Augen und ihres Haares auf Rex einen bleibenden Eindruck gemacht, der sehr im Widerspruch zu dem stand, was er, abgesehen von ihrer äußeren Erscheinung, für sie empfand. Zunächst hatte er seine Abneigung gegen sie auf Eifersucht zurückgeführt; jetzt wunderte er sich darüber, daß er je in solchen Irrthum verfallen konnte. Jetzt empfand er gegen sie nur Dankbarkeit für den Antheil, den sie an der Lebensrettung seines Bruders gehabt hatte, nichts als Dankbarkeit und eine gewisse brüderliche Zuneigung, die eben so unbestimmt war wie seine frühere Abneigung.

Rex glaubte, er verlöre den Gebrauch seiner Geisteskräfte oder würde vor der Zeit altersschwach, weil er so viel über eine unbedeutende Sache grübelte, und beschloß, an seinem Benehmen lieber nichts wesentlich zu ändern, sondern zu sprechen oder zu schweigen, wie der Geist ihn antrieb. Die Folge war, daß er zu seiner eigenen Ueberraschung ungewöhnlich gut sprach. Nach einigen Tagen be-

merkte er, wie er sich in seinem Wesen so vollständig verändert hatte, daß er jetzt gewöhnlich schwieg, wenn Hilda nicht dabei war, während ihr Kommen ihn zu außerordentlich glänzender Beredtsamkeit anregte.

„Ich unterhalte sie", sagte er sich mit gewisser Befriedigung. „Es gefällt ihnen, und das genügt."

Hilda und Greif führten ihre Absicht aus, im Herbst eine Reise zu machen. Es schien Greif unmöglich, daß Hilda noch länger in gänzlicher Unkenntniß der Außenwelt verharren sollte. Er wollte erst drei Monate mit ihr auf Reisen gehen, dann wollten sie sich zum Weihnachtsfest nach guter alter Sitte in Siegmundskron wieder zusammenfinden. Ihre Abwesenheit würde zu einigen ganz nothwendigen Ausbesserungen im Schlosse Zeit lassen, ehe der vollständige Ausbau in Angriff genommen wurde. Frau von Siegmundskron hatte gesagt, daß sie zu Hause bleiben und alles nach bestem Wissen beaufsichtigen wollte.

„Und was wirst Du thun, Rex?" fragte Greif.

„Ich werde Tante Therese helfen", war die Antwort.

„Warum reisest Du nicht auch irgendwo hin, um Zerstreuung und Vergnügen zu finden?"

„Das ist leichter gesagt als gethan. Mein Vergnügen wird darin bestehen, die Tage bis zu eurer Rückkehr zu zählen. Das werden wir Beide thun."

„Warum zieht ihr nicht Beide wieder nach Greifenstein? Dort ist's behaglicher."

„Ich ziehe dies vor. Hier ist die Aussicht schöner. Ich denke, ich werde mir den Hügel drüben kaufen und dort eine Sternwarte anlegen. Es wird eine Beschäftigung für mich sein, und man schickt mir so viel Geld, daß ich nicht weiß, was ich damit machen soll.

„Ich hoffe, Du wirst Dir nicht ein Wohnhaus bauen,"

sagte Greif plötzlich. „Merke Dir, daß Deine Heimath hier ist.“

„Ich danke Dir“, sagte Rex.

Die Worte thaten ihm wohl, denn während der letzten Monate hatte er für Siegmundskron ein Gefühl von Anhänglichkeit gewonnen, wie er es noch nie für einen anderen Ort empfunden hatte. Der bloße Gedanke es zu verlassen, war ihm schmerzlich, und wenn er sich auf eine Weile von Greif und Hilda trennen mußte — in seinen Gedanken verband er die beiden Namen mit einer gewissen Absichtlichkeit — so wußte er, daß ihm die Zeit in dem alten Schlosse schneller vergehen würde als sonst irgendwo. Im Alter von vierzig Jahren wieder das Wanderleben zu beginnen, welches er so lange geführt hatte, von Land zu Land, von einer Hauptstadt zur andern zu ziehen, jetzt ein halbes Jahr auf einer Universität und dann ein halbes Jahr in Paris zuzubringen, oder einen Winter in Petersburg, — der bloße Gedanke daran war ihm schmerzlich zuwider. Bei Greif und Hilda in ihrer alten Heimath zu wohnen, endlich die schöne Sternwarte zu bauen, von der er oft geträumt hatte, und die besten Jahre seines noch übrigen Lebens in friedlichem Studium im Kreise seiner Lieben zuzubringen, war eine unsäglich anziehende Aussicht und scheinbar sehr leicht zu verwirklichen.

Als Hilda und Greif fort waren, entdeckte Rex, daß sie wirklich die Hauptpersonen in seinen Plänen künftigen Glückes bildeten. Die Oede, welche sie zurückließen, war unbeschreiblich traurig. Er wunderte sich, weshalb er nicht dasselbe Gefühl gehabt hatte, als er nach der Hochzeit mit der Baronin allein in Greifenstein war. Damals hatte er die Beiden nicht so schmerzlich vermißt; ja er hatte an der Gesellschaft der Baronin viel Vergnügen gefunden, und

wäre damals durchaus nicht ungern längere Zeit mit ihr allein zusammen geblieben. Aber der in Siegmundskron verlebte Monat hatte, wie es schien, eine große Veränderung bewirkt. Vorher war es sicherlich nicht seine Gewohnheit gewesen, so viel an Greif und Hilda zu denken, noch hatte er in Greifenstein erwartet, ihnen überall, in allen Ecken und Winkeln zu begegnen, wenn er allein durch's Haus ging, wie es jetzt der Fall war. Ganz gewiß hatten sie ihn hierher niemals in seinen Träumen verfolgt, während er jetzt nicht die Augen schließen konnte, ohne Hilda's Antlitz zu sehen und Greif's daneben.

Obgleich ihre Abwesenheit ihm mehr als unangenehm war, freute er sich doch gewissermaßen, als er bemerkte, wie sehr er sich nach ihnen sehnte. Bisher hatte er niemals Jemanden vermißt, noch sich darum gekümmert, ob er allein oder mit Anderen war. Er hätte sich nicht so sehr darauf freuen können, den Rest seines Lebens bei Hilda und Greif zuzubringen, wenn er sich nichts aus ihrer Gesellschaft gemacht hätte. Diese Aussicht wäre ihm in dem Falle eher abstoßend als anziehend vorgekommen, und er hätte sich lieber ein eigenes Haus gebaut. Er war entzückt von dem Vorschmack der Zukunft, welchen ihm der verflossene Monat gegeben hatte, und zufrieden mit der Stelle, die er im Hause einnehmen sollte.

Er war alt genug, um Greif und Hilda gewissermaßen auf väterliche Weise zu lieben, obwohl er noch so jung aussah. Im Grunde hätte ja auch ein Mann von vierzig Jahren eine neunzehnjährige Tochter haben können; es war ein angenehmes Vorrecht, sie Cousine Hilda zu nennen und sie wie eine Art Nichte zu behandeln. Rex glaubte, daß sein braunes Haar und sein brauner Bart bald ergrauen würden. Er freute sich darauf, daß er sich

älter und weiser vorkommen würde als Hilda und Greif, was er ja auch konnte, und er nahm sich vor, großen Antheil an der Erziehung ihrer Kinder zu nehmen, die ihn in zehn bis fünfzehn Jahren als ein Mittelding zwischen Großvater und Onkel betrachten würden. Es würde reizend sein, Hilda's Kinder — und Greifs, zu uuterrichten, und nichts konnte Rex daran hindern, seine Sternwarte zu bauen, sobald er Lust dazu hatte.

Einerlei wurde ihm immer gewisser, nämlich daß ohne Hilda und Greif das Leben unerträglich sein würde. Zum Glück fand dieser Gedanke Anklang bei Frau von Siegmnndskron, welche die Beiden eben so sehr vermißte wie Rex, wenn auch vielleicht in andrer Weise. Sie sprachen von nichts Anderm als was sie thun wollten, wenn das junge Paar zu Weihnachten zurückkäme, außer wenn die Post einen jener kurzgefaßten, pflichtschuldigen Beweise von Zuneigung gebracht hatte, die junge Paare in den ersten Monaten ihres ehelichen Glückes an ihre Eltern zu senden pflegen. Dann saßen die Beiden zusammen und redeten über den Brief, so lange noch ein Wort darin zu besprechen blieb. Rex erging sich dann in lebhaften Schilderungen der Stadt oder des Landes, von wo die Nachricht herkam, uud ersetzte jeden Mangel in der Correspondenz aus dem unerschöpflichen Schatze seines Gedächtnisses; er erzählte der Baronin von allem, was Greif und Hilda gesehen und gethan haben müßten, selbst wenn sie unterlassen hatten, über ihr Thun und Treiben vollständigen Bericht zu erstatten. Die Baronin hatte an diesen Gesprächen dieselbe Freude, als wenn sie längere Briefe erhalten hätte; Rex aber war sich eines eigenthümlichen Antriebs bewußt, durch ein Aufgebot seiner Phantasie die zahlreichen Lücken in den brieflichen Mittheilungen auszufüllen. Er merkte, daß

seine Enttäuschung beim Ausbleiben eines Briefes größer war, als er erwartet hatte, und daß sie zunahm, bis er eine bestimmte schmerzliche Unruhe empfand, wenn die Postsachen kamen.

Wenn sich aber auch die Tage bisweilen mühselig hinschleppten, so gingen sie doch endlich vorüber, und Hilda und Greif kehrten zurück. Sie wurden bei ihrer Rückkunft mit großem Jubel empfangen, und das darauf folgende Weihnachtsfest war ein frohes; keiner aber freute sich so, die Beiden wieder in der Heimath zu begrüßen wie Rex. Sein Gesicht war durch die Freude so verändert, daß Greif in ihm kaum denselben erkannte, den er vor drei Monaten verlassen hatte. Wie es manchmal, wenn auch selten geschah, hatten seine Augen für einige Minuten ihre steinerne Undurchdringlichkeit verloren, die Pupillen dehnten sich aus und waren voll Glanz, und es lag überhaupt auf Rexens gewöhnlich regungslosen Zügen ein Freudenschein, der selbst Hilda überraschte.

Rex sah sie ebenfalls an und bemerkte, daß eine Veränderung mit ihr vorgegangen war. Er wußte nicht recht, ob er die mädchenhafte Einfachheit von früher oder die üppigere Schönheit von jetzt vorziehen sollte. Auch der Anzug machte einen Unterschied; wenn auch noch immer einfach und schlicht, war doch Hilda's Kleidung jetzt die Arbeit geschickterer Hände als ihrer eigenen und Bärbels. Es war ein Unterschied zwischen unbeabsichtigter Einfachheit und der Einfachheit eines verfeinerten Geschmackes, gerade so wie Rex bei Hilda bald die Umwandlung des Mädchens in die Frau bemerken sollte.

Rex verhehlte seine Freude nicht, und diese an sich war eine Quelle des Vergnügens für die beiden Heimgekehrten. Während der ersten Tage gab es endlose Fest-

lichkeiten und endlose Gespräche über alles, was sie gesehen und gethan hatten. Von beiden Seiten war viel zu erzählen und wenig Zeit zum Reden, denn es war ja Weihnachten und die Siegmundskron's wollten all' ihren Leuten ein frohes Fest bereiten. Als aber die Feiertage vorüber waren und bei den vier Bewohnern des Schlosses wieder Ruhe einkehrte, fanden sie, daß es ihnen doch gelungen war, sich in den Pausen zwischen den Weihnachtsbescheerungen und Festen für die Bauern und all' dem lustigen Leben und Treiben der Weihnachtszeit viel mehr zu erzählen als sie gedacht hatten. Bald lenkte ihr Leben wieder in seine friedliche Strömung ein, und auf die Sturmfluth der Lustbarkeiten folgte der ruhige Fluß eines ungestörten Daseins. Es gab kein Ende der Arbeit am Schloß, und Greif ging mit unbegrenzter Begeisterung darauf ein, während Rex ihn überall durch seine erstaunliche Sachkenntniß unterstützte. Hilda wunderte sich über seine außerordentliche Vielseitigkeit und die augenscheinliche Tiefe seines Wissens auf so vielen Gebieten. Auf keine Frage, die Wiederherstellung des Schlosses betreffend, blieb er die Antwort schuldig, von den Sitten und Gebräuchen der Deutschen im Mittelalter bis auf die Berechnung eines gothischen Bogens oder einer Wendeltreppe.

„Sie scheinen alles zu wissen", sagte Hilda eines Tages, nicht im Stande ihre Bewunderung zu verbergen.

„Es ist Gewohnheitssache", antwortete Rex ausweichend, worüber sie lachte, ohne recht zu wissen warum.

„Ich meine", sagte Rex zur Erklärung, „daß man gewohnt ist vorauszusetzen, ein Mann brauche nur seinen eignen Beruf zu verstehen, während es ihm, wenn er ihn wirklich versteht, keine besondern Schwierigkeiten machen müßte, die Anfangsgründe irgend eines andern Berufes

zu verstehen, zu dem keine besondere Begabung gehört. Alles, was auf Mathematik beruht, steht für einen mathematischen Verstand mehr oder minder mit einander in Verbindung."

„Das klingt sehr einleuchtend. Ich wünsche, ich hätte einen mathematischen Verstand."

„Sie haben Besseres", antwortete Rex und sah sie an.

„Was denn?"

„Gar vieles. Fragen Sie Greif!"

Er sprach in verändertem Tone und zwar so ernst, daß sie sich verwunderte, denn sie verstand seine Stimmung nicht im mindesten. Ihm selbst war's wundersam, und er fragte sich nachher, ob in seinen Worten Sinn wäre, denn er wollte nicht zugeben, daß sie aus der Fülle der Bewunderung hervorgegangen wären, welche auszusprechen er kein Recht hatte. Sich selbst gestand er nicht einmal ein, daß sie die schönste, die beste, die holdeste Frau war, die er je gekannt hatte, aber bei dem Gedanken an das, was er gesagt haben würde, wenn alle Schranken gefallen wären, empfand er einen solchen Schreck, wie ihn Jemand fühlt, der im Dunkeln unerwartet mit der Hand auf einen scharfen Gegenstand stößt, und sie zurückzieht, und sich vorsichtig weiter tastet, damit er sich nicht wieder verletze.

So viel war gewiß, daß seine Bewunderung für Hilda die Grenze zu überschreiten drohte, welche Bewunderung von einem noch stärkeren Gefühle trennt. Da er das aber noch zur rechten Zeit bemerkte, beruhigte er sich mit der Erklärung, daß dies natürlich und harmlos wäre. Bei seiner großen Liebe zu seinem Bruder wäre es sonderbar gewesen, wenn er nicht eine Art von Verehrung für die Frau empfunden hätte, die seinem Bruder das Leben gerettet. Es wäre erstaunlich gewesen, wenn er nicht herz-

liche Zuneigung für sie gefühlt und nicht bereit gewesen wäre, ihr alles zum Opfer zu bringen.

Anfangs war es eine eigenthümliche Art von Verehrung, denn sie wuchs empor wie eine zarte Pflanze, auf allen Seiten von Dornen umgeben, aus Nothwehr ganz gerade und empfindlich jede Berührung mit schädlichen Dingen vermeidend. Rex ward sich ihres Wachsthums bewußt und wunderte sich, etwas so Zartes und Schönes in seinem Herzen zu finden, wo so schöne Pflanzen nie gewachsen waren oder nur geknospt hatten, um vor der Zeit zu welken, den Boden trockner und dürrer und minder verheißungsvoll als zuvor zurücklassend. Es war, als ob ein mildes Licht in seiner Seele aufging, und allmälig zur Tageshelle anwuchs. Während er sich zuerst selbst ein wenig mißtraut hatte, setzte er jetzt unbegrenztes Vertrauen in sein Herz, da er inne ward, was es in sich hegte. Er konnte sogar mit Greif stundenlang über Hilda's Vollkommenheit sprechen, mit ihrem Gatten in der Entdeckung neuer lobenswerther Eigenschaften wetteifern und sich in der Freiheit, so von ihr sprechen zu können, ganz glücklich fühlen.

Er bildete sich ein, daß er sie ungefähr so ansähe, als ob sie seine Tochter wäre, und dachte dabei an Geschichten, die er gelesen hatte, und Fälle aus dem Kreise seiner Erfahrung, wo es sich um eine so reine Zuneigung handelte. Er, der von Natur durchaus nicht phantastisch war, dachte sich einen Roman aus, bei dem er sich einbildete, er wäre einst mit einer Frau verheirathet gewesen, die er bis zum Wahnsinn geliebt hatte — einer Frau, die Hilda vielleicht nicht unähnlich gewesen, — und Hilda selbst wäre die Tochter dieser Ehe, das Einzige, was ihm geblieben war, um ihn an die Verstorbene zu erinnern. Es war etwas wundersam Phantastisches in dieser Vorstellung, die ihm eine

Zeit lang genügte und ihm sein Leben erfüllt von zarter sehnsüchtiger Liebe erscheinen ließ, die sich in grenzenloser Hingebung an das einzige Wesen, welches ihn daran erinnerte, kund that.

Und in seiner Phantasie nahm die Verstorbene Gestalt an, bis sie einem wirklichen Lebewesen ähnlich wurde. Er konnte sich erinnern, wie er ihr die gebrochenen Augen zugedrückt und ihr blondes Haar geglättet hatte, wie er sie an einem dunkeln Winterabend unter den Tannen begraben und jahrelang um sie getrauert hatte, während Hilda als kleines Kind auf seinem Schoße saß. Es war alles Einbildung, aber sehr lebhafte. Dann ging er noch weiter und rief sich den Ton ihrer Stimme zurück, denn Hilda's Stimme erinnerte ihn daran, und aus dem verklungenen Echo der Vergangenheit konnte er sich Gespräche, Worte der Liebe, Worte voll hoher Bedeutung wieder zusammensetzen. Er erinnerte sich ihrer ersten Begegnung auf einem alten Schloß in einem fernen Lande, — er war Gast in ihres Vaters Hause gewesen, vor langer, langer Zeit. Er erinnerte sich, wie sie so oft mit einander durch den dunkeln Wald ritten, und wie der Hufschlag der Pferde unter den hallenden Bäumen die silberhelle Musik ihrer Stimme begleitet hatte. Alles kam ihm wieder, die Landschaft, die Farbe der Schatten, das Schnauben der Rosse, die Umrisse ihrer Gestalt, während sie so aufrecht im Sattel saß, das Schweigen, was beredter war als Worte. Dann veränderte sich die Landschaft, sie befanden sich im Sommer auf einem mondhellen Rasenplatz. Er stand still, und sie kam durch das nebelhafte Licht auf ihn zu. Sein Herz schlug rasch. Hoch und schlank wie ein holder Geist nahte sie ihm. Ihre Hände waren ausgestreckt und begegneten den seinigen. Angesicht zu Angesicht standen sie schweigend da, ihre Blicke

begegneten sich — sollte es sein oder nicht? Dann fühlte er in diesem wunderbaren Augenblick, wie seine eigenen starren Augen mild wurden, und sah den warmen Glanz in den ihrigen. Kein Wort ward gesprochen, als seine Arme sie umschlangen; dann wendeten sie sich um und gingen zusammen über das dunkele thaulose Gras im Sommermondschein.

Dann wieder stand er zur Abendzeit mit ihr auf einem Balkon. In der warmen Dämmerung konnte er die zarte Weiße ihres Gesichtes und den Umriß ihrer Gestalt erkennen. Sie hatte etwas gesprochen, und er fühlte, wie ihm das Blut heiß in die Stirn stieg und dann wieder zum Herzen zurückwallte. Plötzlich hatte er ihr mit solchen Worten geantwortet, wie er nie geahnt hatte, daß ein Mann sie aussprechen könnte, denn sie waren in leidenschaftlicher Beredtsamkeit hervorgeströmt, zwanglos und lebensfrisch, wie es Worte sein können, die zum ersten Mal gesprochen werden. Er konnte sich jetzt nicht immer recht darauf besinnen; ihr Herzenston weckte ihn mitunter aus dem Schlaf, und mitten im Treiben des Tages füllte ihr bebender Nachklang das Zimmer auf einen Augenblick mit Wohllaut und war verschwunden, ehe er ihn recht erfassen konnte, oder wurde seinem Ohr durch den frischen Windhauch, der das Thal durchwehte, zugetragen.

Die Todte lebte — die Frau, welche niemals gelebt hatte außer in seiner Phantasie, — und Hilda wurde ihr immer ähnlicher. Rex beobachtete sie Beide: die, welche er mit offenen Augen sah, und die, welche ihm erschien, sobald er die Augen schloß. Keine Tochter war jemals ein so vollkommenes Ebenbild der Mutter, die sie geboren; Zug für Zug wurde das eine Antlitz dem anderen gleich, Schatten um Schatten wurde die Farbe der Einen, wie die der

Anderen, in gleichen goldenen Flechten schlang sich das blonde Haar von Beiden um das edel gebildete Haupt. Und die Liebe zu dieser Todten, die nie mit lebendigem Odem geathmet, die er aber mit so bitteren Thränen und so herzbrechendem Kummer begraben hatte, erfüllte sein ganzes Wesen und verschlang sich mit all' den Irrgängen seiner verwickelten Natur, bis keine Handlung seines Lebens mehr davon unabhängig, kein Gedanke frei von ihrem alles beherrschenden Einfluß war.

Beim ersten Anfang dieser Schöpfung seiner Phantasie hatte er solchen Frieden und solche süße wehmüthige Befriedigung darin gefunden, daß er ihr Wachsthum begünstigt und versucht hatte, sich ihre Wirklichkeit einzureden. Dann war die Wirklichkeit gekommen, so fern sie für etwas rein von der Phantasie Geschaffenes überhaupt kommen kann. Sie hatte auch ihre Folgen mit sich gebracht, wenn sie nicht vielmehr selbst eine Folge genannt werden muß. Rexens Verehrung für Hilda wuchs mit jedem Tage, je mehr sie ihm der Frau ähnlich zu sein schien, die er geliebt hatte, der Mutter, die er sich an Stelle ihrer eigenen erdacht hatte. Denn aus Hilda selbst war seine Liebe zu diesem Schattenbilde hervorgegangen, und der Schatten selbst war nur der Wiederschein, den Hilda's gegenwärtiger Glanz auf die nebelgraue Leere seines vergangenen Lebens warf.

Rex war sehr glücklich. Die Träume, welche seine stillen Stunden erfüllten, hinderten ihn nicht in seiner Thätigkeit; im Gegentheil, diese schien endlich den Zweck gefunden zu haben, der ihr so viele Jahre gefehlt hatte, den Zweck, seine Liebe zu ehren, und Hilda, die dieser Liebe entsprossen, zu gefallen. Alles, was er that, gewann an Zielbewußtsein und Vollkommenheit im Einzelnen, alles,

was er sagte, wurde geweiht durch einen zärtlichen Gedanken an dieses Kind eines angebeteten Phantasiegebildes, so daß seine Hausgenossen staunten über seine Weisheit und Güte und sich verwundert fragten, ob die Welt je zuvor seines Gleichen gesehen habe.

Die geschäftigen Monate gingen dahin, und der Sommer stand vor der Thür. Viel war in Siegmundskron geschehen, doch noch war für Jahre hinaus Arbeit vorhanden, ehe es das werden konnte, was Greif sich träumte. Aber an einem Junitage stand die Arbeit plötzlich still. Die Dienstboten traten geräuschlos auf und sprachen flüsternd, und Rex blieb sich selbst und dem theueren Abgott seiner Phantasie allein überlassen. Das Leben des ganzen Hauswesens schien still zu stehen.

Es war die Stille großen Glückes. An diesem Junimorgen hatte Hilda ihrem Gatten einen Erben von Siegmundskron geboren.

Zehntes Kapitel.

Bärbel, die nunmehrige Haushälterin von Siegmundskron, war mit den Vorbereitungen zur Taufe beschäftigt. Ein Jahr ununterbrochenen Wohllebens hatte sie etwas behäbiger gemacht, und obschon sie sich in ihrer Kleidung noch immer spartanischer Einfachheit befleißigte, war ihr Kleid doch von besserem Stoff als früher, und ihre Haube mit schwarzen Bändern von reiner Seide verziert.

Der Tag war warm, und Bärbel trat auf den Hof, um Luft zu schöpfen. Als sie so in der Thür stand und sich besann, ob sie auch nichts vergessen hätte, trat ein Mann durch den Thorweg und schritt über den Hof. Es war Wastei; in der Hand trug er prachtvolle Forellen an den

Kiemen auf einer Weidenruthe aufgereiht. Er trug seine Last sehr behutsam und war augenscheinlich nach dem Fang nach Hause gegangen, um sich umzuziehen, ehe er auf's Schloß kam, denn er prangte in neuen Lederhosen und trug einen Sammetrock, deßgleichen seit Menschengedenken nicht in Siegmundskron gesehen worden, denn gleich Bärbel's Bändern war er wirklich von Seide. Bärbel sah ihn verwundert an. Sie hatte eine merkwürdige Vorliebe für den Burschen.

„Grüß Gott, Frau Bärbel," sagte Wastei mit viel größerer Höflichkeit, als er den meisten anderen Leuten, ob vornehm oder gering, bezeigt haben würde. „Ich bringe diese Fische zur Taufe, es sind nicht die schlechtesten, die ich gesehen habe!"

Bärbel nahm ihm die Weidenruthe aus der Hand, prüfte das Gewicht, überzählte die Fische mit Hausfrauenblick, prüfte nochmals das Gewicht und nickte beifällig.

„Es sind gute Fische", sagte sie und besah sie noch ein Mal.

Wastei zog ein feuerrothes Schnupftuch aus der Tasche und wischte seine sehnigen braunen Hände sorgfältig ab. Dann setzte er sich ohne Weiteres auf den Prellstein an der Treppe, als ob er sein Geschäft abgethan hätte und sich jetzt ausruhen wollte, ohne Bärbel weitere Aufmerksamkeit zu schenken. Sie mochte ihn gern wegen seiner Selbständigkeit und Schweigsamkeit. Ueberdies hatte ihr Wastei in der alten Zeit bitteren Mangels manch guten Dienst geleistet, den sie ihm niemals hatte vergelten können; manch' feisten Hasen, manch' Paar Wachteln hatte er in die leere Speisekammer gebracht und geschworen, daß er auf ehrliche Weise dazu gekommen; er hatte sich dafür nur einige Ausbesserungen an seinen zerrissenen Kleidern aus-

gebeten. Bärbel hatte den Argwohn, daß Wastei mehr vom Mangel im Hause wüßte, als er zugestände, und mehr als ein Mal gefährliche Wildereien aus geheimem Mitleid für die armen Damen wagte, von denen er wußte, daß sie gar so wenig Nahrungsmittel im Dorfe einkauften. Jetzt ging es ihnen Beiden besser, ihr sowohl wie Wastei, aber als sie den prächtigen schwarzen Sammetrock ansah, der seinen breiten platten Rücken bedeckte, gedachte sie der Tage, wo er zerlumpt an die Hinterthür gekommen war, um ein schönes Stück Wildpret auf den Küchentisch zu legen und einen Augenblick darauf mit keiner besseren Aussicht auf ein Abendbrod als ein Stückchen Schwarzbrod in der Tasche, wieder fortzugehen.

„Ich will sie selbst dem Herrn Baron bringen", sagte Bärbel.

Wastei blickte auf, als hätte er gedacht, sie wäre schon fort.

„Danke, Frau Bärbel," antwortete er.

Fünf Minuten darauf kam sie zurück mit einer Flasche, einem Glase und einem kleinen Gegenstand in der Hand.

„Der Baron läßt danken und schickt ihnen dies", sagte sie und reichte ihm ein Goldstück. „Und ich habe Ihnen dieses gebracht," setzte sie hinzu und füllte das Glas, „denn ich weiß, Sie mögen es gern."

„Gut Glück!" rief Wastei, steckte das Zwanzigmarkstück in seine Westentasche und sah zu wie das weiße Getränk bis zum Rande des Glases emporstieg.

Er nahm das Glas, drehte es in den Fingern herum, hielt es gegen die Sonne und sah dann Bärbel wieder an.

„Grüß Gott!" sagte er und stürzte den Trunk hinunter. „Gut Glück!" rief er wieder mit den Lippen schnalzend.

„Warum sagen Sie immer Gut Glück?“ fragte Bärbel.

„Ich will's Ihnen sagen, Frau Bärbel,“ antwortete Wastei mit leiserer Stimme. „Der neue Rock hat mir heute Glück gebracht.“

„Es ist ein schöner Rock“, bemerkte Bärbel ruhig.

„Na, ich bin dazu durch ein Goldstück und einen Schluck just so guten Kirsch gekommen.“

„Billig. Es ist ein guter Rock.“

„Erinnern Sie sich, nachdem der Teufel den alten Wolf von Greifenstein geholt hatte“ — —

„Still, um Himmelswillen!“ rief Bärbel. „So müssen Sie nicht reden.“

„Er war ein Wolf. Ich glaube, er hätte einen armen Wildschützen wie mich in Stücke gerissen, wenn er es gekonnt hätte. Ein Mal war er hinter mir her, und ich besinne mich noch auf seine Augen. Wenn er zehn Jahre jünger gewesen und ich nicht durch ein Loch geschlüpft wäre, das ich zum Glück kannte, so daß er dachte, ich wäre über den Falkenstein hinter Zavelstein gefallen, so hätte er mich erwischt. Zwei Tage suchte er nach meiner Leiche mit seinen Förstern. Na, der Teufel hat ihn geholt, das wissen Sie ja, denn er hat sich das Leben genommen. Und darauf wurde der junge Herr krank, und Sie schickten mich in der Nacht hin mich zu erkundigen, weil Fräulein Hilda nicht schlafen konnte. Nun Sie erinnern sich wohl, daß ich schlechte Nachrichten mitbrachte, und ein Goldstück, was mir Herr Rex gegeben hatte, und was, wie ich mir dachte, für die Damen sein sollte, denn sie hatten zu der Zeit nicht viel, obschon es mir sehr komisch vorkam. Nun gut, und die Baronin sagte, es wäre für mich; besinnen Sie sich auf all' das?“

„Sehr gut", sagte Bärbel und verbiß sich das Lachen, wie es ihre Gewohnheit war.

„Also nahm ich das Goldstück, aber ich wollte es nicht ausgeben noch wechseln, denn ich sagte mir, es ist der Lohn für schlechte Nachrichten, und doch war ich damals dem Ochsenwirth drei und eine halbe Mark schuldig. Ich nahm mein Goldstück und versteckte es an einem sichern Ort, wo es Niemand gesucht hätte."

„Wo war das?" fragte Bärbel, als er inne hielt.

„Na, wenn Sie es wissen wollen, werde ich's Ihnen sagen. Im Walde ist eine Stelle, die heißt Waldeck, und da ist ein verfallenes Schloß, und vor dem Thor da stehen drei Bäume und etwas weiterhin da steht ein Baumstumpf — rund um ist es dicht voll Unterholz und Tannen und Birken, so daß meine drei Bäume eigentlich eben so aussehen wie die anderen, aber wenn man sie herausgefunden hat, muß man von dem rechts geradezu auf den Stumpf losgehen, — wenn man ordentlich Acht giebt, wird man ihn schon finden, — und dann geht man an dem Stumpf vorbei, ungefähr hundert Ellen, immer geradeaus, dann kommt man an einen platten Stein, und der Stein ist lose und läßt sich leicht herumdrehen, wenn man nämlich stark genug dazu ist, und drunter ist ein tiefes Loch. Ich legte mein Goldstück ganz zu unterst in das Loch und darüber einen schweren Stein, und dann kroch ich wieder heraus, und rückte den großen Stein auf seine Stelle, und dann ging ich weg. Ich dachte nicht, daß Einer gerade da nach einem Zwanzigmarkstück suchen würde."

„Unwahrscheinlich!" stimmte Bärbel bei; um ihren kräftigen Mund zuckte es vor Vergnügen.

„Sehr unwahrscheinlich! Und ich sagte zu mir: Wastei, Du bist ein braver Kerl, und Du wirst lieber verhungern,

als das Geld ausgeben, was der Lohn für schlechte Nachricht ist; wenn aber der Sohn des alten Wolf gesund wird und Frau Bärbel's junges Fräulein heirathet, und wenn Gott ihnen einen Sohn schenkt, dann, Wastei, wirst Du hingehen und das Goldstück holen und es bei der Taufe ausgeben. Sehen Sie, Herr Rex gab mir mit dem Goldstück zugleich einen Schluck zu trinken, gerade so wie Sie, und so war doch noch Hoffnung, daß am Ende alles gut werden würde, und das wußte ich; denn wenn gar keine Hoffnung gewesen wäre, — na dann, Geld ist Geld!"

„Und so haben Sie sich den Rock dafür gekauft?"

„Und was für einen Rock! Ein halbes Jahr hat ihn der Jude im Laden gehabt, aber keiner konnte ihn kaufen, er war so theuer!"

„Der Jude?" fragte Bärbel und sah Wastei scharf an.

„Ja, und wissen Sie, was ich glaube, Frau Bärbel?" Wastei dämpfte seine Stimme zum Flüstertone.

„Was denn?"

„Ich glaube, es ist derselbe Rock, in dem der alte Wolf gestorben ist, und darum bringt er mir Glück."

„Was bringt Sie auf den Gedanken?" fragte die Frau und runzelte ihre Stirn.

„Hier auf dem Kragen ist ein Fleck." Wastei rückte ihr näher und zeigte sich Bärbel von der Seite, indem er mit dem Finger auf die Stelle wies. „Der Jude sagte, es käme von einem rostigen Nagel, oder es wäre vielleicht ein Tintfleck, — aber er ist ja nur ein Jude. Das ist kein Rost und auch nicht Tinte, Frau Bärbel. Das ist das letzte Blut des alten Wolf, — hier auf der rechten Seite, gerade unter dem Ohr. Er hätte mich als Wilddieb erschossen, wenn er gekonnt hätte, Frau Bärbel. Na, ich habe seinen Rock und sein Zeichen drauf."

Bärbel schauderte, so stark sie sonst war. Sie war dem Wastei gut, aber sie hatte sich manchmal gedacht, daß in ihm eine versteckte Wildheit wäre, die eines Tages hervorkommen würde.

„Und wie sollte der Jude zu dem Rock gekommen sein?“ fragte sie dann.

„Sie wissen ja, die hatten das Haus voll Dienstboten, lauter Spitzbuben aus der Stadt, und alle Augenblicke nahmen sie neue, statt sich ordentliche Leute vom Gut zu halten. Der junge Herr hat sie alle weggeschickt und sich seine eignen Leute genommen, Gott segne ihn! Aber in der Nacht, wo sie alle gestorben waren, da waren die Dienstboten allein im Hause, bis Ihre gnädige Frau ankam, und als sie kam, da konnte sie doch auch nicht alles thun. Ich habe gehört, daß sie alle in feinen Kleidern begraben wurden. Nun verlassen Sie sich darauf, in der Verwirrung hat einer von den Dienern den Rock mit dem Blutflecken darauf gestohlen, und da er doch erwartete, im Dienst zu bleiben, konnte er ihn selbst nicht tragen; also brachte er ihn dem Juden und nahm dafür, was er kriegen konnte. Das ist doch höchst wahrscheinlich, denn, sehen Sie, der Jude mußte doch wenigstens ein Jahr warten, ehe er ihn verkaufen konnte, aus Furcht, daß es herauskäme.“

„Das ist wahr“, sagte Bärbel nachdenklich.

„Ich würde keinem anderen Menschen die Geschichte erzählen“, sagte Wastei. „Aber da Sie alles wissen, können Sie auch dies noch wissen.“

„Was denn? Ist noch mehr dahinter?“

„Nichts Besonderes“, versetzte Wastei. „Nur daß in der Tasche ein Loch war“, setzte er so obenhin hinzu. „Sehen Sie, der Rock war nicht mehr neu, sonst hätte ich ihn nicht für zwanzig Mark bekommen.“

„Also es war ein Loch in der Tasche?“ fragte Bärbel. „Soll ich's Ihnen zunähen?“

„Nein, ich danke, ich will es so lassen, es bringt Glück. Ueberdies ist es bequem, wenn ich etwas zwischen den Sammet und das Futter schieben möchte.“

„Das ist wahr“, bemerkte Bärbel und sah ihn scharf an.

„Zwischen dem Sammet und dem Futter eines Rockes könnte etwas lange liegen bleiben beim Juden im Laden“, sagte Wastei nach einer Pause.

„Sehr lange.“

„So lange, daß die Leute sich nichts mehr daraus machten, wenn es sich fände.“

„Es kommt darauf an, was es ist.“

„Ein Lotterielos, zum Beispiel, würde nach ein bis zwei Jahren nicht mehr viel werth sein.“

„Nicht viel, ganz wie Sie sagen“, stimmte Bärbel bei und verwandte kein Auge von ihm.

„Und ein alter Brief wohl auch nicht“, sagte Wastei in gleichgültigem Ton.

„Das käme auf die Person an, für welchen er bestimmt war.“

„Ein lebendiger Sohn ist besser als ein todter Vater. Ein Brief vom todten Wolf würde die Taufe seines Enkels nicht fröhlicher machen, was meinen Sie, Frau Bärbel?“

„Lasset die Todten ruhen!“ versetzte sie, nachdenklich das Maal auf ihrem Kinn reibend.

„In Gottes Frieden!“ sagte Wastei, sein Hütchen abnehmend. „Oder wo sie sonst sein mögen“, fügte er hinzu und setzte es wieder auf.

Es entstand eine Pause; Bärbel überlegte sich unterdessen die Sache, während Wastei sich an die graue Mauer

lehnte und einen Habicht beobachtete, der über dem fernen Felsen kreiste.

„Was wollen Sie damit machen?“ fragte Bärbel endlich.

„Verbrennen, oder Ihnen geben, was Sie wollen.“

„Sie haben ihn nicht gelesen?“

„Es ist kein Wirthshausschild, dann könnt' ich's allenfalls. Ueberdies ist er versiegelt. Auf der einen Seite steht etwas geschrieben, und ich denke es ist ein großes G. unter den Buchstaben. Sehen Sie wohl, es war noch mehr da, als bloß der Fleck auf dem Kragen, um mir zu zeigen, wem der Rock gehört hat.“

„Es ist wahr, der Baron hoffte immer, einen Brief von seinem Vater zu finden,“ sagte Bärbel. „Ihre Geschichte klingt sehr wahrscheinlich.“

„Wollen Sie den Brief haben?“

„Ja. Ich will ihn sicher verwahren. Nach zehn Jahren, wenn sich Keiner mehr um die Alten grämt, wird der Herr Baron doch gern wissen, daß sein Vater noch an ihn gedacht hat.“

„Verbrennen Sie ihn lieber“, meinte Wastei, indem er ein Feuerzeug herausnahm und in den ihm noch nicht vertrauten Taschen nach dem Briefe suchte.

„Na, das weiß ich doch noch nicht recht,“ sagte Bärbel; sie wußte, wenn sie darauf bestünde, den Brief zu bekommen, würde Wastei ihn ihr zum Trotz verbrennen. „Eigentlich, Wastei, gehört er Ihnen eben so wenig wie mir.“

„Ich habe ihn mit dem Rock gekauft. Ich kann ihn verbrennen, wenn ich will“, sagte Wastei, zündete ein Streichholz an und beobachtete das weißliche Flämmchen im Sonnenschein.

„Natürlich können Sie das, wenn Sie Lust haben," versetzte Bärbel ungerührt.

„Na, wenn Sie ihn haben wollen, da ist er," sagte er, warf das Streichholz fort und reichte ihr den Brief. „Verderben Sie nicht die Taufe damit, Frau Bärbel."

Sie nahm den Brief scheinbar mit großer Gleichgültigkeit in Empfang und besah aufmerksam die Adresse.

„Ist es, was ich mir dachte?" fragte Wastei.

„An meinen Sohn Greif. Das steht darauf."

„Das klingt recht nach dem alten Wolf", sagte Wastei. „Er hätte doch wenigstens noch Greifenstein schreiben können. Aber vermuthlich war der Teufel in Eile und konnte nicht warten, bis er zu Ende schrieb. Na ich weiß, ich hätte noch so lange gewartet. Grüß Gott, Frau Bärbel."

Wastei nickte; sehr zufrieden mit sich schritt er über den sonnigen Hof. Er hatte sich die ganze Zusammenkunft mit der üblichen Verschmitztheit eines geborenen Waldbewohners ausgedacht. Mehrere Tage waren schon vergangen, seit er den Rock gekauft und den Brief im Futter gefunden hatte. Trotz seiner vorgeblichen Unwissenheit konnte er genug lesen, um die Adresse herauszubekommen, und er hatte bei sich beschlossen, Bärbel in's Vertrauen zu ziehen. Nicht um die Welt hätte er das kostbare Schriftstück vernichten mögen, aber behalten wollte er es auch nicht und eben so wenig die Festfreude der Siegmundskron's stören, indem er den Brief in Greif's eigene Hände übergab. Er kannte Bärbel seit Jahren und verließ sich fest auf ihre Verschwiegenheit. Sie würde den Brief aufheben, bis der rechte Augenblick gekommen war, und ihn dann in die rechten Hände legen. Aber er hatte der Versuchung nicht widerstehen können, die Sache als tiefstes Geheimniß zu behandeln, und war stolz auf die gelungene Weise, in der

er seinen Plan ausgeführt hatte. Drei Worte hätten genügt; er aber hatte mehr als eine halbe Stunde sehr angenehm in Bärbel's Gesellschaft zugebracht. Und Bärbel, die furchtbare Bedeutung dessen, was sie in der Hand hielt, nicht ahnend, hatte sich sehr für seine lange Geschichte interessirt. Es fiel ihr nicht ein, daß der Brief etwas Anderes enthalten könnte als liebevolle Abschiedsworte, wenigstens nicht in dem Augenblick, als Wastei ihr den Brief gab. Ungewöhnlich klug und umsichtig, wie sie es für eine Frau ihres Standes war, dachte sie doch nicht daran, daß sie den Schlüssel zu dem Geheimniß von vor anderthalb Jahren in ihre Tasche steckte. Die Baronin hatte niemals eingehend mit ihr über das Unglück gesprochen, und sie nahm es als selbstverständlich an, daß die Ueberlebenden über die Ursache dazu völlig im Klaren waren, obschon sie dieselbe als ein Geheimniß für sich behielten. Hilda hatte ihr allerdings erzählt, daß der arme Greif kein nachgelassenes Wort von seinem Vater erhalten hätte, da aber die Baronin niemals des Briefes an Rex Erwähnung that, glaubte sie, daß Beide in derselben Lage wären.

Bärbel trug den Brief auf ihre Stube und legte ihn in eine feste Holzkiste zu ihren eigenen heiligsten Schätzen, den wenigen Andenken, welche sie von ihrem verstorbenen Mann besaß; ein Dutzend Briefe, die er ihr während des Krieges geschrieben hatte, einen alten Knopf von seiner Uniform, ein verblaßtes Bändchen, woran er die Ehrenmedaille aus dem Jahr 1866 getragen und das sie einst durch ein neues ersetzt hatte, ein Paar von seinen alten Soldatenhandschuhen und eine Locke von seinem Haar. Das war alles, was ihr von ihm geblieben war, denn er war unter Hunderten gefallen und in einem Massengrabe beerdigt worden. Sie beneidete ihre Herrin um nichts

Anderes auf der Welt, als um die beiden Schwerter und den Helm, einst Siegmundskron's Eigenthum — das arme Weib! Ihr Mann hatte eben so tapfer gefochten und war auf demselben Felde der Ehre gefallen wie sein Herr, aber sie hatte nichts von ihm als eine Haarlocke, ein Stückchen Band, einen angelaufenen Knopf und ein Paar abgetragene Handschuhe. Die arme Frau mit der rauhen Stirn und den harten Zügen küßte jedes ihrer armseligen Andenken, ehe sie die Kiste zumachte, und Thränen standen ihr in den Augen, als sie den Schlüssel fortsteckte.

Sie hatte sich noch nicht darüber entschieden, was sie mit dem Briefe machen sollte, jedenfalls war es gerathen, ihn nicht am heutigen Tage abzugeben. Das wäre wohl Jedem unmöglich gewesen, der nicht ganz tactlos und unbekümmert um die Gefühle Anderer war. Bärbel war aber keineswegs sicher, ob sie berechtigt wäre, ihn länger als einige Tage zurückzubehalten. Er konnte ja doch noch etwas Wichtiges, irgend einen besonderen Auftrag enthalten, der sofort an Greif gelangen mußte. Solch' ein wichtiges Schriftstück lange verborgen zu halten, würde unverantwortlich sein. Andererseits wußte Bärbel nicht, welchen Eindruck eine solche Entdeckung auf Greif machen würde. So viel sie wußte, war er in Folge des Schreckens über den Tod seiner Eltern erkrankt, und es ließ sich nicht voraussehen, ob etwas, das ihn so lebhaft an das Unglück erinnern mußte, nicht einnen Rückfall der Krankheit herbeiführen könnte, die sich ihm damals auf's Gehirn geworfen hatte. Bärbel wünschte, sie könnte sich bei Jemanden in dieser Sache guten Rath holen. Der Weiseste im Hause war Rex; aber aus verschiedenen Gründen wollte sie sich nicht an ihn wenden. Es war nicht unnatürlich, daß sie in ihrer Stellung ein gewisses Mißtrauen gegen Rex hegte.

Erstens war er das einzige Mitglied des Hauses, welches sie nicht schon seit Jahren gekannt hatte, folglich für sie ein Fremder. Wenn er auch ungeheuer klug war, so konnte sie sich doch nicht an seine Augen gewöhnen, ihr starrer ausdrucksloser Blick verfolgte sie, wenn sie allein war. Bärbel glaubte nicht, daß ein Mensch, der beinahe so aussah, als ob er blind wäre, und doch so viel besser sehen konnte als Andere, wirklich gut und rechtschaffen sein könnte, weil ja sein Aussehen an sich eine Täuschung war. Wie konnte ein Mensch Augen ohne Pupillen haben, und doch auf eine große Entfernung eine Thurmschwalbe von einer Rauchschwalbe unterscheiden! Mit Rex war entschieden nicht alles richtig, und Bärbel traute lieber jedem Andern im Hause.

Da war ja übrigens die Baronin, und da war Hilda. Alle Beide konnten ihr zweifellos guten Rath geben, sie mußte aber eine von ihnen erwählen. Bärbel war gegeneigt, sich für Hilda zu entscheiden, denn ihr gegenüber fühlte sie sich unbefangener als mit Frau von Siegmundskron. Ueberdies mußte doch auch Hilda Greif besser verstehen als jeder Andere, da sie beinahe ein Jahr verheirathet waren. Andererseits war die Baronin älter und weiser, wenn auch nicht so klug wie Rex. Die Waage schwankte zwischen der Zuneigung Bärbel's für die Eine und ihrer unbegrenzten Verehrung für die Andere. Sie hatte Hilda von Kind auf gewartet, und das heranwachsende Mädchen hatte in Bärbel weniger eine Dienerin als eine Freundin gesehen, wie sie es auch wirklich war, während die Baronin, obschon sie dem guten Geschöpf, dem sie so viel verdankte, von Herzen zugethan war und sie mit Güte überschüttete, sich doch nie von dem Gefühl des Standesunterschiedes so weit losmachen konnte, um mit ihr vertraulich über Familienangelegenheiten zu sprechen. Bärbel

war sich dessen wohl bewußt, und das gab endlich den Ausschlag; sie beschloß mit dem Brief zu Hilda zu gehen, innerlich bedauernd, daß ein gewisses Mißtrauen gegen Rexens Character sie verhinderte, sich an seine fabelhafte Weisheit zu wenden.

Die Taufe war in den Augen der Dorfbewohner ein großartiges Fest, bei dem alles auf's Beste zuging. Da es in Deutschland nicht Sitte ist, die Kinder gleich nach der Geburt zu taufen, und da der Jahrestag der Hochzeit nicht mehr fern war, wurde dieser Tag erkoren, um dem Erben von Siegmundskron einen Namen zu geben.

„Nennt ihn Greif, nach seinem Vater," sagte die Baronin.

„Nennen Sie ihn Kraft, nach seinem Großvater," sagte Bärbel zu Hilda, als sie mit ihr allein war.

„Er hat helle Augen", sagte Greif. „Siegmund soll er heißen."

Und Siegmund wurde er genannt. Rex sagte zuerst nichts und konnte nicht dazu bewogen werden, eine Meinung in der Sache abzugeben, obschon er nachher Greif's Vorschlag kräftig unterstützte.

Rex dachte nach, und seine Gedanken waren sehr unklar. Am liebsten hätte er den Festtag einsam zugebracht, aber das war nicht möglich, und so that er sein Bestes, um mit frohem Gesicht an dem Jubel theilzunehmen. Seine Bemühungen waren erfolgreich; bei der Familientafel brachte er die Gesundheit Hilda's und des Kindes in einer halb ernsten, halb scherzhaften Rede aus.

„Ich bin weit mehr daran gewöhnt, öffentlich zu reden, als man glauben sollte," sagte er, „denn ich habe oft im Kreise der Studenten lange Reden gehalten, bei denen der Anfang Bier, die Mitte Bier und das Ende noch mehr

Bier war. Greif hat übrigens dasselbe gethan und ich gehörte zu denen, die seiner Beredtsamkeit Beifall zollten. Dies ist aber etwas Anderes, wie Sie ohne Zweifel einsehen werden. Denn anstatt Studenten habe ich zwei edle Damen und einen Philister zu Zuhörern, und anstatt des Bieres und der Alma mater habe ich die Schönheit, die Tugend und die Thaten des Siegmund von Siegmundskron und seiner speziellen Alma mater, seiner lieben Mutter, zum Gegenstande. Bei der unvermeidlichen Abwesenheit des Baron Siegmund, die durch eine Neigung zum Schlaf, vermehrt durch die Anstrengung bei der Taufe und andere Dinge, begründet ist, muß ich mich darauf verlassen, daß sie ihm den Hauptinhalt meiner Rede mittheilen wird. Vor beinahe tausend Jahren, wenn die Geschichte Wahrheit berichtet, kam Siegmund der Helläugige, hieher und erbaute diese Halle, in der wir jetzt auf die Gesundheit eines anderen helläugigen Siegmund trinken wollen. An diesem Orte, vielleicht auf eben dieser Stelle schmauste und zechte er mit seinen Kriegern und leerte das Trinkhorn auf seines Namens künftigen Ruhm. Sein hoher Geist ist heute mit uns, er freut sich wie wir uns freuen, er zecht den braunen Walhallatrank, während wir den Nectar der Rheinnixen trinken. Manch' langes Jahr hat er düster und traurig und tief bekümmert vor seinem unberührten Horn gesessen und mit seinen wunderbaren Augen den einen seidenen Faden betrachtet, an dem das Geschick seines ganzen Geschlechtes hing, hoffend und bangend, fürchtend und doch nicht fürchtenwollend, — er, der alles wagte und nichts fürchtete."

Rex hielt einen Augenblick inne und wechselte etwas die Farbe. Seine Stimme bebte in tiefster Bewegung als er dann fortfuhr.

„Der Faden ist nicht abgerissen", sagte er. „Furchtbar war die Spannung, unaussprechlich groß die Gefahr. Ein Theil des Seidenfadens löste sich ab, der andere hatte das für Beide bestimmte Gewicht zu tragen. Eins der beiden Wesen, in denen das edle und treue Blut floß, ward hinweggenommen — in Herrlichkeit; das andere blieb — in Frieden, um noch die Mutter manches tapferen Siegmundskron's zu werden, zunächst die Mutter dessen, dem wir heute den makellosen Namen seiner Väter gegeben haben."

Wieder hielt er inne und erhob hoch den großen Becher voll alten Rheinweins.

„Sie — unsere liebe Hilda, kann die Liebe, die wir für sie hegen, weder ahnen noch ermessen", — sagte er, und plötzlich sprühte das so selten gesehene Feuer aus seinen Augen. „Aber einst wird sie sie erkennen und fühlen in der Liebe, die wir ihrem Sohn erweisen werden. Trinkt alle vereint das beste Wohl von der Welt! Trinkt auf Hilda und auf Siegmund den Jüngeren, trinkt auf den edlen Geist des ersten Siegmund und auf sein ganzes ruhmreiches Geschlecht auf immer und ewig! Trinkt auf die Hoffnung, daß wie er vor tausend Jahren auf Hilda trank, wir diese Gesundheit für einen Sohn Hilda's trinken mögen, der nach tausend Jahren hier sitzen wird! Hoch Hilda! Hoch Siegmund! Hoch Siegmundskron, hoch!"

Die vier Stimmen erklangen zusammen, denn selbst die Baronin stimmte in das Hoch mit ein. Rex und Greif leerten ihre Gläser bis auf den letzten Tropfen und schlugen mit dem Rand auf den Nagel, dann warfen sie, um den alten Brauch bis auf's Aeußerste zu erfüllen, einmüthig ihre Becher gegen die Wand, daß sie in tausend Stücke zersplitterten. Es ist das eine seltsame alte Sitte; sie bedeutet, daß das Glas, welches durch ein feierliches Hoch

geehrt worden, nie wieder durch gewöhnlichen Gebrauch entweiht werden möge.

Rex setzte sich und sprach eine Weile nicht. Er war von einer ihm selbst unerklärlichen Rührung überwältigt. Unbewußt hatte er sich beim Ausbringen der Gesundheit ganz mit dem Geschlecht identifizirt, von dem er sprach, und zum ersten Male in seinem Leben hatte er sich von der Aufregung des Augenblickes hinreißen lassen. Er versuchte, sich auf seine Rede zu besinnen, allein sein Herz pochte so heftig, daß er kaum denken konnte. Er hatte nicht so viel sagen wollen, sich gewiß nicht auf die kleine Rede vorbereitet und sicherlich nicht erwartet, von seinen eigenen Worten hingerissen zu werden. Sonst, wenn er genöthigt gewesen war, aus Rücksicht für Andere mit einem gewissen Grad von Gefühl zu sprechen, hatte er bewußt und kaltblütig seine Ausdrücke fein und sorgsam gewählt, um sie seinen vermeintlichen Gefühlen anzupassen. Er hatte geglaubt, dies auch heute thun zu können, und hatte mit einem trivialen Scherz über das Studentenleben begonnen; dann hatte er sich zu etwas rhetorischem Schwung über den alten Siegmund verlocken lassen; als er von Hilda sprach, hatte er sich ganz und gar vergessen und mit einem Ausbruch von Begeisterung geschlossen, der einem heißblütigen Jüngling von zwanzig Jahren Ehre gemacht haben würde. Es war ihm unbewußt, ob es seinen Zuhörern gefallen habe oder nicht.

Die Baronin, deren Gefühle für Siegmundskron religiöser Begeisterung nahe kamen, saß einige Augenblicke ganz still; dann trocknete sie verstohlen ihre Augen, als fürchtete sie bemerkt zu werden. Hilda sah Rex an; sie fragte sich, was wohl das eigentliche Wesen dieses seltsamen Menschen sein mochte, freute sich über seine Worte und wunderte sich

doch, daß er so viel gesagt hatte. Rex begegnete ihrem Blick und wandte sofort das Haupt ab. Greif ergriff ein anderes Glas.

„Auf Deine Gesundheit, mein lieber Rex," sagte er. Er nannte ihn aus alter Gewohnheit immer Rex.

„Auf Ihre Gesundheit, lieber Vetter Horst!" rief Hilda. Rex fuhr zusammen und ergriff das ihm zunächst stehende Glas.

„Ich trinke auf Hilda's Mutter", sagte er in eigenthümlichem Ton. Er sah Frau von Siegmundskron an, aber auf ihrem Platze schien eine Andere zu sitzen, Hilda so ähnlich, daß kein menschliches Auge einen Unterschied zwischen den Beiden hätte entdecken können. Er setzte das Glas an die Lippen. Es war leer, seine Lippen berührten nur die Luft.

„Gieß doch ein, ehe Du trinkst!" sagte Greif lachend. Rexens Hand zitterte, als er den Becher niedersetzte. Der Irrthum war im Augenblick gut gemacht, und Rex trank auf die Gesundheit der Baronin. Dieses Mal sah er sie dabei an, er sah ihr weißes Haar und das feine zarte Gesicht in Wirklichkeit. Der Schatten war verschwunden. Er hatte seiner Leere mit leerem Glase zugetrunken.

In jener Nacht brannte sein Licht noch zu später Stunde, und die Eulen hätten seinen Schatten viel hundert Mal hinter dem Vorhang am offenen Fenster hin und herschweben sehen können. Stunde um Stunde ging er in seinem einsamen Zimmer auf und ab und fragte sich nach der Bedeutung dessen, was in seiner Seele vorging. Es schien ihm, als litte er unter einer seltsamen Hallucination, der er nachgegeben, bis sie sich seines ganzen Wesens bemächtigt hatte. Immer wieder ging er auf den Anfang seiner Wahnvorstellung zurück, gedachte der Zeit, wo er

zuerst begonnen hatte, sich aus dem Nichts die Geliebte seiner Vergangenheit zu bilden, sich in seiner Phantasie eine Mutter für Hilda auszudenken, die einst sein Weib gewesen. Er verwünschte den kindischen Einfall und kam doch immer wieder darauf zurück, um den süßen, wehmüthigen Frieden zu suchen, den er so oft in seinen Vorspiegelungen von der Vergangenheit gefunden hatte. Aber der war dahin! Die Vorgänge, welche er sich ausgedacht hatte, wurden undeutlich und verblaßten, er vergaß sogar, was ihn am meisten dabei entzückt hatte. Dabei war er sich schmerzlichen Leidens bewußt. Erst wenige Stunden waren vergangen, seit er den leeren Becher an die Lippen gesetzt und den geliebten Schatten deutlich vor Augen gesehen hatte. Wie war es möglich? Dort stand ein Stuhl — so hatte er die Hand erhoben — und sie war dagewesen. Plötzlich hielt er den Arm mitten in der Bewegung an, er wurde eiskalt und seine starren Augen stierten voll Entsetzen. Ein Schrei der Verzweiflung brach von seinen Lippen.

„Großer Gott im Himmel — ich liebe Hilda!" — Das war alles; dann herrschte viele Stunden lang tiefe Stille in dem einsamen Gemach.

Elftes Kapitel.

Der Tag graute, als Rex emportaumelte; er wußte kaum, wo er war, noch was vorgegangen, nur dessen war er sich bewußt, daß er stundenlang in äußerster Todesqual gelegen hatte. Der Anblick der wohlbekannten Gegenstände im Zimmer rief ihm den ganzen Gedankengang zurück, der dem furchtbaren Schlag vorangegangen war. Langsam und mühselig fing er an wieder auf und abzugehen wie in der

Nacht. Seiner starken Natur war es unmöglich, lange in einem Zustand von Betäubung zu verharren, auch lag keine Gefahr vor, daß der erste Anfall sich wiederholen könnte. Nach einer Weile wurde er ruhig und gefaßt und machte sich klar, daß sofort irgend etwas geschehen müßte.

Er hatte den Schlüssel zu all' seinen Phantasien, zu der seltsamen Störung seiner Geisteskräfte in Hilda's Gegenwart gefunden. Er liebte seines Bruders Weib, jetzt wußte er es. Er sann auf ein Heilmittel, als ob er von der Pest befallen wäre.

Ein Mittel war zur Hand, in dem Schubfach seines Pultes, das Liebe und alles Andere heilen konnte. Das wußte er. Es würde die Sache eines Augenblicks sein, ein Druck auf den Hahn, ein kaum hörbarer Knall, und dann würde es mit Rex aus sein. Die Versuchung war groß und überdies war in ihm eine Neigung zum Selbstmorde, die er als eine angeerbte kannte. Es würde ein passendes Ende für das nutzlose Leben sein, welches er geführt hatte, er, der Sohn eines solchen Vaters und solch' einer Mutter! Keiner würde ahnen, weshalb er gestorben, und es würde bald gethan sein. Dann würde wirklich keine Spur mehr von der alten Zeit vor der Tragödie von Greifenstein zurückbleiben. Das würde das letzte Blatt in der Geschichte sein, wie er selbst der letzte Ueberlebende war, außer Greif, und Greif hatte ein Recht auf Glück.

Ein Recht — und warum? Was hatte Greif gethan, um Hilda mehr zu verdienen als Rex? Er war jünger, schöner und glücklicher. Das war es. Greif's Glück hatte ihn gerettet, und was für ihn Leben, war Tod für Rex. Es war die reine Glückssache. Kein Kampf hatte stattgefunden, es war an keinen gedacht worden. Rex hatte alles gethan, was in seiner Macht stand, um die Heirath

zu betreiben, und konnte Keinem wegen des Erfolges Vorwürfe machen. Greif war glücklich, und Rex war das Herz gebrochen. Wenn Greif auf seiner Weigerung Hilda zu heirathen beharrt hätte, so hätte Rex sie vielleicht für sich gewinnen und durch seinen Reichthum ihr das Vermögen ersetzen können, welches nur durch Greif's Untergang ihr Eigen werden konnte.

Freilich Glück! Da war Greif, in Wirklichkeit ohne Namen, ohne einen Heller, aber auch ohne eine Ahnung von dem furchtbaren Unheil, dem er entgangen, befreit von dem erborgten und geschändeten Namen, begabt mit einem, der edler und makelloser war, als der andere je gewesen, Herr von Siegmundskron, Hilda's Gatte, Vater eines neuen Geschlechtes. Was konnte eines Menschen Herz noch mehr wünschen? Das schien Greif zu sein und war es seines Wissens noch. Und dies — Rex zog den Brief seines Vaters aus einem geheimen Fach hervor — dies war der thatsächliche Greif, von dem außer Rex Niemand etwas wußte.

Er überlas die Worte aufmerksam mehrere Male. Dann lehnte er sich in seinen Stuhl zurück und schaute durch das offene Fenster nach dem fernen Walde. Endlich stand er auf und zündete ein Licht an. Vielleicht war es am Besten, daß er jetzt stürbe, dann aber mußte auch sein Geheimniß mit ihm sterben. Er hatte den Brief nur für den Fall aufbewahrt, daß Greif sich endgültig geweigert hätte, Hilda zu heirathen; jetzt aber waren sie nicht nur verheirathet, sondern es war ihnen auch ein Erbe geboren. Er hielt zuerst den Brief, dann den Umschlag in die Flamme, bis beide zu Asche verzehrt waren; der Sommerwind, welcher durch's Fenster drang, wehte die schwarzen Ueberreste leicht wie Sommerfäden vom Tisch auf den Boden und weiter in dunkle Ecken, daß sie zu Staub zerfielen.

Jetzt konnte Niemand mehr das Geheimniß errathen, dachte Rex, und ahnte nicht, daß in Folge einer seltsamen Verkettung von Umständen erst gestern ein anderer Brief von der treuen Bärbel sicher verwahrt worden war. Greif war sicher, dachte Rex, als er die Hand wieder an das Schubfach legte, um den anderen Gegenstand herauszunehmen. Er, Rex, wollte keine verrätherischen Briefe zurücklassen. Es sollte schnell, kurz, vollständig und entscheidend geschehen. Wohl würde etwas Kummer sein um den einsamen Mann, der dahin war, und niemals würden sie ahnen, daß er ihre Sicherheit mit dem Leben erkauft hatte. Er legte die Waffe vor sich auf den Tisch.

Ihre Sicherheit? Das war doch nur eine theatralische, bedeutungslose Phrase, um seinen Tod edel oder mindestens würdig erscheinen zu lassen. Sicherheit setzt Gefahr voraus, und welche Gefahr konnte sein elendes Leben Hilda oder ihrem Manne bringen? Der Gedanke, daß Hilda ihn jemals lieben könnte, war ungeheuerlich, die Annahme, daß er je Worte der Liebe zu ihr sprechen könnte, wissend wer sie war, that ihm weh wie ein Schlag auf den Mund. Dieser herrliche Engel konnte sich von seiner erhabenen Reinheit eben so wenig herablassen, als Rex eine Handvoll Koth in ihr himmlisches Antlitz hätte werfen können — eben so wenig, als er nur einen Augenblick den Gedanken hegen konnte, das zu beschmutzen, was Gott so weiß geschaffen. Er empfand eine bittere Verachtung gegen das Wort Sicherheit, sobald es unausgesprochen ihm durch den Sinn gefahren war, er fluchte seiner Seele wegen dieses verächtlichen Gedankens, und in seiner Selbsterniedrigung war er unbewußt heroisch, wie Helden es sind. Er wollte sterben um der Ehre willen, nicht um schnöden Unrechts, das er gegen Mann oder Weib begangen.

Das konnte er mit reinem Gewissen sagen. Von dem Augenblick an, da er die Wahrheit gewußt und gefühlt hatte, daß er seines Bruders Frau liebe, hatte er fast unerträgliche Qualen erduldet. Kein süßer Gedanke an Hilda war mehr in sein Herz gekommen, nichts als der stechende Schmerz über seine wahnsinnigen Phantasieen, die in der furchtbarsten Wahrheit ihr Ende genommen hatten. In seiner Seele war nichts als unbarmherziger Haß gegen sich selbst, ein plötzliches überwältigendes Bewußtsein von dem, was er sich zu träumen gestattet hatte. Selbst wenn kein anderer Grund als dieser vorhanden wäre, hielt er sich des Todes schuldig. Es war um der Ehre willen, — wie konnte er leben und ihnen allen entgegentreten, wissend was er war, auch wenn sie es nicht wußten? Dem mußte ein Ende gemacht werden, und es gab nur ein Ende für sein Leiden. Er streckte die Hand aus und zog die Waffe in sein Bereich.

Was war Ehre, daß er dafür sterben sollte? Er hatte vierzig Jahre lang an sehr wenig geglaubt, an Ehre aber hatte er geglaubt und bei seinen Bekannten für einen Ehrenmann gegolten. Oft hatte er sein Leben darum gewagt, jetzt wollte er sich das eigne Leben darum nehmen; so gewiß und wohlüberlegt, wie er ein wildes Thier erschossen, eine giftige Schlange unter seine Füße getreten haben würde. Was war Ehre? War es eine Thatsache, ein Schatten, eine Idee, ein Hauch, ein Gott oder ein Teufel? Was war es, wofür solche Thaten gethan, wofür der alte Greifenstein und Riesenecķ seine Mutter umgebracht und ihr eignes Leben in so unerbittlicher Hast dahingegeben hatten? Ein Mensch hatte wohl das Recht zu fragen, wofür er stürbe, meinte Rex. Warum schien es für ihn nichtswürdig zu leben, selbst wenn jeder Augenblick seines

Lebens darauf verwendet würde auszutilgen, was er so verabscheute, auszubrennen, was seine Seele entweiht hatte; und warum schien es edel und tapfer zu sterben? Sterben war leicht wie athmen, leben war eine schwere, schreckliche Sache. Dennoch sagte die Ehre: stirb und sei überzeugt, daß Du recht thust. Befahl die Ehre immer das, was zu thun am leichtesten war? Was also war es? Er hatte nur noch wenige Augenblicke zu leben, und ein Menschenalter hatte er der Ehre gewissenhaft gedient. Wenn sie nun nur eine Mythe, ein Märchen für Narren wäre, ein zerstörendes Idol, das tapfere hirnlose Visionäre anbeteten, die mehr Muth als Verstand hatten, mehr den Wunsch recht zu thun, als Urtheilsfähigkeit um Recht von Unrecht zu unterscheiden? Schade, daß so viele kühne brave Männer auf Degen gespießt, von Säbeln zerhauen, von Kugeln zerfetzt worden um eines eitlen Hauches willen, leerer als das Glas, welches er gestern an die Lippen gesetzt hatte! Und doch, wie er auch forschte und leugnete, argumentirte und spottete — die Ehre blieb eine Thatsache. Nein, keine Thatsache, ein Gesetz. Ein Gesetz, das aus Regeln und Bedingungen, Strafen und Belohnungen besteht, die alle im Menschenherzen definirt sind, alle über die Grenzen des menschlichen Verstandes hinausliegen. Sein Verstand konnte keine Frage ersinnen, an der die Ehre betheiligt war, auf welche sein Herz nicht schneller die richtige Antwort gab, als sein Gehirn sie hätte lösen können. Und was das Herz ihm sagte, war recht, unbestritten und unbestreitbar recht. Also sollte er für etwas sterben, das er fühlen, aber nicht begreifen konnte, nach dem Urtheilsspruch einer Macht in ihm, die weiser, schneller und gewisser richtete, als der helle Kopf, auf den er sich so lange verlassen hatte. Diese Macht Herz zu nennen, war Unsinn,

eben so unsinnig wie sie eine Thätigkeit des Gehirns zu nennen. Sie war verschieden von beiden, hatte ihr eignes selbständiges, gebietendes, in seinen Wirkungen furchtbares Wesen. In Gefahr sagt der Kopf: halt! das Herz: vorwärts. Die Ehre war also das spontane Urtheilen jener höheren Macht, was sie auch sein mochte. Aber wenn sie über manche Dinge so sicher und unfehlbar urtheilte, warum sagte sie denn nichts über andre? Warum konnte dieser unfehlbare Richter über nichts als über Recht und Unrecht entscheiden? Ohne Zweifel aus Gewohnheit, weil wir uns mit keinen anderen Fragen an ihn wenden. Nein, denn wenn wir uns selbst oder wenn Andre uns eine Frage vorlegen, wissen wir nicht immer voraus, welcher Theil unsers Ich die Antwort geben wird. Geheimniß aller Geheimnisse, das sich nur durch die Annahme einer unsterblichen Seele im Menschen lösen läßt! Unnütze Zeitvergeudung, dachte Rex, indem er die Patrone in seinem Revolver ansah und ihn dann langsam spannte.

Unnütze Zeitverschwendung, über dergleichen nachzudenken. Ehre hin, Ehre her, Herz hin, Herz her, die geheimnißvolle Macht in ihm gebot ihm zu sterben. So stirb denn, und laß es geschehen! Er hielt die Waffe in der Hand zur That bereit. Noch eine Sekunde und alles würde vorüber sein. An einem Ende dieses polirten dunkelblauen Laufes war das Leben mit all seiner Unehre, mit all' seinen Leiden, all' der fürchterlichen Nacht der Sünde, das Leben eines redlichen Mannes, der seines Bruders Weib wider seinen Willen liebte und vor dem bloßen Gedanken schauderte. Am andern Ende war der Tod, schnell, herb und gewiß, die Antwort auf alle Fragen, die Befreiung von allem Uebel, die Arznei für alles Erdenleid. Rex legte den Revolver hin und rückte ein wenig vom Tische fort.

Wäre es möglich, daß er sich nur tödten wollte, um Leiden zu entgehen, sich von Schmerzen zu befreien, einen Kampf aufzugeben, der ihm zu schwer fiel? In dem Falle wäre Rex ein elender Feigling und nicht der Ehrenmann, für den er sich gehalten hatte. Mit dem Instinct, der manche Menschen in solchen Fällen zu gleichem Thun treibt, stand er auf und trat vor den Spiegel. Er fuhr zusammen, als er sich darin erblickte. Es war als ob das wunderbar jugendliche Aussehen, was ihm so lange eigen gewesen, plötzlich aus seinem Antlitz geschwunden wäre und die Züge eines alten Mannes zurückgelassen hätte. Seine Haut war fahl, die Augen eingesunken, das Fleisch um die Nasenflügel, an Stirn und Schläfen gespannt und weiß. Haar und Bart klebten von kaltem Schweiß und hingen ihm wild und verwirrt um Haupt und Antlitz. Seltsamerweise schien der helle Sommermorgen sogar die Farbe derselben zu verändern — oder lag es am Spiegel? Er sah genauer hin und traute kaum seinen Augen. Graue Haare, ganze Büschel grauer Haare waren in der Masse der weichen dunkelbraunen. Er hatte von solchen schnellen Veränderungen gehört, doch nie daran geglaubt. Schweigend betrachtete er sein Spiegelbild einige Minuten lang.

„Ich bin ein alter Mann“, sagte er leise und wendete sich ab; er vergaß, was er sehen wollte, — ob er ein Feigling wäre oder nicht.

Er ging wieder an den Tisch, setzte sich und stützte den Kopf auf beide Hände. Er machte sich klar, was er gelitten hatte, und die Frage ging wieder durch sein gemartertes Gehirn. Wollte er sich tödten, um der Qual zu entgehen oder aus Ehrgefühl? Er fragte sich mit Bitterkeit, ob irgend ein Schmerz in Zukunft noch schlimmer sein könnte, als was er in dieser Nacht und seit diesem Morgen-

grauen gelitten hatte. Es schien unmöglich. Da stand auf ein Mal Hilda's strahlendes Bild vor ihm, während er die Hände auf seine geschlossenen Augenlider drückte. Hilda stand vor ihm in all' ihrer Schönheit, er konnte jeden Zug in ihrem Gesicht, jeden Ton seiner herrlichen Farbe, jede Flechte ihres goldenen Haares sehen. Glanz strömte von der Vision auf ihn ein, und er sah in die klare Tiefe ihrer Augen. Es war wonniges Entzücken, und dennoch fühlte er sich von Scham überwältigt, weil er es wagte, sie anzuschauen und zu lieben. Es lag in seinem Wesen, bis auf's Aeußerste zu kämpfen.

Mit höchster Anstrengung öffnete er die Augen und ließ sich vom grellen Tageslicht blenden. Die Vision war verschwunden, aber er wußte, was er, ohne eine Schmerzensäußerung, zu ertragen haben würde, wenn er die Wirklichkeit anschaute. Und doch kannte er seine eigne Kraft. Hilda gegenüber hätte er seinen steinernen Augen einen starren Blick und seinen Zügen eine gleichgültige Ruhe aufgezwungen. Er konnte das thun, ohne daß es ihm mißlang. Die deutliche Erinnerung an sie, welche ihn in diesem Augenblick überkommen, lehrte ihn, wie vielem er widerstehen konnte, zeigte ihm aber auch, was der Widerstand ihm kosten würde; vor allen Dingen hatte sie ihm im vollen Glanz der Schönheit das gezeigt, was er nie wieder sehen sollte. Der Schmerz war scharf und plötzlich gewesen und kaum von der augenblicklichen unwillkürlichen Wonne zu unterscheiden. Allein er konnte ihn ertragen und auch noch Schwereres. Nicht um diesem zu entgehen, hatte er beschlossen, seinem Leben ein Ende zu machen. Auch würde er die verzweifelte That nicht thun, wenn er überzeugt wäre, daß ihn nur die Hoffnung, etwas mehr oder weniger Leiden zu entgehen, dazu triebe. Was auch

seine Fehler sein mochten, tapfer war er noch immer; vielleicht tapferer denn je zuvor. Es hatte eine Zeit gegeben, wo alle menschliche Thätigkeit oder Unthätigkeit ihm an und für sich und in ihren Folgen so gleichgültig vorgekommen war, daß er beinahe den Gedanken an einen Gegensatz zwischen Muth und Feigheit verspottet hatte. Damals aber war er noch nicht wie jetzt auf die Probe gestellt worden.

Nicht die Furcht vor dem, was er erdulden mußte, trieb ihn aus dem Leben. Dessen war er gewiß. Er dachte mit Entschlossenheit darüber nach, was das Leben für ihn in Zukunft sein würde, wenn er es erwählte und bliebe, wo er war. Es war klar, daß er weiter leben konnte, wenn er wollte, und mit Hilda und Greif und Hilda's Mutter zusammen sein, und in ihrer Gegenwart ein ruhiges Gesicht und eine feste Stimme bewahren. Wenn es sich um Muth handelte, so würde dies am wenigsten Muth erfordern. Es würde leichter sein, alles zu erdulden, als sich die Möglichkeit nehmen, Hilda jemals wiederzusehen. In bitterer Selbstverachtung gestand er sich, daß dies vollkommen wahr sei. Der Stachel des Todes lag in der Erwählung völliger Vernichtung, im Verlassen alles dessen, was er liebte, so wie in der Zerstörung dieses Ichs, dem die Macht zu lieben inne wohnte. Bis auf einen Gedanken, würde das Leben noch süß sein. Alle Qualen eines durch die Hoffnungslosigkeit einer unauslöschlichen Leidenschaft getrübten Daseins würden nichts sein im Vergleich zu der stündlichen Freude, Hilda zu sehen und ihre Stimme zu hören. Das würde ihn für alles, noch so Schreckliches, entschädigen, nur für eines nicht; das Eine aber überwog alles Andre. Die Gewißheit, daß sein ganzes Leben fortan ein be-

ständiger Verrath an Greif sein mußte, überwog alles Andere.

Das war der Ehrenpunkt, den er sich klar zu machen gesucht hatte. Er dachte, er hätte sich geirrt, und seine Selbstverachtung und sein Haß gegen sich selbst hätten mit seinem Entschluß wirklich nur wenig zu thun. Weder um seinetwillen, noch Hilda's wegen, mußte er so schleunig aus der Welt gehen, sondern um Greif's willen. Greif war sein vertrauter Freund, Greif war sein Vetter, Greif war sein Bruder. Für seines Bruders Weib das zu fühlen, was er empfand, war Verrath, mochte er sein Gefühl auch noch so verbergen und dagegen ankämpfen. Die Zeit würde sicherlich kommen, wo er diesen Mann ebenso hassen mußte, wie er ihn jetzt liebte, und seine Eifersucht würde zur That werden und Greif Schaden zufügen. Solch' einer Katastrophe mußte um jeden Preis vorgebeugt werden. Die Beiden in ihrem Glücke zu verlassen, fortzugehen und das verhaßte Wanderleben wieder zu beginnen, würde auch nichts helfen. Rex kannte die menschliche Natur gut und war weise genug, sich mit in das einzubegreifen, was er kannte. Er war sicher, daß sein Entschluß, Siegmundskron fern zu bleiben, früher oder später zusammenbrechen werde, eben so wohl in Folge von Greif's und Hilda's Bitten, als durch seine eigene Neigung. Auch hierin zeigte sich das ächt Menschliche in ihm, eben so wie in den schwächsten Punkten seiner Selbsterkenntniß und seiner Ueberlegungen. Rex durfte und konnte Siegmundskron sofort verlassen, und sein fester Wille würde ihn sicher länger fern gehalten haben, als er selbst es ahnte, vielleicht sogar lange genug, um die Gluth seiner Leidenschaft abzukühlen und seine Rückkehr möglichst unbedenklich zu machen. Hätte er die Frage für einen Anderen zu entscheiden gehabt, so würde er höchst wahrschein-

lich diesen Ausweg angerathen haben, denn er würde den Werth des Lebens als wichtigen Factor dabei in Betracht gezogen haben. Allein für ihn selbst hatte das Dasein geringen Werth, und es hätte nicht die Hälfte dessen, was er jetzt litt, bedurft, um ihn zu bewegen, aus diesem Leben zu scheiden. Während der letzten zehn Jahre würde jederzeit eine heftige Gemüthserschütterung oder ein Anfall von unbesiegbarer Schwermuth hingereicht haben, um ihn auf den Gedankengang zu bringen, es wäre das Rathsamste für ihn, von der Bühne, auf der er sich befand, abzutreten. Schon lange hatte der Tod etwas Anziehendes für ihn gehabt, und lange war es her, seit das Leben ihm etwas geboten hatte, um dessen Genusses willen er bereit war, irgend welche Mühsal auf sich zu nehmen. Das Leben erschien ihm als etwas so Triviales, daß er kein Bedenken empfand, es aufzugeben; jetzt schob er den Schritt nur um einige Minuten hinaus, weil er Verlangen trug, die Beweggründe seiner Handlung besser zu verstehen.

Es war so höchst einfach, ein Pistol abzudrücken, und so sehr schwierig ein neues Leben anzufangen, gerade als er geglaubt hatte, daß seine Wanderungen zu Ende seien. Die Zukunft war unbeschreiblich trübe, einsam und schmerzlich, der Tod eine so natürliche und leichte Befreiung davon. Diese Betrachtungen waren ihm, wenn auch unbewußt, jedenfalls gegenwärtig inmitten der zahllosen Gedanken, welche in dieser letzten Stunde auf sein Gehirn einstürmten, und mußten ihren Einfluß auf seinen endgültigen Entschluß ausüben, obschon er nicht ahnte, daß sie dabei mitwirkten. Er sah vor sich nur die Alternative eines ehrlosen Lebens oder eines ehrenvollen Todes, und wählte die angenehmere, leichtere, schnellere. In einem Augenblick würde es vorbei sein, und dann würde es keinen Rex mehr

geben. Die Hinterbliebenen würden ihn gütig beurtheilen, sie würden annehmen, er wäre wahnsinnig gewesen, und mit der Zeit froh sein, daß er nicht am Leben geblieben wäre, um ihnen zur Last zu fallen.

Rex hatte keinen starken Glauben an menschliche Theilnahme, noch an Trauer um Verstorbene. Die Thatsache, daß er nicht an ein zukünftiges Leben glauben konnte, ließ sich auf seine Gleichgültigkeit gegen das gegenwärtige zurückführen und machte ihn wiederum zum Zweifler am Glauben Anderer. Betheuerungen von Freundschaft und Zuneigung konnten einem Mann nur wenig bedeuten, der sie kaum jemals selbst bezeigt hatte, es sei denn aus dem Wunsche, nicht für brutal oder gefühllos zu gelten. Allerdings hing er sehr an Greif, aber er fühlte, daß seine Zuneigung nur halb erwiedert wurde. Er liebte Hilda auf seine Weise, wie selten ein Mann geliebt hat, allein er wußte, daß Hilda für ihn nichts mehr empfand, als ein halb freundschaftliches, halb verwandtschaftliches Wohlwollen. Von Beiden ließ sich kein leidenschaftlicher Schmerz über sein Ende, noch übermäßiger Kummer um seinen Tod erwarten. Der Gedanke, daß die Thatsache des Selbstmordes, ganz abgesehen von seiner Persönlichkeit, einen noch tieferen Schatten auf die Erinnerungen von Greifenstein werfen würde, störte ihn wenig. Er hatte gesehen, wie Greif über seiner Liebe zu Hilda die Schrecken jenes Trauerspiels vergessen hatte, und da ja Hilda ihm nahe war, würde sie ihm auch dies vergessen helfen. Mit der Kaltblütigkeit eines Mannes von seinem Alter berechnete er das Maß von Greif's muthmaßlichem Kummer und schlug es niedrig an. Mit der Großmuth seiner außergewöhnlichen Natur gab er zu, daß seine Liebe zu seinem Bruder nicht auf dem Prinzip der Gegenseitigkeit beruhte. Wenn er sich vor anderthalb Jahren ent-

schlossen hatte, am Leben zu bleiben, statt dem Beispiel seines unglücklichen Vaters zu folgen, so hatte er das um Greif's willen gethan, wenn auch Greif es nie erfahren hatte; wenn er jetzt, da er erkannt hatte, was in seinem Herzen war, sich entschloß zu sterben, so geschah es ebenfalls um Greif's willen.

Er war froh, daß er eine solche That nicht nur beging, um eigenen Leiden zu entfliehen. Der Gedanke würde seine Hand zurückgehalten und ihn bestimmt haben, lieber die denkbar schrecklichsten Prüfungen zu ertragen; während er, ohne denselben, sich diese wenigstens ohne Gewissensbisse ersparen konnte, indem er Greif von der Gegenwart eines Verräthers befreite.

Der Ausdruck war zu stark; das sah aber Rex nicht ein. Ihm schien es, als habe er durch das zügellose Sichgehenlassen seiner Phantasie das Wachsthum einer Leidenschaft genährt, die ihm dann so plötzlich klar geworden war. Er konnte die Absicht nicht mehr von der Thatsache trennen und hielt sich beider gleich schuldig, obschon er in Wirklichkeit nur das Opfer der Verhältnisse und der Spielball eines grausamen Geschickes war. Alles wirkte zusammen, um das unvermeidliche Ergebniß hervorzubringen, die verhängnißvolle Neigung zum Selbstmord, die ihm im Blute lag, die übermäßige Erregung eines nicht an starke Empfindungen gewöhnten Herzens, die Verzweiflung einer gänzlich hoffnungslosen Liebe, das Grausen vor dem eigenen Selbst, das plötzlich durch den scheußlichsten Verrath befleckt schien, selbst die angeborene Furchtlosigkeit eines Menschen, für den der Augenblick des Todes keine Schrecken hat, alles war vorhanden, was Rex über die Grenze treiben konnte, alles fehlte, was ihn hätte zurückhalten können.

Nochmals stand er auf und ging ein paar Schritte

durchs Zimmer, mit niedergeschlagenen Augen und verschränkten Armen. Methodisch und verständig bis ans Ende sammelte er seine Gedanken zum letzten Mal und übersah das Ergebniß seiner düsteren Betrachtungen, indem er sich dazu zwang, die Thatsachen mit der äußersten Klarheit und Kürze anzugeben, als ob er den Fall dem Schiedsgericht seiner Geisteskräfte vortrüge, von dem das endgültige Urtheil abhinge. Zu weise, um vergeblich zu sterben, zu tapfer, um aus selbstsüchtigen Beweggründen in den Tod zu gehen, zu edel, um sich durch bloße Todesfurcht beeinflussen zu lassen, war er entschlossen, daß die That ruhig, mit vollem Bewußtsein ihrer Bedeutung für ihn und Andere, zu vollster Genugthuung seiner eigenen klaren Ueberlegung geschehen sollte.

Daß sein gegenwärtiger Zustand durchaus unerträglich wäre, wollte er nicht glauben, denn er wollte nicht zugeben, daß irgend etwas für ihn zu schwer zu ertragen wäre, wenn dabei lediglich seine eigene Neigung in Betracht käme. Möglich war es, daß seine Kraft unter der Feuerprobe eines Jahre lang fortgesetzten täglichen Zusammenlebens mit Hilda und seinem Bruder erliegen könnte; aber in dem Falle würde er jedenfalls das Schwinden seiner Kräfte bemerken und im Stande sein, entweder sein Geheimniß bis ans Ende zu bewahren, oder nach einem Jahre das zu thun, was er jetzt thun wollte. Er war viel zu alt und zu weise, um sich das Leben aus unbestimmten romantischen Beweggründen zu nehmen, nur um Befreiung von einem halb hysterischen Schmerz zu suchen, und vom Tode nichts zu begehren, als das Vergessen von Leben und Lieben.

Ein Beobachter hätte dies aus seinem Gefühl und seinem Wesen entnehmen können. Bereit zu sterben, sah

er eher aus wie ein durch die Scham über sein eigenes Thun gebeugter starrer Mann, als wie ein Jüngling in einem Anfall von Verzweiflung. Der Ausdruck gedrungener Kraft, der ihm eigen, war nicht geschwunden, sein Schritt war fest und gleichmäßig. Sein Gesicht war verstört, bleich und verzerrt, der Ausdruck aber ruhig und entschlossen, voll der über heftige Impulse erhabenen Mauneswürde und weit entfernt vom Einfluß aller niedrigen Beweggründe. Und diese seine äußere Erscheinung entsprach vollkommen dem moralischen Standpunkt, den er eingenommen hatte und mit solcher Hartnäckigkeit behauptete. Ein Weiser hätte verschiedener Ansicht von ihm sein, ihn aber nicht verachten können; ein Gläubiger würde ihn beklagt haben, hätte aber nicht seinen festen Entschluß verdammen können, mit Aufopferung seiner selbst als Buße für ein unwillkürliches Unrecht das zu thun, was nach seiner Ueberzeugung das Rechte war; ein Schwacher hätte ihn um seine Stärke beneidet, ein Starker hätte seine Fähigkeit zu ruhiger Ueberlegung angesichts des Todes bewundern können, ein Mann von Herz würde Mitgefühl für ihn gehabt haben.

Er stand vor dem Tische still und schaute durch das offene Fenster hinaus in die klare Sommerluft. Dann sprach er zu sich mit leiser, vernehmlicher Stimme.

„Es ist so am besten“, sagte er bestimmt. „Ich, Horst von Riesenecf, stehe hier um zu sterben, weil ich meines Bruders Weib liebe. Ich sterbe aus eigenem freien Willen. Ich sterbe, weil ich mit einem solchen Gefühl im Herzen nicht leben will; weil ich in meiner eigenen Schätzung nicht ehrlos dastehen will. Ich gehorche keinem Menschen, fürchte keinen, bin von keinem beeinflußt. Es ist mein eigener Entschluß, und ich habe ein Recht darauf. Es ist mein eigenes Leben, und ich habe ein Recht es mir zu nehmen.

Es ist meine eigene Liebe, und ich habe ein Recht sie zu tödten. Ich sterbe nicht, um Leiden zu entgehen, sondern der inneren Ueberzeugung von Ehrlosigkeit, die kein rechtschaffener Mann zu ertragen verpflichtet ist. Ich sterbe im Vollbesitz meiner Sinne und geistigen Kräfte, und wenn eine derselben gestört wäre, würde ich warten, um ruhiger zu urtheilen. Das ist, glaube ich, alles, was ich zu sagen habe."

Das war die letzte Genugthuung, welche Rex sich auf dieser Welt geben wollte, die er zu verlassen im Begriff stand. Sein Verstand erheischte von ihm, daß er bei seinem Ende ruhig, entschlossen und doch vorurtheilsfrei sein sollte, und daß er bis zuletzt der Ueberführung eines Irrthums zugänglich bliebe, falls ihm noch zu rechter Zeit ein hinreichender Grund oder hinreichende Gegengründe einfallen sollten. Allein ihm fiel kein Grund ein, weshalb er seine Hand zurückhalten sollte, und er war sich bewußt, daß sein letzter Augenblick gekommen war. Es war ihm lieb, daß er nicht übereilt gethan, was er jetzt nach reiflicher Ueberlegung thun wollte, denn er hatte es immer geliebt, seine Handlungen gerechtfertigt zu sehen. Weil aber das Ergebniß so langen Nachdenkens ihn nur in seinem ersten Beschluß bestärkt hatte, war es zwecklos, das Ende noch länger hinauszuschieben.

Nachdem er zu endgültigem Entschluß gekommen war, ging er durchs Zimmer und schloß die Thür auf, denn er sagte sich, da er doch nach wenigen Minuten todt gefunden werden würde, wäre es unnütz, ein Geheimniß aus der Thatsache zu machen, oder die Leute zu nöthigen, die Thür aufzubrechen. Umsichtig, kaltblütig und practisch blieb er bis ans Ende, und diese Handlung war characteristisch für ihn. Zum letzten Male kehrte er an den Tisch

zurück und nahm den Revolver in die Hand. Er untersuchte das Schloß, hob die Waffe mit fester Hand und legte die Mündung fest an seine Schläfe. Dann richtete er die Augen auf das offne Fenster und drückte ab.

Der Hammer fiel mit wirkungslosem Klapp, und Rex runzelte die Stirn. Allein er hatte nicht die mindeste Absicht, sein Vorhaben aufzugeben. Mit unglaublicher Kaltblütigkeit ging er in eine Ecke des Zimmers und nahm eine Schachtel mit ganz neuen Patronen aus dem Schubfach, in dem er seine Munition aufbewahrte. Zuerst nahm er die Ladung sorgsam heraus, dann lud er den Revolver von neuem, machte ihn schußbereit und nahm seine vorige Stellung wieder ein. Es vergingen einige Augenblicke, ehe er die Waffe wieder an seinen Kopf setzte. Der Zwischenfall hatte seine Nerven erschüttert, und er war entschlossen, bei voller Besinnung und mit dem Bewußtsein seiner That zu sterben.

„Ich wünsche, ich könnte mir schmeicheln, daß es um Hilda's willen geschieht," sagte er. „Da ich es aber nicht kann, sei dies das Ende."

Die Schloßuhr hub an, die Mittagsstunde zu schlagen, als er den Revolver zum zweiten Male erhob.

Zwölftes Kapitel.

Als Bärbel den kostbaren Brief unter ihren Besitzthümern versteckte, war es ihre feste Absicht, ihn einige Zeit aufzubewahren, ehe sie ihn abgab; aber sie hatte bei ihren Berechnungen nicht die Möglichkeit ausgeschlossen, Hilda um Rath zu fragen. In der Eile und Verwirrung des Tauftages hatte die gute Frau gemeint, sie könnte eine

unbestimmte Zeit lang warten, und Greif in Unkenntniß des Briefes lassen, bis er noch besser im Stande sein würde, ein so plötzliches und lebendiges Wachrufen der Schrecken der Vergangenheit zu ertragen, wie das Lesen von seines Vaters Brief es in seinem Gemüth bewirken mußte. Bärbel kam es klüger und wohlgemeinter vor, den Brief noch lange verborgen zu halten.

Der Tag war zu allseitiger Befriedigung vergangen, und Bärbel gebührte sicherlich ein Antheil an dem Gelingen des Tauffestes. Sie war unermüdlich klug und umsichtig in allen Dingen gewesen, gerade wie in alter Zeit, wo ein Groschen mehr bedeutete als jetzt ein Goldstück. Sie hatte alles und jedes beaufsichtigt, vom kleinen Siegmund bis zu Greif selbst, vom Taufkuchen bis zu den Kartoffelklößen beim Festmahl der Arbeiter. Nichts war ihren scharfen Augen und ihrem treuen Gedächtniß entgangen, und alles war bis zum Ende gut abgelaufen.

Als aber alles vorüber war, da war Bärbel müde und mußte sich eingestehen, daß sie nicht mehr dieselbe wäre wie vor zwanzig Jahren. Sie war müde von ihrem langen Tagewerk und schlief, statt an den Brief zu denken, wie sie beabsichtigt hatte. Der Schlaf brachte ihrem erfrischten Gehirn weisere Gedanken, und als sie am Morgen erwachte, beschloß sie, sich unverzüglich an Hilda zu wenden. Noch ein Mal öffnete sie ihren Schatzkasten, nahm den versiegelten Brief heraus und betrachtete ihn aufmerksam; nicht als ob sie sich der Gefahr aussetzen wollte, ihn mit sich herumzutragen, sondern nur um sich sein Aussehen genau einzuprägen, damit sie es Hilda beschreiben könnte. Aeußerlich war an dem Briefe nichts Besonderes als etwa die Adresse, in der Wastei etwas von der alten Rauhheit des alten Greifenstein gefunden hatte. Aber Bärbel fand

es ganz natürlich, daß er einfach „An meinen Sohn Greif“ geschrieben hatte. Nach ihrer Ansicht war es liebevoller und sah besser aus, als wenn er geschrieben hätte: „Seiner Hochwohlgeboren Herrn Greif von Greifenstein.“ Sie besah sich den Brief sehr genau, drehte ihn hin und her und untersuchte ihn aufmerksam, allein es war nichts Bemerkenswerthes daran außer dem, was sie auf den ersten Blick gesehen hatte. Die Schrift war groß, kräftig und deutlich, der Umschlag war versiegelt, und das Siegel trug das Wappen von Greifenstein. Es konnte nicht mehr als ein Bogen darin stecken, denn der Brief war sehr dünn; Bärbel wunderte sich, daß er sich noch in so gutem Zustande befand, da er doch über anderthalb Jahr zwischen dem Rockfutter gesteckt hatte, aber sie bedachte, daß der Rock während dieser Zeit gut verwahrt gelegen hatte, vermuthlich in einer Kiste oder Schublade im Laden des Juden, und daß am Ende kein besonderer Grund vorläge, weshalb der Brief zerrissen, beschmutzt oder sonst verletzt sein sollte, als ob er seit der Zeit, da er geschrieben, von Hand zu Hand gegangen wäre. Freilich hatte das Papier nicht mehr seine ursprüngliche Frische, und auf der glatten Oberfläche waren einige unbedeutende Falten, aber im Ganzen sah der Brief doch so aus, als ob er vor wenigen Wochen geschrieben wäre, ehe er in Bärbel's Hände fiel. Die gute Frau dachte, Hilda würde gern die ganze, allerdings wunderbare Geschichte von Wastei's Entdeckung hören, und wenn sie sie gehört hatte, würde auch Greif sie erfahren; denn falls sie sich entschlössen, ihm den Brief unverzüglich zu geben, mußte er doch auch wissen, woher er käme.

Einen Augenblick hielt Bärbel es für möglich, daß der Brief am Ende doch kein letztes Abschiedswort enthielte, denn kein äußeres Anzeichen bewies, daß er wirklich an

jenem verhängnißvollen Abend geschrieben worden, allein diese Annahme war nicht recht stichhaltig, und als sie den Brief wiederum in ihren Kasten legte, war sie fest überzeugt, daß er Greifenstein's letzte Worte an seinen Sohn enthielte. Je länger sie darüber nachdachte, desto mehr wunderte sie sich, wie sie gestern auf den Einfall kommen konnte, den Brief Greif noch länger vorzuenthalten. Ihre Absicht war freilich, ihm Schmerz zu ersparen, jetzt aber sah sie die ganze Sache in einem anderen Lichte an. Dieser Gruß aus einer anderen Welt, dachte sie, könnte ihn doch höchstens ein paar Tage betrüben; allein es war besser, daß er jetzt etwas litte, als daß er bei dem Glauben bliebe, sein Vater hätte in seinen letzten Augenblicken seiner nicht gedacht. Es fehlte Bärbel keineswegs an dem ihrem Volke eigenen streng militärischen Sinn, der lieber Unannehmlichkeiten jeglicher Art selbst auf sich nimmt, oder auch Anderen zumuthet, als irgend eine Pflicht vernachlässigt oder ihre Erfüllung aufschiebt.

Sie dachte, es wäre besser für Greif, besser für sie, besser für alle, daß die Sache sofort in Ordnung käme. Ein Aufschub könnte schlimme Folgen haben. Sie könnte plötzlich sterben, und der Brief unter ihren Habseligkeiten vorgefunden werden. Was würde ihre geliebte Herrin von ihr denken, wenn es herauskäme, daß sie ein so kostbares Schriftstück versteckt hätte? Oder Greif könnte sterben, ohne je zu erfahren, daß sein Vater an ihn geschrieben hatte, hunderte von Unglücksfällen könnten sich ereignen und verhindern, daß der Brief je in die Hände käme, für welche er bestimmt war. Jetzt ist die beste Zeit, dachte Bärbel, und heute ist der beste Tag um etwas Unangenehmes zu thun, was sich doch nicht vermeiden läßt.

Es war nöthig, eine Gelegenheit zu finden, um mit

Hilda allein zu sprechen, ohne eine Störung zu befürchten, und zwar so bald wie möglich. Es war noch früh am Morgen, und Hilda schlief wahrscheinlich noch und träumte von dem gestrigen Festtag; aber es kam darauf an zu wissen, ob Greif schon auf wäre und das Schloß im Laufe des Vormittags zu verlassen beabsichtigte. Bärbel verließ ihr Zimmer und ging auf den Hof hinunter. Die Leute mußten wissen, ob der Herr in den Wald gehen oder zu Hause bleiben wollte, denn er würde sicherlich irgend einem von ihnen befohlen haben, ihn zu begleiten. Er war nicht wie sein Vater, der gern den ganzen Tag allein umherschweifte, sich müde machte und spät am Abend nach Hause kam, in dem beständigen Bemühen, sich den Tag zu verkürzen. Greif war von Natur gesellig und nicht bloß mit der Gesellschaft seiner Hunde zufrieden, sondern nahm gewöhnlich ein paar von seinen Leuten mit sich, wenn er nicht Rex bewegen konnte, an seinen Ausflügen theilzunehmen.

Bärbel ging auf den Hof und that wie zufällig einige Fragen. Es war ein warmer Morgen und die Leute schienen nach der gestrigen Schmauserei schläfrig zu sein. Keiner von ihnen hatte einen Befehl erhalten, und diejenigen, welche etwas zu thun hatten, gingen langsam und lässig ihren Beschäftigungen nach, während die Anderen, welche keine Arbeit hatten, in einer schattigen Ecke zusammen saßen, ihre Porzellanpfeifen rauchten uud über das wichtige Ereigniß der Taufe sprachen; sie genossen ihre Muße, wie kräftige Männer es verstehen, die gewöhnlich hart arbeiten und wenig denken. Augenscheinlich war heute nichts vor, und Greif würde vermuthlich zu Hause bleiben. Bärbel wendete sich um und ging wieder der Hausthür zu. Sie wollte eben hineingehen, da hörte sie hinter sich Fußtritte,

und als sie sich umsah, erblickte sie Wastei, der mit seinen langen Schritten wie ein Windhund herbeikam.

„Grüß Gott, Frau Bärbel,“ sagte er herantretend. Er trug nicht mehr seinen prächtigen Sammetrock wie gestern. Solch Staat war nur für die höchsten Festtage, und zur Zeit trug er gar keine Jacke, sondern nur eine grobe Weste mit blanken Knöpfen, die ihm lose und offen über das Hemd hing; unter dem Arm hatte er ein Bündel.

„Guten Morgen, Wastei,“ versetzte Bärbel und sah ihn mit ihren scharfen Augen fragend an. Sie wunderte sich, daß er schon wieder kam.

„Ich bringe etwas“, sagte er, indem er vor ihr stehen blieb und mit der Hand auf das Pack klopfte.

„Noch mehr Forellen?“ fragte Bärbel mit verschmitztem Lächeln. „Heute giebt's kein Gold aufzufischen, Meister Wastei!“

„Leider nein!“ antwortete er. „Aber wer weiß!“ setzte er bedenklich hinzu.

„Heraus damit!“ rief Bärbel, die keine Lust zu langen Gesprächen hatte.

„Heraus damit ist bald gesagt!“ versetzte der Andere. „Es ist eine ernste Sache! Denken Sie, ich kann schwatzen wie eine Elster, ohne mich zu besinnen, was ich sagen soll?“

„Dann besinnen Sie sich, und machen Sie schnell, oder ich gehe hinein.“

„O wenn Sie solche Eile haben, nehmen Sie das Pack ohne weitere Erklärung,“ entgegnete Wastei und reichte es ihr. Bärbel nahm es und befühlte es, als ob sie herausbekommen wollte, was es enthielt.

„Was ist es?“ fragte sie endlich, da sie es nicht errathen konnte.

„Es ist mein Rock“, sagte Wastei. „Der Rock des alten Wolf, wenn Sie das lieber hören.“

„Und was soll ich mit Ihrem Rock?“ fragte Bärbel. Trotz der Frage hatte sie das Bündel unter den Arm geschoben und hielt es fest in der augenscheinlichen Absicht, es zu behalten.

„Wenn Sie dem Baron den Brief abgegeben haben, könnten Sie so gütig sein, mir die Tasche auszubessern,“ sagte Wastei.

„Aber ich sagte doch, ich würde vielleicht noch einige Zeit warten, ehe ich den Brief abgäbe.“

„Ja, aber über Nacht haben Sie sich das überlegt“, sagte Wastei schlau. „Sie werden nicht viel länger warten als bis heute.“

„Wie kommen Sie darauf?“

„Es wäre nicht nach Ihnen, Frau Bärbel!“ sagte der Mann scheinbar gleichgültig.

„Vielleicht nicht“, erwiederte Bärbel und lächelte unwillkürlich über das ihrer gewissenhaften Redlichkeit gespendete Compliment. „Vielleicht nicht. Wie Sie sagen, ich hatte schon daran gedacht.“

„Und ich dachte, wenn der Rock des alten Wolf mit dem Loch in der Tasche nicht dabei wäre, würde Frau Bärbel es vielleicht nicht recht klar machen können, daß Meister Wastei die Wahrheit gesprochen hätte. Wenn aber die Wahrheit ganz klar ist, na dann,“ — er hielt inne, als käme es ihm nicht darauf an, was in solchem Falle geschehen könnte.

Bärbel sah ihn einen Augenblick an, dann lachte sie, was bei ihr sehr selten vorkam.

„Sie sind wirklich gar nicht dumm“, bemerkte sie.

Der Schatten eines Lächelns glitt über Wastei's dünne

Lippen, als er die Augen auf sie heftete. Ihr Ausdruck war klug, listig und gutmüthig zugleich.

„Es hat noch Keiner von mir gesagt, daß ich besonders dumm bin," antwortete er.

„Sie möchten also, daß ich den Rock mit dem Brief zusammen zeigte?"

„Natürlich."

„Aber wenn die Herrschaften erfahren, daß der Rock dem Herrn von Greifenstein gehört hat, werden sie ihn behalten wollen, nicht wahr?"

„Natürlich", wiederholte Wastei.

„Und wenn sie dann hören, daß Sie ihn ehrlich gekauft haben, werden sie ihn Ihnen abkaufen wollen?"

„Natürlich."

„Und Sie haben zwanzig Mark dafür bezahlt?"

„Zwanzig Mark."

„Und Sie denken, die Herrschaften werden Ihnen mehr dafür geben, wenn ich ihnen auch ganz genau sage, was er Ihnen beim Juden gekostet hat?"

„Natürlich."

„Sie sind nicht dumm, Wastei. Sie sind gar nicht dumm. Aber ich dachte doch, Sie meinten, der Rock würde Ihnen Glück bringen. Es wundert mich, daß Sie sich von ihm trennen wollen!"

„So? Ist es kein Glück, wenn ich mehr dafür bekomme, als er beim Juden gekostet hat?" Er zwinkerte beim Sprechen mit den Augen.

„Es ist etwas dran an dem, was Sie sagen," antwortete Bärbel. „Es wundert mich nicht, daß Sie ihn so billig bekommen haben; ich sehe, Sie verstehen sich auf's Handeln."

„Und Ihnen wird es auch lieb sein, Frau Bärbel,

wenn Sie erklären können, wie der Brief gefunden wurde," sagte Wastei bedächtig. „Sie werden froh sein, den Rock bei der Hand zu haben, um ihn zeigen zu können, und wenn Sie wollen, können sie selbst zum Juden gehen, und er wird Ihnen sagen, daß ich den Rock erst vor ein paar Tagen gekauft habe."

„Sprechen Sie auch ganz gewiß die Wahrheit, Wastei?"

„Das thu' ich immer, seit ich einen Schießschein habe," antwortete er. „Sehen Sie, für Leute, die etwas zu verlieren haben, ist die Wahrheit immer das Beste."

„Pfui, Wastei!" rief Bärbel, eigentlich geneigt über seine absonderliche Philosophie zu lächeln, doch nicht willens ihn merken zu lassen, daß sie in einer so hoch moralischen Sache Scherz vertragen konnte.

„Es ist wahr, Frau Bärbel. Nicht als ob ich jemals viel gelogen habe, nur den Förstern habe ich in alter Zeit allerlei schöne Geschichten vorgeredet, als ich noch ein Wilderer war, und sie immer hinter mir her waren, und versuchten, mich mit einem Hasen in der Tasche abzufangen, — na und Ihnen hab' ich auch allerlei erzählt, Frau Bärbel, wenn ich Ihnen weißmachte, es ginge alles mit rechten Dingen zu mit dem Wilde. Was kam's denn darauf an, wenn Sie nur etwas Gutes zu essen hatten, Sie und die — — na, das waren tolle Zeiten. Jetzt haben Sie gewiß Wild, so viel Sie wollen, nicht wahr?"

„Ach, Wastei, manchmal konnte ich kein Blei in Ihren Hasen finden" —

„Das machte sie leichter zu tragen und gesünder zu essen", bemerkte der Andere vergnügt lachend.

„Und ich hatte natürlich so meine Zweifel" —

„Aber Sie fragten nicht viel — nicht allzu viel — nicht wahr?"

„Nicht immer, Wastei," antwortete Bärbel, während es ihr um die Lippen zuckte. „Sehen Sie, ich hielt es für's Beste, Ihnen zu glauben und Sie wie einen ehrlichen Menschen zu behandeln. Es gab Gründe" —

„Bessere als Zweifel, besonders wenn der Hase todt war und auf Ihrem Küchentische lag. Nun, die Zeiten sind vorbei, und wenn ich je einen Hasen oder einen Rehbock ohne Blei geschossen, oder eine Forelle aus dem Fluß gefischt habe, ohne ihr ein Loch durch's Maul zu machen, na, dann hab' ich's vergessen und werd's nicht mehr thun, Frau Bärbel. Ich werde alt, Frau Bärbel, ich werde immer älter" —

„Und weiser, hoffe ich."

„Wenn Einer jung ist, kann er sich ohne Schießschein behelfen," bemerkte Wastei. „Wenn man aber in die Jahre kommt, dann braucht man dies und das. Maiwein im Mai, Frau Bärbel, und Braunbier im Oktober."

„Und dazwischen so viel Kirsch, wie man kriegen kann, nicht wahr? Was sonst noch?"

„Ein nettes Häuschen zum Wohnen, und eine gute Frau um Kartoffelklöße zu machen. Das sind zwei gute Sachen, wenn das Haar anfängt grau zu werden."

„Also bei Ihnen kommt zuerst das Haus und dann die Frau, wie ich sehe," bemerkte Bärbel.

„Ja, denn wenn ich ein gutes Häuschen hätte, könnte ich auch bald eine gute Frau haben. Wastei ist nicht so dumm wie er aussieht. Er hat sich in der Welt umgesehen. Sagen Sie selbst, Frau Bärbel, wenn Sie sich verheirathen wollten und hätten die Wahl zwischen zwei Männern, welchen würden Sie nehmen, den mit dem Haus oder den ohne Haus? Es ist eine einfache Frage."

„Sehr einfach, Meister Wastei," antworte Bärbel und

machte sich etwas steif. „So einfach, daß es gar nicht lohnt, darüber nachzudenken, noch überhaupt so etwas zu fragen. Wann brauchen Sie Ihren Rock wieder?“

„Ich brauche einen Rock, aber nicht diesen — wann es Ihnen beliebt. Uebereilen Sie sich nicht, ich werde mich nicht erkälten, und mein Schatz macht sich nichts daraus, ob ich einen Rock habe oder nicht.“

„Also haben Sie einen Schatz?“

„Ja freilich, und was für einen Schatz — in meiner Westentasche“, erklärte Wastei, indem er den Rand des gestern erhaltenen Goldstückes zeigte. „Sie hat goldenes Haar, wie die gnädige Frau Hilda, und ein goldenes Herz, wie die Frau Bärbel, — ich wünsche nur, sie wäre eben so groß.

„Pfui, Wastei, so früh am Tag Complimente machen, — und noch dazu einer alten Frau!“ —

„Alte Freunde, altes Holz und alter Branntwein“, bemerkte Wastei. „Wir sind alte Bekannte seit langer Zeit, Frau Bärbel, in guten und in schlechten Tagen, im Sommer und Winter, und Sie sind gegen mich immer dieselbe gewesen.“

„Das ist kein Wunder!“ rief Bärbel. „Sie haben mir in den zwanzig Jahren manch guten Dienst geleistet und auch meinen Damen, und viel haben Sie nie dafür bekommen, das muß ich sagen, — das macht Ihnen erst recht Ehre!“

„Unsinn!“ rief Wastei, der von der Rede sichtlich gerührt war. „Grüß Gott, Frau Bärbel!“ Damit drehte er sich rasch um und ging, und ließ sie allein auf dem Hofe stehen.

Bärbel sah ihm einige Augenblicke nach, und in ihren scharfen Augen lag ein ungewöhnlich freundlicher Ausdruck,

während sie ihm so nachschaute. Er war seiner Zeit ein wilder Bursch gewesen, ein verwegner Wilderer, ein kühner Trinker feurigen Kirschbranntweins, immer der Erste, einen Streit anzufangen, und der Letzte, ihn aufzugeben, der Schrecken des Oberförsters und seiner Leute, der Gegenstand unauslöschlichen Hasses für den alten Greifenstein, die Bewunderung der Dorfmädchen zwanzig Meilen im Umkreise, die Hauptfigur bei hundert Abenteuern und waghalsigen Unternehmungen; wie ein Wunder vor Schaden bewahrt, hatte er immer gewußt, sich der Gefahr zu entziehen, und obwohl er oft im Verdacht der Wilddieberei gestanden hatte, war er doch niemals überführt oder auf's neue vor Gericht gestellt worden. Es war unmöglich gewesen, ihm etwas zu beweisen. Endlich hatte der Oberförster, der seine ungewöhnliche Ausdauer und seine unvergleichliche Geschicklichkeit als Jäger im Stillen bewunderte, einen Vertrag mit ihm abgeschlossen und ihn als eine Art von Supernumerar bei der Regierungsförsterei angestellt. Von dem Tage ab gab Wastei, der sonst Krieg bis auf's Messer mit allen regelrechten Förstern geführt haben würde, durch die ihm bewiesene Güte tief gerührt, das Wildern für immer auf. Bärbel konnte nicht umhin, ihn gern zu haben, sie war ihm dankbar für manchen guten Dienst, den er den armen Damen von Siegmundskron geleistet hatte. Anfänglich hatte sie ihm oft mißtraut, aber nach zwanzigjähriger Bekanntschaft und Freundschaft gestand sie sich ein, als sie ihn fortgehen sah, daß er ein goldenes Herz hatte, wie er es von ihr erst vor wenigen Minuten gesagt.

Es schien, als ob die Umstände sie deutlich darauf hinwiesen, so zu handeln, wie es ihr Vorhaben war, denn nun da ihr Wastei den Rock gebracht hatte, konnte sie die

Ausführung ihrer Absicht nicht länger hinausschieben. Sie beschloß, so bald wie möglich Hilda um eine Unterredung zu bitten und ihr sowohl den Rock als auch den Brief zu übergeben. Weshalb sie gerade Hilda in's Vertrauen ziehen wollte, ist bereits hinreichend erklärt worden. Die zwischen Beiden bestehende Vertraulichkeit machte diesen Schritt für sie natürlich, Hilda's starkes und verständiges Wesen machte ihn sicher; die Schwierigkeit, Greif die Sache mitzutheilen, bestimmte sie, dieses der Weisheit und dem Tact seiner Frau zu überlassen. Bärbel ging mit ihrem Bündel unter dem Arm die Treppe hinauf.

Obgleich Hilda nicht ganz so früh aufgestanden war, wie ihre alte Haushälterin, war sie um diese Zeit doch schon angekleidet und bereit zu dem Morgenspaziergang, den Greif so sehr liebte. Bärbel traf Beide in einem der Gänge, Arm in Arm rasch daherschreitend, und im Gehen glückselig lachend und plaudernd. Bärbel hätte sie vorübergehen lassen, da Hilda nicht allein war, hätte diese sie nicht angehalten und etwas gefragt.

„Was hast Du da, Bärbel?“ fragte sie, auf das Pack deutend.

„Es ist etwas sehr Wichtiges“, antwortete Bärbel, „und wenn Sie einige Minuten Zeit übrig haben“ —

„Ist es wirklich wichtig?“ fragte Hilda und lehnte sich auf den Arm ihres Gatten.

„Sehr wichtig; und wenn Sie Zeit für mich haben“ — Bärbel sah Greif dabei an.

„Nun gut“, sagte dieser. „Ich habe viel zu thun, liebste Hilda. Mache erst Deine Angelegenheit mit Bärbel ab, und komm dann zu mir auf den Thurm; ich glaube, unten wartet ein Mann auf mich.“

Darauf ging Greif seiner Wege den breiten Corridor

hinab, und überließ Hilda und Bärbel ihren eigenen Angelegenheiten.

„Was ist es?" fragte Hilda, die keine Zeit verlieren wollte, um wieder zu ihrem Mann zn kommen.

„Es ist eine sehr ernste Sache und betrifft den Herrn Baron", antwortete Bärbel. „Vielleicht wäre es besser, wenn Sie in meine Stube kommen möchten."

Hilda folgte ihr verwundert; sie konnte sich nicht denken, was vorgefallen war, und ihr ahnte nichts Gutes.

Als sie in der Stube waren, verriegelte Bärbel vorsichtig die Thür und wendete sich zu ihrer Herrin. Es war ein helles, gewölbtes, geweißtes Stübchen, einfach aber behaglich eingerichet. Hilda setzte sich und sah Bärbel besorgt an.

„Es ist nichts Schlimmes", sagte Bärbel. „Aber dem Herrn Baron wird es doch Schmerz machen, und so wollte ich Sie erst um Rath fragen. Ich habe einen Brief gefunden, den der alte Herr von Greifenstein am Abend seines Todes an ihn geschrieben hatte. Kein Anderer als Sie darf ihn ihm geben."

Hilda erschrak. Alles, was an die gräßliche Begebenheit erinnerte, war selbstverständlich schmerzlich und mußte den Frieden ihres ungetrübten Glückes stören.

„Einen Brief?" wiederholte sie mit leiser Stimme. „Wo hast Du ihn gefunden? Monatelang hat man danach gesucht. Ist es ganz sicher?"

„Man hätte in Ewigkeit suchen können, wäre er nicht durch einen bloßen Zufall entdeckt worden," antwortete Bärbel und fing an ihr Bündel auszupacken. „Dies", sagte sie, indem sie den Sammetrock auseinander legte, „dies ist der Rock, den Herr von Greifenstein anhatte, als er sich erschoß."

Hilda sah den Rock einige Sekunden schweigend an und schauderte bei den Erinnerungen, die er wach rief, obgleich sie noch keineswegs davon überzeugt war, daß Bärbel sich nicht irrte.

„Woher weißt Du das?“ fragte sie endlich.

„Er wurde an jenem Abend von einem der Dienstboten aus der Stadt, die immer in Greifenstein waren, gestohlen. Ihre Frau Mutter bemerkte es nicht. Der Diener verkaufte ihn an einen Juden; der verwahrte den Rock ein Jahr und hing ihn dann zum Verkaufe aus. Vor einigen Tagen kaufte ihn Wastei, um ihn bei der Taufe anzuziehen.“

„Aber wie konnte der es wissen?“

„Er errieth es an diesen Flecken.“

Bärbel zeigte Hilda den Kragen und wies mit dem Finger auf jeden einzelnen Flecken.

„Es sieht aus wie Rost“, sagte Hilda.

„Es ist das Blut des Herrn von Greifenstein,“ versetzte Bärbel feierlich. „Die Kugel drang gerade unter dem rechten Ohr ein, wie ich mehr als ein Mal von Ihrer Frau Mutter gehört habe.“

„Wie gräßlich!“ rief Hilda und fuhr zurück, obschon ihre Augen auf die rostbraunen Flecken geheftet blieben.

„Es ist nicht schön“, sagte Bärbel verbissen. „Nun sehen Sie her. Sehen Sie diese Tasche? Ja. Bemerken Sie wohl, daß das Futter gerade darüber zerrissen ist? Gut. Herr von Greifenstein schrieb den Brief und steckte ihn in die Tasche, weil er in dem Augenblick an andere Dinge dachte und nicht Acht gab auf das, was er that, und das war am Ende natürlich, der arme Herr! Allein statt ihn in die Tasche zu stecken, ließ er den Brief durch

den Schlitz gleiten, so daß er zwischen den Sammet und das Futter rutschte. Sehen Sie wohl?"

„Ja — und dann?"

„Und dann drückte er sein Pistol ab und war todt. Der Brief steckte im Rock, der Rock wurde gestohlen, zum Juden gebracht und anderthalb Jahre später an Wastei verkauft, während der Brief darinsteckte. Und gestern brachte mir Wastei den Brief und heute den Rock. Das ist die ganze Geschichte."

„Wo aber ist der Brief?" fragte Hilda ängstlich. Bärbel schloß ihre kleine Holzkiste auf, nahm das kostbare Schriftstück heraus und legte es in Hilda's Hand. Hilda drehte es hin und her, sah bald den Rock an und bald wieder den versiegelten Brief und las immer wieder die Adresse.

„Es ist eine seltsame Geschichte", sagte sie endlich. „Aber ich sehe nicht ein, daß man noch daran zweifeln kann. O Bärbel, Bärbel, was meinst Du, daß auf dem Stückchen Papier innen geschrieben steht?" „Ein paar Abschiedsworte an seinen Sohn, denke ich," antwortete die gute Frau.

„Wenn es nur das wäre" — Hilda beendete den Satz nicht, aber ihr Gesicht wurde plötzlich blaß, und sie starrte wie abwesend aus dem Fenster, während die Hand mit dem Briefe auf ihrem Schooße lag.

„Ich sehe nicht ein, wie es etwas Anderes sein kann," sagte Bärbel ruhig. „Ein Testament kann es nicht sein, denn alle Bestimmungen über das Vermögen wurden ja vorgefunden. Was konnte der arme Herr noch weiter sagen als „Lebewohl" und „Gott segne Dich"? Mir kommt es ganz einfach vor. Ich dachte mir natürlich, daß es dem Herrn Baron sehr traurig sein wird, es zu lesen,

und darum kam ich zu Ihnen, denn ich weiß, Sie werden schon den rechten Augenblick finden, um es ihm zu geben, und auch die rechten Worte dazu, und es kam mir unrecht vor, den Brief auch nur noch einen Tag zu behalten. Zuerst dachte ich, ich wollte ihn ein paar Jahre verwahren, bis er den ersten schrecklichen Schmerz ganz überwunden hätte, dann aber" — —

„Gott sei Dank, daß Du das nicht thatest!" rief Hilda.

„Nun, es freut mich, daß es ihnen lieb ist," sagte Bärbel in ihrer geraden gutmüthigen Weise.

„Lieb? Ach, alles Andere wäre mir lieber als dieses! Es ist schrecklich, nachdem so lange Zeit darüber hingegangen ist" —

„Nun, am Ende," meinte Bärbel, „wird sich doch der Herr Baron nach ein paar Tagen wieder beruhigen, und dann hinterher wird er sich doch sehr freuen, daß sein Vater ihn nicht vergessen hatte."

„Du verstehst es nicht recht", versetzte Hilda mit steigender Angst. „Wir haben nie erfahren, weshalb sie sich das Leben nahmen, — es ist ein furchtbares Geheimniß, und die Erklärung steht in diesem Brief."

„Sie wissen es nicht!" rief Bärbel in höchster Verwunderung. Es war ihr nicht in den Sinn gekommen, daß der wahre Thatbestand nicht bekannt sein könnte, wenn ihr auch nichts darüber gesagt worden war.

„Nein, weder ich noch mein Mann, und ich hoffte, da jetzt alles sich zum Guten gewendet hat, würden wir es niemals erfahren. Es wäre viel besser gewesen, viel, viel besser!"

„Ja, viel besser!" wiederholte Bärbel, deren einfache Berechnungen durch diese Nachricht gänzlich über den Haufen

geworfen wurden; sie wünschte, der Rock wäre in andere Hände gefallen.

Hilda saß ganz still und überlegte, was sie thun sollte. Ihre Lage war eben um ihrer Einfachheit willen schwierig, denn es war sicherlich ihre Pflicht, zu ihrem Mann zu gehen, ihm den Brief zu geben und ihm sofort die volle Wahrheit zu sagen. Er hatte ein Recht, den Gruß von seinem verstorbenen Vater unverzüglich zu erhalten, das wußte sie, obschon sie bei dem Gedanken an die Folgen zauderte. Ihr schönes junges Gesicht war bleich vor Angst, und ihre strahlenden Augen durch traurige Gedanken verschleiert. Die arme Bärbel war tief bekümmert über das Ergebniß ihrer Enthüllung und sann auf Mittel, die Sache zu verbessern.

„Wenn Sie es erlauben," sagte sie endlich, „möchte ich dem Herrn Baron den Brief bringen und ihm alles erklären, — wenn es Ihnen zu schmerzlich ist" —

„Mir? Du?" rief Hilda fast heftig. „Ich denke nur an ihn, und an das, was er leiden wird. Was kommt's auf mich dabei an? Es ist meine Pflicht, und ich muß es thun, — bin ich seine Frau nur, wenn die Sonne scheint, und wir glücklich sind? Ach, Bärbel, Du solltest es doch besser wissen!"

„Ich wollte Sie nur schonen", sagte Bärbel demüthig,

Hilda sah schnell auf; dann nahm sie die Hand der treuen alten Dienerin freundlich in die ihren.

„Das weiß ich", sagte sie sanft. „Aber Du mußt immer zuerst an ihn denken, wenn Du mich lieb hast — immer! Bärbel, bist Du fest überzeugt, daß all' dies wirklich wahr ist, daß kein böser Mensch uns zu schaden versucht?"

„Ich bin so fest überzeugt, wie ich's nur sein kann;

Waſtei ſagte, ich könnte den Juden fragen, wenn ich wollte."

„Es iſt wahr, es iſt Waſtei! Wenn er ſich nicht ſelbſt irrt, kann alſo kein Zweifel ſein. Es iſt aber alles ſo ſonderbar!"

Es war vielleicht noch ſonderbarer, daß Waſtei's Name genügte, um alle Zweifel an der Wahrheit der Geſchichte aus Hilda's Seele zu bannen, und doch würde ſie dem wilden, gutherzigen Schützen eher geglaubt haben, als manchem anſtändigen Mitglied der Geſellſchaft.

„Lege den Rock fort, Bärbel!" ſagte ſie nach einer Pauſe. „Er wird ihn nicht ſehen wollen, wenn er den Brief geleſen hat; es würde ihm wehe thun, wie es mir wehe thut."

„Soll ich ihn Waſtei zurückgeben?" fragte Bärbel, indem ſie den Rock zuſammenlegte.

„Nein, ach nein! Lege ihn an einen Platz, wo er gut verwahrt iſt, aber wo ihn Niemand wieder zu ſehen bekommen kann."

„Waſtei hat zwanzig Mark dafür bezahlt", bemerkte Bärbel. „Es iſt nicht recht, daß er ſein Geld verlieren ſollte." Sie konnte nicht umhin, ein gutes Wort für ihren Freund einzulegen.

„Gieb ihm vierzig, damit er ſich einen neuen kaufen kann. Er iſt ſehr ehrlich geweſen, ſehr ehrlich." Hilda ſeufzte, vielleicht dachte ſie an all' den Schmerz, der ihnen erſpart geblieben wäre, wenn Waſtei den Brief ins Feuer geworfen hätte, anſtatt ihn Bärbel zu geben.

Die gute Frau faltete den Rock ſauber zuſammen und legte ihn in die Ecke eines großen Schrankes, der das eine Ende des Zimmers einnahm. Dann rollte ſie das bunte Schnupftuch zuſammen und ſteckte es in die Taſche.

„Es gehört Wastei", sagte sie, da ihre Herrin ihr zusah.

Das Verschwinden des Rockes erinnerte Hilda an ihre Pflicht, sofort zu handeln, und mit schwerem Herzen stand sie vom Stuhl auf. Als sie eben das Zimmer verlassen wollte, kam ihr ein Gedanke, und sie blieb stehen.

„Bärbel," sagte sie, „meine Mutter darf nie erfahren, daß dies gefunden worden ist, Du mußt wenigstens nie weder mit ihr noch mit irgend einem Anderen davon sprechen und mußt Wastei sagen, er müsse schweigen. Sie hat in ihrem Leben schon Kummer genug gehabt, und wir brauchen ihr nicht noch mehr zu machen, besonders jetzt, wo sie so glücklich ist."

„Gut," erwiederte Bärbel, „ich werde nicht darüber sprechen, und was Wastei anbetrifft, so trau' ich ihm unbedingt in allem."

Hilda steckte den verhängnißvollen Brief in den Busen und ging ihren Mann aufsuchen.

Dreizehntes Kapitel.

Greif hatte den Mann nicht gefunden, der auf ihn warten sollte, und hatte sich an die schattige Seite des großen Thurmes gesetzt, um auf Hilda zu warten. Die Luft war warm und selbst in dieser Höhe vom Geruch der hohen Tannen durchwürzt und die Sonne stand noch nicht hoch genug, um die Hitze drückend zu machen. In der hellen sonnenbeglänzten Ferne konnte Greif manch' wohlbekannte Waldstrecke sehen, und als er dort so müßig dasaß, vergnügte er sich im Stillen damit, die Punkte in der ihn umgebenden Landschaft zu zählen, welche er besucht hatte,

und dann die, bis zu welchen er nie gekommen war; die Zahl der erstern war viel größer als die der letztern. Es war ein friedliches Bild, und Greif athmete die erfrischende Luft mit Entzücken ein, während seine Augen über die Höhen und über die gefiederten grünen Wipfel des wogenden Waldes hinschweiften. Denn all' diese Fichten und Tannen hatten noch die hellgrünen Spitzchen ihrer frischen Sprossen, wenn auch die Herbstwinde und der Winterschnee die jungen Triebe bald eben so schwarz machen würden wie die alten Aeste, auf denen sie wuchsen. Die Zeit ist wirklich kurz, während welcher der Schwarzwald nicht schwarz ist, sondern eine sanftere Farbe und einen wärmeren Ton annimmt. Der Herbst kommt früh, der Frühling kommt spät, der Sommer ist kurz, und während der übrigen Zeit herrscht der Winter. Wenn aber auch der Sommertage wenige sind, so sind sie von so wunderbarer Schönheit wie selten anderswo in Europa. Als Greif an dem Thurm saß, dachte er daran, daß sie bald vorüber sein würden, und war um so dankbarer für die Schönheit des milden Sonnenscheines, der grünen Wipfel, des Waldesduftes, der über die rasenbedeckten Wälle zu ihm emporstieg, das Zwitschern der kreisenden Schwalben, welche wie die sprühenden Tropfen eines Springbrunnens aus den Abgrund unter ihm emporschossen und, nachdem sie die höchsten Zinnen des Schlosses umkreist hatten, wieder blitzschnell in die kühle Tiefe hinabsanken. Greif lauschte dem Rauschen ihrer Flügel und ihrem kurzen scharfen Schrei; er wünschte, Hilda wäre bei ihm, um mit ihm zu genießen, woran er so viel Freude fand. Für ihn hatte Siegmundskron noch den Reiz der Neuheit. Seine Lage auf dem hohen Felsenvorsprung war sehr verschieden von der von Greifenstein, das nur auf dem dreieckigen Ende eines jäh absteigenden Vorgebirges lag

und vom Walde durch ein hohes Bollwerk abgeschlossen war. Siegmundskron gewährte eine meilenweite Aussicht über die unten liegende Gegend, während Greifenstein viel tiefer lag, so daß man von dem obersten Wall nur über das wogende Meer von Baumwipfeln nach den höher gelegenen Bergen in der Ferne schauen konnte.

Greif war sehr glücklich. Ihm schien es, als wäre alles erdenkliche Unglück seines Lebens in eine kurze Zeit, in wenige Tage zusammengepreßt worden, und zwar von dem Augenblick an, als er im Commerssaal zu Schwarzburg die Nachricht von dem furchtbaren Ereigniß erhielt, bis zu der Stunde, da er von Fieberphantasien ergriffen wurde. Der übrige Theil seines Lebens war von der Tragödie, die ihn verwaist zurückließ, nur wenig gestört worden. Nichts trennt uns mehr von der Vergangenheit ab als eine gefährliche Krankheit, während welcher wir größtentheils bewußtlos daliegen. Als Greif genas, war ihm zu Muthe, als wäre er von der früheren Zeit völlig abgeschnitten, und eben dieses Gefühl trug zu seiner Genesung bei, denn es stumpfte in ihm das Gefühl des Schmerzes ab, welches ihn vordem keinen Augenblick verlassen hatte. Rex hatte keine Krankheit durchgemacht, und ihm schien die Vergangenheit nicht so fern zu liegen; überdies wußte er etwas, was Greif nicht wußte, und hatte mehr Grund zur Traurigkeit. Greif war glücklich und sich dessen bewußt. Es schien ihm unmöglich, daß aus der Finsterniß von Greifenstein noch etwas aufsteigen könnte, um die Heiterkeit von Siegmundskron zu stören. Er und Rex hatten alles aufgeboten, um den Schlüssel zu dem Geheimniß zu entdecken, welches freilich für Rex kein Geheimniß mehr war, und nichts hatte sich vorgefunden, was auch nur das geringste Licht auf das Vorgefallene werfen konnte.

Rex deutete die Möglichkeit an, daß ein plötzlicher Wahnsinn einen oder mehrere von der Gesellschaft ergriffen haben könnte, und Greif war so leicht zufrieden gestellt, so geneigt, die Vergangenheit zu begraben, daß er diesen Gedanken auffaßte, ohne genauer darauf einzugehen. Er sagte sich, daß unter keinen denkbaren Umständen sein gegenwärtiges Leben durch eine Aufklärung der Tragödie, falls sich je eine solche fände, berührt oder gestört werden könnte, und so wollte er die Fluth der Jahre ruhig über die Stelle dahinströmen lassen, welche diese Schreckensthaten in seinem Leben einnahmen.

Kein Wunder, daß er sich jetzt glücklich fühlte, da all' seine Hoffnungen erfüllt, all' seine Wünsche befriedigt waren. Da er von Natur treu und beharrlich war, so war auch seine Zufriedenheit gründlich und von Dauer. Außer dem einen dunkeln Punkt, der so schnell in trüber Ferne verschwamm, hatte er keinen Kummer; keine Träume von Dingen, die da hätten sein können, warfen Strahlen falschen Lichtes auf die Gegenwart, keine Bilder getäuschter Hoffnungen verfolgten ihn in der stillen Nacht, kein Schatten verlorner Freude trat zwischen ihn und Hilda's strahlende Schönheit. Ihm war der Jammer des Menschenherzens unbekannt, in dem die Seele noch mit bebender Hoffnung das erwartet, was das Gedächtniß in der Tiefe und im Staube langer Jahre begraben weiß. Für ihn war alles wirklich, gegenwärtig, herrlich, glücklich und vollkommen. Wenn ihn Jemand gefragt hätte, was er am meisten fürchtete, so würde er geantwortet haben: nur den Tod, den Tod für Hilda und für das kräftige kleine Kind, das seinen jetzigen Namen tragen sollte, auch seinen eigenen Tod, obschon er das Sterben für sich weniger fürchtete, als für die beiden Anderen. Daß irgend etwas Anderes als nur

der Tod jene Tage und Nächte der Qual zurückbringen könnte, die er einst durchgemacht hatte, konnte und wollte er nicht glauben. Gerade als er an diesem Sommermorgen im Schatten des Thurmes saß, legte er sich die Frage vor und fand immer nur dieselbe Antwort darauf. Warum sollte er nicht in Frieden weiter leben? Weshalb sollte er auch nur die Möglichkeit eines Unglücks fürchten? Allerdings konnte Unglück kommen, allein es müßte plötzlich in heftiger und unerwarteter Weise aus der Gegenwart entstehen durch einen Unfall, Krankheit oder Tod. Die Schrecken der Vergangenheit gehörten eben der Vergangenheit an, und Greif war zu stark und jung und glücklich, um von der Gegenwart Unheil zu erwarten. Da saß er und schaute friedlich auf die grünen Tannenwipfel und die flatternden Schwalben und verlachte beinahe den Gedanken an die Möglichkeit eines Schmerzes, der ihm schon nahe war, als Hilda's anmuthige Gestalt aus der Thür des Thurmes trat und sich neben ihn stellte.

Ihr Gesicht war noch etwas bleich, aber in ihrem Ernst sah sie fast überirdisch schön aus. Wäre sie plötzlich in die Mitte der Welt versetzt worden, in den Kreis halb überreizter, halb enthusiastischer Wesen, welchen wir gewöhnlich als die Gesellschaft bezeichnen, so wäre es möglich, daß sie jenen übermüdeten Kritikern nicht so gut gefallen hätte wie Jemand aus ihrem Kreise, obschon sie sie in Erstaunen gesetzt haben würde; und wenn sie einst gealtert, hätten sie sich vielleicht erinnert, daß sie niemals Ihresgleichen gesehen. Aber hier, in ihrer natürlichen Umgebung, war sie wunderschön. Sie war ganz weiß gekleidet, und ihre feine Farbe litt nicht unter dem Gegensatz, sondern erschien um so vollkommener und harmonischer durch die Verschmelzung aller Farbentöne im Licht der klaren Berg-

luft, in den feinen duftig blauen Schatten des alten Thurmes.

Das schroffe graue Gestein bildete einen passenden Hintergrund zu ihrer Schönheit, und seine rauhe Oberfläche hob um so vollkommener die herrlichen Linien ihrer Gestalt und ihres Antlitzes. Greif sah sie neben sich stehen und konnte seine Bewunderung nicht zurückhalten.

„Hilda! wie schön bist Du!" rief er, indem er aufsprang und sie umarmte.

Ihm war es, als wäre ihre Schönheit plötzlich inmitten seines Traumes von ungetrübtem Glück sichtbar erschienen. Sie lächelte matt, als sie ihn küßte, so matt, daß er betroffen zurücktrat und ihr ins Gesicht sah.

„Ist etwas vorgefallen, Geliebte?" fragte er besorgt. „Fehlt Dir etwas? Du bist blaß, mein Liebling, sag' mir" —

„Ja, es ist etwas vorgefallen, Greif, und ich will es Dir sagen," sagte sie und setzte sich auf die lange Steinbank, welche unten um den Thurm herumlief, dabei deutete sie mit der Hand auf den Platz neben ihr, als bäte sie ihn, sich ebenfalls zu setzen.

Sein Gesicht wurde ernst, als er den Platz neben ihr einnahm; noch immer sah er ihr in die Augen.

„Es ist etwas, was Dir Schmerz macht, Geliebte, nicht wahr?" fragte er zärtlich.

„Weil es Dir Schmerz machen wird", antwortete sie. „Du mußt mich geduldig anhören, Greif, denn es ist nicht leicht es zu sagen, und auch nicht leicht es zu hören. Aber ich will mein Bestes thun, denn am besten ist es, alles von Anfang bis zu Ende ganz deutlich zu erzählen, nicht wahr?"

„Ja", sagte Greif ängstlich. „Bitte, erzähle mir alles ganz offen."

„Es betrifft Deinen Vater, Greif, und all' das, was an jenem fürchterlichen Abend in Greifenstein geschah. Ja, Liebling, ich will mich kurz zu fassen suchen. Du weißt, als — als sie alle todt waren, kam meine Mutter hin und that was sie konnte, bis Du ankamst. Du weißt auch, daß das Haus voll Dienstboten war, die Dein Vater oft gewechselt hatte. — Du entließest sie ja alle im vorigen Jahr. Nun, einer dieser Elenden stahl — ja er hatte das Herz, in dieser schrecklichen Zeit zu stehlen — er stahl also einen Rock, der Deinem Vater gehörte, — sogar" — sie stockte.

„Und ihr habt ihn wiedergefunden?" fragte Greif; der gespannte Ausdruck wich sofort aus seinem Gesicht. Er dachte, es handelte sich nur um einen gewöhnlichen Diebstahl und fühlte sich unbeschreiblich erleichtert.

„Ja, wir haben ihn gefunden", fuhr Hilda fort. „Aber es war nicht ein gewöhnlicher Rock, Liebster, es war der Rock, in dem — den er anhatte, meine ich, als" —

„Ich verstehe", sagte Greif mit leiser Stimme.

Hilda sah fort, faltete die Hände über dem Knie und bemühte sich die Geschichte im Zusammenhang zu erzählen. Sie wußte, es wäre viel besser, Greif durch Mittheilung der Einzelheiten vorzubereiten, die sie ihm später nicht so leicht erzählen konnte.

„Ja", fuhr sie fort, „und der erbärmliche Mensch brachte den Rock zu einem Juden und verkaufte ihn, und der Jude hielt ihn verborgen — vermuthlich weil er wußte, daß er gestohlen war, — und lange nachher, erst vor wenigen Tagen verkaufte er den Rock an Wastei, und Wastei gab ihn der Bärbel, und Bärbel hat ihn mir gezeigt."

„Ist er sicher verwahrt?" fragte Greif kaum hörbar.

„Ja, ganz sicher."

„Dann will ich ihn nicht sehen“ — —

„Ich habe Dir aber noch nicht alles erzählt, Geliebter. Es ist noch etwas dabei. Wenn's nur das gewesen wäre, — aber es ist noch etwas mehr. Der Rock war zerrissen, gerade über der Tasche, so daß etwas, was in die Tasche gesteckt werden sollte, daneben hinein gerutscht war. Es ist sehr merkwürdig.“

„Etwas von ihm?“

„Ja, von ihm — für Dich. O, Greif! es ist der Brief, nach dem Du so lange gesucht hast, und den Du nicht finden konntest!“

Greif wurde todtenblaß, seine Stimme klang gepreßt und undeutlich.

„Gieb ihn mir“, versuchte er zu sagen, indem er die Hand danach ausstreckte.

Ohne ein Wort zog Hilda den versiegelten Brief aus dem Busen und reichte ihn ihm; sie wagte nicht, ihn dabei anzusehen. Dann stand sie auf und wollte ihn allein lassen, aber er ergriff ihre Hand und hielt sie zurück.

„Beide zusammen, Geliebte,“ flüsterte er.

Greif war entsetzt und betäubt. Es war ihm, als wäre der Todte aus dem Grabe erstanden, um ihm selbst seine Botschaft abzugeben, seine eigene Geschichte zu erzählen und sein Geheimniß zu enthüllen. Mit zitternder Hand wendete Greif den Brief hin und her, zuerst kaum fähig, die Adresse zu lesen, dann besah er forschend das Siegel, gerade wie Hilda, ob an der Aechtheit zu zweifeln wäre. Aber sein Gedächtniß bestätigte die Wahrheit. Er kannte das Papier ganz gut, und wie oft gerade in den schrecklichsten Augenblicken unseres Lebens die alltäglichsten Kleinigkeiten vor unsere Seele treten, so stand ihm plötzlich die Bibliothek auf Greifenstein ganz deutlich vor Augen,

der Tisch mit dem mächtigen alten silbernen Schreibzeug, das Gestell, in dem dieses selbe Schreibpapier gesteckt hatte, das schwere, plumpe Petschaft, mit dem der Brief zugesiegelt worden, und das immer zur Seite der Schreibmappe neben dem Siegellack lag. Alles stand ihm so lebhaft vor, daß er den Brief für ächt gehalten hätte, selbst wenn er gefälscht gewesen, so mächtig waren die dadurch heraufbeschworenen Erinnerungen. Er hielt ihn in den Händen und zauderte.

In diesem kleinen zusammengefalteten Papier war das Geheimniß vom Tode seines Vaters, das Geheimniß des plötzlichen Endes seiner Mutter und von Riesenecks Selbstmord enthalten. Er zweifelte nicht mehr daran, obwohl es ihm nicht gleich zuerst klar geworden. Wie ein Nebelschleier senkte sich etwas vor seine Augen und verdunkelte den herrlichen Tag. Es schien so wunderbar, daß so ein armseliger Fetzen vergänglichen Papiers den Schlüssel zu einem so großen Geheimniß, die Lösung einer so furchtbaren Frage enthalten sollte. In diesem Umschlag steckte ein Blatt Papier, und darauf sollte er Schriftzüge von wohlbekannter Hand sehen. Er schloß die Augen und ihm war es, als sähe er schon die Schrift, denn während des langen Suchens hatte er oft gedacht, wie sie aussehen würde. In seinen Träumen hatte er immer wieder die Hand auf diesen Brief gelegt, das Siegel erbrochen und die kurzen zärtlichen Abschiedsworte gelesen, die sein Vater in seinen letzten Augenblicken für ihn im Herzen gehabt haben mußte. Und nun hielt er die Wirklichkeit in Händen und schloß doch das Tageslicht von sich aus, um das Traumbild heraufzubeschwören, was ihn so oft in seiner Einbildung getröstet hatte. Allein die Wirklichkeit war nicht eins mit dem traumhaften Schatten. In dem ge-

träumten Briefe hatten nur Worte der Liebe und schmerzlicher Wehmuth gestanden, in diesem wirklichen Briefe stand das Geheimniß, welches beinahe sein Leben vernichtet hatte, ein so fürchterliches Geheimniß, daß Hilda, wenn sie es geahnt, die grausame Kunde von den Todten lieber in die Flammen geworfen hätte, als sie bestehen und Greif bis in's Herz durchbohren zu lassen.

Hilda begriff sein Zögern nicht, obschon sie eben so gut wußte wie er, daß die noch ungelesenen Worte die Lösung des großen Räthsels enthielten. Aber sie saß geduldig neben ihm; ihre weiße Hand ruhte auf seiner Schulter, ihr angstvolles Gesicht war ihm zugewendet, ihre Lippen schon halb geöffnet, als harrten sie nur des Hauches, um ihm Trost in dem noch nicht begonnenen Leiden zuzusprechen.

Greif ermannte sich, als schämte er sich seiner Aufregung, obschon er sich äußerlich ruhig verhalten hatte. Er preßte die Lippen zusammen und öffnete den Umschlag an der obern Seite, ohne das Siegel zu erbrechen. Seine Hände zitterten nicht mehr, und beim Oeffnen des Briefes zerrannen all seine Träumereien im hellen Licht des Sommermorgens. Sorgsam zog er das Blatt heraus und entfaltete es.

„Soll ich fortgehen, Geliebter? Möchtest Du lieber allein sein?“ fragte Hilda noch ein Mal.

„Nein, mein Liebling. Lies es mit mir zusammen — wir wollen es zusammen lesen“, antwortete er ruhig, als spräche er in geheiligter Gegenwart.

Hilda beugte ihr goldenes Haupt herab, bis es dicht neben dem seinen war, und ihre Wangen berührten sich, als sie zusammen den Inhalt des Briefes lasen.

Mein theurer Greif, mein geliebter Sohn!

Vor allen Dingen mahne ich Dich daran, daß Du ein Mann bist, und zwar ein tapferer Mann, und feierlich gebiete ich Dir hiermit, als ein solcher zu handeln und Dein Vertrauen auf Gott zu setzen. Ein großes Unglück hat Dich betroffen, und im Augenblick des Todes erwarte ich von Dir, daß Du die Last mit Würde tragen wirst, wie es einem deutschen Edelmann ziemt. Der Himmel wird Dich sicherlich für die Ungerechtigkeit eines grausamen Geschickes entschädigen. Deine Mutter war die rechtmäßige Gattin meines Bruders Rieseneck. Sie hat mich fünfundzwanzig Jahre lang getäuscht, bis seine plötzliche Ankunft mir binnen einer Stunde ihr ganzes Verbrechen enthüllte. Du bist folglich illegitim und ohne Namen, und kein Pfennig meines Vermögens gehört Dir. Ich bin durch diesen ungeheuren Frevel gänzlich entehrt. Mein Bruder und ich haben an der Frau Clara Kurtz, Freifrau von Rieseneck, Gerechtigkeit geübt, nachdem sie ein vollständiges Geständniß abgelegt hatte, und jetzt bleibt uns nichts Anderes übrig, als mit Anstand zu sterben. Was Dich betrifft, so brauche ich Dir Dein Verhalten kaum vorzuschreiben. Du wirst meiner Cousine, Therese von Siegmundskron, die Wahrheit mittheilen; sie ist die einzige Erbin meines ganzen Vermögens und meiner Güter, denn sie ist in der Linie derer von Greifenstein die nächste Verwandte. Du wirst Deine Verlobung mit Hilda von Siegmundskron auflösen. Du wirst in die Armee eintreten und Deinem König als gemeiner Soldat dienen, das ist die einzige Laufbahn, die einem vermögenslosen Manne offen steht. Ich kenne Dich zu gut, um zu glauben, daß Du auch nur einen Augenblick zögern solltest. Mein Bruder hinterläßt einen Sohn

von seiner Frau, der den Namen Rex führt, und an den er jetzt eben schreibt. Vermuthlich ist es der Student, von dem Du mir in letzter Zeit so oft erzählt hast. Er ist eben so gut Dein Bruder, wie Rieseneck der meinige ist, und nach dem Tode seines Vaters wird er sehr reich sein. Aber Du wirst nichts von ihm, noch von irgend einem Anderen, annehmen, außer von Deinem König, der, wenn er Deine Geschichte erfährt, vielleicht gnädig geruhen wird, Dir zu helfen.

Mein Sohn, ich bin im Begriff zu sterben. Ich habe das Gesetz selbst in die Hand genommen, und muß die Buße dafür mit der einzigen Hand zahlen, der ich mich unterwerfen kann. Wenn ich mich gegen Dich vergangen habe, wenn ich mich aus eigener Fahrlässigkeit durch dieses Weib habe täuschen lassen, so flehe ich, Dein Vater, Dich in meinen letzten Augenblicken um Vergebung an. Und somit verlasse ich Dich. Der Gott unserer Väter segne und behüte Dich, und gebe Dir ein würdigeres Ende als das meine! Obgleich Du keinen Namen und kein Vermögen hast, kannst Du doch ein guter Christ sein, Du kannst tapfer sein und alles, was Du hast, Dein Leben, Deinem König und Deinem Vaterlande weihen.

Lebe wohl!

Dein Vater
Hugo von Greifenstein.

So sonderbar es scheinen mag, lasen Hilda und Greif diesen langen Brief zu Ende ohne anzuhalten, eigentlich ohne recht zu verstehen, was sie lasen. Ihre Gesichter waren todtenblaß, als sie dort im Schatten des Thurmes dasaßen und sich verstört mit starren Augen anblickten. Der kalte Angstschweiß stand Greif auf der Stirn, wie

feuchte Tropfen auf einer Marmorstatue, wenn der Südwind weht.

Aber es war ein großer Unterschied zwischen Greif's jetziger Verfassung und seinem Zustande vor anderthalb Jahren, als er unter der Last seines Kummers zusammengebrochen war. Das ruhige und friedliche Leben hatte seinen Character gefestigt und seine Nerven gestärkt, und obwohl Hilda jeden Augenblick erwartete, daß er halb bewußtlos vor Schmerz zusammensinken werde, wie an jenem denkwürdigen Tage, blieb er aufrecht sitzen und stemmte sich, so zu sagen, gegen die ungeheure Woge des Elends, welche sich aus den Tiefen des Grabes erhob, um ihn zu überfluthen und sein Glück in einem einzigen Augenblick zu vernichten. Sein Verständniß schien allmälig klarer zu werden, und er begriff die entsetzliche Hoffnungslosigkeit seines furchtbaren Unglücks.

Auch Hilda begriff sie gewissermaßen, allein sie dachte nur an seinen Schmerz und nicht an etwaige Folgen für sich. Mit weiblicher Zartheit nahm sie ihr Taschentuch und drückte das kühle Linnen an seine feuchte Stirn, bis sie sah, wie seine breite Brust sich hob, und den dumpfen, abgebrochenen Ton seines Athmens zwischen den knirschenden Zähnen hörte. Ihre Arme umschlangen ihn, sie wollte ihn an sich ziehen, aber er saß aufrecht da wie eine Gestalt von Stein, ungebeugt wie ein Granitblock.

„Greif," rief sie endlich, „sprich mit mir, Geliebter!" —

„Wie kann ich mit Dir sprechen, die ich entehrt habe?" fragte er, indem er ihr langsam sein Haupt zuwendete und sich doch ihrer Umarmung zu entziehen suchte.

„Mich entehrt? Ach Greif" —

„Ja, Hilda! ich bin eben so wenig Dein Gatte, wie mein armer Vater der Gatte des Geschöpfes war, die mich

geboren — die ihn zu Grunde gerichtet hat — und mich auch —

„Greif, geliebter Mann, bist Du von Sinnen?"

„Von Sinnen? Nein. Die Barmherzigkeit, daß die Folter, auf welche mein Geist gespannt ist, aus den Fugen geht, hat Gott mir versagt. Von Sinnen? Um deinetwillen wäre es besser. Toll? Ich weiß nicht, was ich rede. Du bist nicht meine Frau, und Siegmund ist nicht Siegmund, und ich bin weder Siegmundskron, noch Greifenstein, noch Hilda's Gemahl, noch überhaupt irgend etwas Anderes als ein Vagabund ohne Namen, der Hilda entehrt hat" —

„Greif — um Gotteswillen" —

„Ja, ich muß reden und das schnell. Es ist besser, daß Du die volle Wahrheit von diesen Lippen hörst, die von Geburt an unrein sind, welche die Deinen geküßt haben, obschon sie nicht werth sind, den Staub zu Deinen Füßen zu berühren, — diese Lippen, welche jene Verworfene geküßt haben, die sie Mutter nannten, die Worte des Kummers sprachen und Jammerlaute ausstießen bei einem Tode, der für solch ein Wesen noch zu gut war, — nein laß mich ausreden — nimm Deine reinen Hände von mir! Ich bin nicht Dein Gatte! Unter einem Namen, der niemals mein war, nahm ich den Deinen an, Gott sei Dank! Du trägst ihn noch! Deine Ehe ist keine Ehe, Dein Kind ist namenlos wie ich — weißt Du, wie das Gesetz mich benennen würde? Ein gewisser Greif, der uneheliche Sohn eines gewissen Herrn von Greifenstein und einer Frau, Namens Clara Kurtz, — das ist die Bedeutung all meiner Ehren, das ist die Bezeichnung für den Vater Deines Kindes, für den Menschen, den Du ein Jahr und einen Tag Deinen Mann genannt hast! Der Fluch des Herrn

im Himmel falle auf die Elende — sie war kein Weib — mögen die Furien der Hölle in alle Ewigkeit ihre verruchte Seele martern, — ja, ich meine meine Mutter, ich meine jedes Wort, das ich sage, — ich möchte noch mehr sagen, wenn ich nur wüßte was! Sie hat all dies gethan — sie hat meinen Vater in den Tod getrieben, meinen braven alten Vater, den ich so liebte, und sie hat über mich Schande gebracht, die schlimmer ist als der Tod, und schlimmer als Tod und Schande für mich, sie hat Unehre gebracht auf das einzige Wesen, das mir zu lieben geblieben war, — ach, der Tod wurde ihr von den barmherzigen Männern noch zu leicht gemacht, — sie waren tausendmal zu mitleidig, zu milde!"

Er hielt inne an allen Gliedern zitternd in der furchtbaren leidenschaftlichen Aufregung, die sich in Worten allein nicht Luft machen konnte. Hilda war entsetzt über seine maßlos heftigen Worte und erschreckt durch den wüthenden Ausdruck seiner Augen, allein eigentliche Furcht lag ihrer Natur zu fern, um sie zu beeinflussen. Sie verstand indessen jetzt, was ihr zuerst entgangen war, nämlich, daß nach seiner Ansicht ihre Ehe keine gesetzlich gültige wär. Da sprach ihre Liebe, zuerst leise und in sanften Tönen.

„Greif, mein Geliebter! Laß sie ruhen in ihren Gräbern! Sie können uns nichts anhaben!"

„Nichts anhaben?" rief er. „Weißt Du denn nicht, daß jedes Wort, das ich eben gesprochen, wahr ist? daß der Fluch der Todten uns verfolgen wird bis an unser Ende? Begreifst Du denn nicht, daß wir nicht verheirathet, nicht Mann und Frau sind?"

„Das ist nicht wahr", versetzte Hilda. „Wir sind vor Gott Mann und Frau" —

„Ja — aber das Gesetz" —

„Was geht uns das Gesetz an? Lieben wir uns nicht? Ist das kein Gesetz?“

„Im Himmel wohl“ —

„Und auch auf Erden. Die Liebe hat uns, mit Gottes Hilfe, zu dem gemacht, was wir sind; weder ein Mensch noch ein Gesetz konnte es, denn meine Liebe steht hoch über den Gesetzen aller Menschen, außer Dir! — Und was ist dies? Eine Stimme aus dem Grabe ruft uns zu, daß wir nicht das sind, was wir in der That sind, was ich weiß, daß wir sind, und zwar weil vor vielen Jahren eine Schandthat begangen worden, von der wir bis zu diesem Augenblick nichts wußten, noch ahnten. Ist das Gerechtigkeit? Ist daß das Gesetz, welches Du fürchtest und achtest, das Gesetz, welches Du zwischen Dich und mich treten lassen willst? Es giebt ein besseres Gesetz als das, mein Geliebter, das Gesetz, welches mich an Dich mit unauflöslichen Banden bindet, in guten und in bösen Tagen, in Glück und Leid, in Ehre oder Unehre“ —

„Ach, die Unehre, Hilda, die Unehre!“

„Wovon? Ein Blatt Papier — die Sünde und der elende Tod einer Verstorbenen? Ist das alles? Oder handelt es sich um den Namen? Meinst Du, wenn Du nur ein gemeiner Soldat wärest und Dich mit ein paar bedeutungslosen Sylben benannt hättest, wie sie Dir eben eingefallen, ja wenn Du der ärmste Soldat wärest, der je den Säbel geführt, meinst Du, daß ich Dir nicht folgen und für Dich arbeiten und Dir dienen würde, daß ich leben würde, wie es eben ginge, und lieber darben als Dich auch nur einen Tag verlassen, tausend Mal lieber als Hilda von Siegmundskron sein, als Erbin des ganzen Vermögens der Greifenstein's, wie es da geschrieben steht? Könnte irgend eines eurer Gesetze mich verhindern das zu thun?

Und du redest von Unehre, die Du über mich gebracht hast! Ich würde für Dich betteln, mich für Dich plagen, ich würde mich abarbeiten an Körper und Seele, um für Dich Brod zu erwerben — ach, ich würde beinahe meine Hoffnung auf die himmlische Seligkeit hingeben um Deinetwillen, Geliebter! Und Du sagst, weil Du den Brief gefunden hast, bin ich nicht Deine Frau! Soll ein Stück Papier uns trennen, Greif? Ein Stück Papier auf der einen Seite und auf der anderen meine Liebe, mit allem was sie in sich begreift, mit allem, was Dein Leid, Dein Schmerz für mich ist, mit allem, was sie bedeutet, jetzt und in alle Ewigkeit! O, mein Geliebter, mein Geliebter, hast Du mich denn so lange geliebt, ohne zu wissen, was Liebe bedeutet?"

Sie wollte ihren Arm um seinen Hals schlingen, aber er barg das Gesicht in den Händen und rührte sich nicht. In seinen Augen war er der niedrigste der Menschen, obgleich er völlig schuldlos jedes bösen Gedankens, jeder bösen Absicht war. Er verwünschte seine Schwäche, daß er je nachgegeben, daß er bewußtlos zusammengesunken, um matt und durch Krankheit geschwächt wieder zum Leben zu erwachen, unfähig, dem Zauber zu widerstehen, der ihn zu ihr zog. In seinem Herzen nannte er sich einen Verräther, einen Feigling, einen Schwächling, einen Elenden ohne Kraft, ohne Treu und Glauben, ohne Ehre. Seine Selbsterniedrigung kannte keine Grenzen, in seiner Selbstachtung war er auf's tiefste gesunken. Er erinnerte sich jenes Tages vor anderthalb Jahren, als er nach Siegmundskron gekommen war, um den Kampf der Ehre auszufechten, er dachte an die Todesqual dieses bitteren Ringens, an den Triumph seines Herzens, als er die letzte verzweifelte Anstrengung gemacht und siegreich davongegangen war, ob-

gleich das Fieber ihn schon erfaßt hatte, und er kaum den Weg vor seinen Füßen sehen konnte. Er machte sich die bittersten Vorwürfe, daß er nachgegeben, nachdem er solch' einen Kampf gewonnen hatte, daß er dem Gebot der Liebe gehorcht, nachdem er jedes liebevolle Gefühl, jeden zärtlichen Gedanken in sich zertreten hatte, in dem stolzen Bewußtsein, nur um des Rechtes willen recht zu handeln. Wenn er nur noch tapfer gewesen wäre, als sein Körper so schwach war, so hätte all' das, was jetzt kommen mußte, nie geschehen können. Ohne Hilda würde er sich weder um Namen, noch Gut, noch Ehre bekümmert haben. Aber er hatte nachgegeben, er hatte die Schmach seiner Geburt auf das makellose Geschlecht der Geliebten verpflanzt, und das Schicksal hatte das Uebrige gethan. Das unerbittliche Schicksal, welches seinen Vater, seine Mutter und seinen Oheim ereilt, hatte ihn bis in die Grenzen des falschen Paradieses verfolgt, welches seine Schwäche erbaut hatte. Er sagte sich, daß auch er sterben müsse, denn er sei der niedrigste und der elendeste der Menschen.

„Willst Du Dich nicht überzeugen lassen, Greif?" fragte Hilda nach langer Pause. „Siehst Du nicht ein, daß ich recht habe, und Du unrecht — nur in diesem einen Punkte unrecht?"

„Ich sehe gar nichts," antwortete er, „als daß ich unauslöschliche Schande über alle, die ich liebe, gebracht habe, gerade so wie Schande über mich gebracht worden, von dem, der mich am meisten liebte."

„Und wenn ich nicht entehrt sein will, was dann?"

„Was dann? Ich weiß nicht, was dann," antwortete er wie abwesend, ohne ihre Gedanken zu verstehen.

„Willst Du Schande über mich bringen, trotz Deiner, trotz meiner Liebe?"

Dieses Mal antwortete er nicht, sondern vergrub wieder sein Gesicht in den Händen, als ob er ihr Bild aus seinen schmerzenden Augen bannen wollte.

Hilda's Stimme drang zu ihm wie durch einen dicken Schleier, der ihren Ton dämpfte. Zuerst wußte er kaum, was sie sagte, und achtete kaum darauf.

„Und wenn meine Liebe Dich nicht rührt, dann will ich Dir noch etwas sagen," sprach sie mit kraftvoller und gehobener Stimme. „Ich sage Dir, daß Du mich nicht entehrt hast, weil ich nicht entehrt sein will. Du und ich, wir haben bis auf diesen Tag vor Gott und Menschen recht gethan, und wenn jetzt etwas unrecht ist, so soll es recht sein, und ich will es recht machen. Ich, Hilda von Siegmundskron, bin Deine Gattin. Ich, Hilda von Siegmundskron, will nicht, daß die Welt hört, ich sei eine entehrte Frau, mit einem Wesen ohne Namen verheirathet, die Mutter eines namenlosen Kindes. Ich bin Deine Frau, und Du bist Siegmundskron und Greifenstein, und als solcher sollst Du leben und sterben, denn ich will es zum Gesetz machen. Da liegt das Gesetz! Und nun beweise, daß Du ein Bastard bist, wenn Du es kannst, und daß ich ein entehrtes Weib bin!"

Schnell wie ein Falke, der zur Erde herabstößt und wieder zum Himmel emporschwebt, hatte sie den zu Boden gefallenen Brief erfaßt. Ehe sie noch ausgesprochen, hatte sie mit verzweifelter Hand das Papier in kleine Stücke zerrissen, und die leichten Fetzen flogen vor dem Sommerwinde wie Schneeflocken im Sonnenschein in den tiefen Abgrund unterhalb der Schloßmauer hinab.

Vierzehntes Kapitel.

Greif sprang auf und ergriff Hilda bei den Handgelenken; seine Augen, sein ganzes Antlitz drückten Entsetzen und Bestürzung aus.

„Was hast Du gethan? schrie er.

„Was Du nicht thun konntest“, antwortete Hilda kühn.

Die Farbe war in ihr Antlitz und der Glanz in ihre Augen zurückgekehrt, und sie begegnete seinen Blicken ruhig und unerschrocken. Einige Augenblicke standen sie regungslos da und sahen einander an, er hielt sie fest, und sie machte keinen Versuch sich zu befreien. Greif's erstes Gefühl war, daß Hilda sowohl einen Frevel, wie ein schweres Vergehen gegen das Gesetz begangen hätte. Sie hatte ihre Absicht deutlich genug ausgesprochen, als sie den Brief zerriß, und er hatte die Folgen ihrer Handlung sofort begriffen. Es wäre nutzlos gewesen, einen Versuch zu machen, die Papierfetzen aufzusammeln, welche bereits vom Winde verweht waren und in die tiefe Schlucht hinunterflatterten. Soweit es sich um das Gesetz handelte, hatte Hilda wahr gesprochen. Keine Spur eines Beweises war übrig geblieben, um darzuthun, daß er heute, vor dem Gesetz und in der That, nicht genau dasselbe war, was er gestern gewesen. Aber mit dem Beweise war etwas dahin, was Greif sehr theuer war, was er mit verzweifeltem Schmerz hatte zerreißen und fortwerfen sehen. Er hatte seinen Vater von ganzem Herzen geliebt, und der Brief hatte seines Vaters letzten feierlichen Segen enthalten, von dem auch nicht ein Wort ganz geblieben war; selbst nicht wenn eines der schwebenden Papierstückchen, welche in den Abgrund hinabwirbelten, noch eine Sylbe seiner Abschiedsworte bewahrten, lag es im Bereich menschlicher Kraft und Geschicklich-

keit es davor zu retten, daß es die Tiefe des Abgrunds erreichte und von dem tosenden Gebirgsbach fortgerissen und dem fernen Flusse zugeführt wurde.

Dennoch hatte Hilda's rasche und entscheidende Handlung eine heilsame Erschütterung auf den Geist und die Nerven ihres Mannes hervorgebracht. Wie gewöhnlich hatte sie die feste Ueberzeugung, recht gethan zu haben, die zu ihrem starken Character gehörte.

„Du hast alles vernichtet," sagte Greif endlich vorwurfsvoll, „nicht zwei Worte hast Du ganz gelassen" —

„Und das freut mich. Wenn es sein müßte, würde ich es wieder thun."

„Ich kann es nicht ungeschehen machen", sagte Greif finster. Er ließ ihre Hände los und fing an langsam im Schatten des Thurmes auf- und abzugehen.

„Wie konntest Du es thun! Wie konntest Du es thun!" wiederholte er leise, als ob er zu sich selbst spräche, und ohne sie anzusehen.

„Es war das Einzige, was dabei zu thun war," antwortete sie bestimmt.

„Aber die Ungerechtigkeit — die Ungesetzlichkeit — wie soll ich es nur nennen?" Dabei stand er still.

„Nenne es wie Du willst", versetzte Hilda verächtlich. „Es ist nicht mehr vorhanden. Es mag keine gesetzmäßige Handlung gewesen sein, aber es war ein Act der Gerechtigkeit, was Du auch sagen magst, der wahrsten Gerechtigtigkeit, und ich würde es wieder thun!"

„Gerechtigkeit!" rief Greif bitter. „Wenn Gerechtigkeit geschähe, so wäre ich" —

„Halt!" rief Hilda in entschlossenem Tone. „Gerechtigkeit ist geschehen, und hier stehst Du und bist, was Du gestern warst und morgen sein wirst, nicht nur für mich,

sondern für alle Welt. Das ist die einzige Gerechtigkeit, welche ich begreifen kann."

„Hilda, es ist unrecht", rief Greif. „Ich weiß es. Ich habe kein Recht abzuwerfen, was mir auferlegt wird, was so klar erwiesen ist; es ist Unrecht und ein großes Unrecht, und es muß gut gemacht werden."

„Unrecht gegen wen?" fragte Hilda mit blitzenden Augen. „Wem würde Dein Vermögen gehören, wenn Du ihm um des Briefes willen, den ich zerrissen habe, entsagtest? Meiner Mutter und mir, nicht wahr? So stand es in dem Brief. Und der Name Greifenstein, auf wen würde er übergehen, wenn Du es im ganzen Lande bekannt machtest, daß Du kein Recht darauf hättest? Auf Niemanden. Er würde erlöschen. Niemand würde ihn jemals wieder tragen, denn Niemand hat ein Recht, darüber zu verfügen, als vielleicht meine Mutter" —

„Ja — Deine Mutter" —

„Meine Mutter! Willst Du ihr das Herz brechen, indem Du ihr sagst, daß sie meines Vaters Namen" — Hilda hielt plötzlich inne.

„Mir gegeben hat!" rief Greif in bitterstem Selbstvorwurf. „O der Schande, Hilda! der Schande! Darin hast Du recht — zu denken, daß sie den geliebten Namen einem Menschen gegeben hat, der kein Recht auf irgend einen Namen hat, es würde ihr das Herz brechen" —

„Darum laß sie es nie erfahren, noch ahnen, noch für möglich halten, nie, nie, so lange sie lebt!"

„Es ist nicht allein um ihretwillen, es ist für Dich, Hilda! Das ist am schwersten zu tragen — die Schande! die Schande!"

„Für mich?" Die beiden Sylben kamen langsam und deutlich über ihre Lippen, als ob sie versuche, ihm

die Ungeheuerlichkeit seiner Worte klar zu machen. Dann richtete sie sich stolz auf, und ein wunderbares Lächeln verklärte ihre Züge.

„Nicht für mich, Greif," sagte sie. „Für mich ist es keine Schande. Durch Deine Liebe bin ich über alle irdische Schande erhaben."

Im Ton ihrer Stimme und in ihrer ganzen Art und Weise lag etwas, was einen mächtigen Eindruck auf Greif machte. Er wurde allmälig ruhiger und war besser im Stande vernünftig zu denken, so wie die großartige Tiefe der Liebe seiner Frau zu ermessen. In ihrer Stimme war ein Ton, der ihm mehr sagte als Worte. Er trat auf sie zu, ergriff ihre Hand und küßte sie fast ehrfürchtig.

„Du bist erhaben über alle Frauen auf Erden", sagte er einfach.

„Ich? O nein. Jede Frau würde das thun; es ist so wenig! Wenn Du's nur recht bedenken wolltest, es ist so sehr wenig — und es ist ja auch für mich. Könnte ich anders handeln? Könnte irgend eine Frau, auch die selbstsüchtigste, weniger thun?"

„Ich kenne keine, die so viel thun würde," versetzte Greif.

„Habe ich Dir nicht gesagt, daß ich um meinetwillen den Brief zerriß, daß ich nicht entehrt sein wollte, daß ich das Gerede der Welt nicht erdulden wollte?"

„Das ist nicht alles, Hilda."

„Es ist alles außer meiner Liebe, und die ist in der That alles, alles, was es für mich giebt."

„Ach, das ist's, das ist es eben! Und wenn diese scheußlichen Verbrechen auch nie ein Anderer erfährt als Du und ich, kannst Du Tag für Tag, Jahr für Jahr an meiner Seite leben, ohne je einen Stich, ein Gefühl von

Reue, den Stachel der Schande zu empfinden? Ich weiß, Du liebst mich, aber das ist selbst von der höchsten Liebe zu viel verlangt. Ich weiß, Du meinst, was Du sagst, doch es ist zuviel für Mann oder Weib das zu sagen und zu meinen. Bedenke es, Hilda bedenke es alles; — hier liegen Dinge vor, welche Engel nicht vergessen könnten!"

„Ich liebe Dich unaussprechlich, — in meinem Gedächtniß ist für nichts Anderes Raum."

Sie schlang ihren Arm um seinen Hals, als sie so bei einander standen, und legte ihr goldenes Haupt auf seine Schulter, während sie ihn von der Seite mit ihren strahlenden Augen ansah. Aber seine Wange war bleich und kalt, und er starrte düster nach den fernen Felsen, als ob er sie nicht ansehen wollte. Das unerträgliche Bewußtsein der Schande war in ihm; hoffnungslos, endlos breitete es sich über sein Leben aus und erstreckte sich in seiner Einbildung zurück bis auf seine früheste Jugend. Ihre Hände brannten auf ihm, ihre Berührung gab ihm einen Todesschreck, wie die alten Mystiker von dem Becher des Lebens zu sagen pflegten, wenn er unreine und unwürdige Lippen berührte.

„Laß mich!" sagte er sanft. „Ich kann es nicht ertragen." Aber sie ließ ihn nicht. Statt des einen Armes umfingen ihn beide. Ihm war es, als höbe ihre kräftige Umarmung ihn empor, über sich selbst hinaus, um ihn aus allem Leid und Elend zum ewigen Frieden emporzutragen.

„Ich lasse Dich nicht, weder jetzt noch jemals, weder in dieser noch in jener Welt."

Er kannte diesen tiefen, klingenden, klaren Ton ihrer Stimme und wußte, daß sie verzweifelt war. Da begann der Kampf in seiner eigenen Seele, das Ringen zwischen der innersten Ueberzeugung von Recht und Gesetz, welche

die Grundlage seines Characters war, und der aufrichtigen, alles hingebenden Liebe, die sein Herz erfüllte.

„Gönne mir Zeit zu bedenken, was ich thue," sagte er. Er setzte sich wieder an seinen alten Platz auf der Steinbank und senkte das Haupt und preßte die Hände gegen die Schläfe. In seiner tiefen Seelenqual hatte er ganz einfach gesprochen, denn er brauchte Zeit um zu bedenken, was er that und noch ferner thun müßte. Alles erschien ihm unbestimmt und verschwommen wie eine ferne Landschaft in der flimmernden glühenden Mittagsluft eines schwülen Sommertages. Nichts war deutlich als seine Liebe zu Hilda auf der einen Seite und auf der anderen der schwarze Schatten dieser furchtbaren Schande.

„Bedenke es, Geliebter, wenn Du willst," sagte Hilda leise. „Du wirst nur denken, was ich schon gedacht habe."

Vielleicht fühlte er schon in diesem Augenblicke, daß sie recht hatte, allein so schnell konnte er sich nicht trösten, noch in einem Augenblicke verwerfen, was ihm so entschieden als unerbittliche Pflicht erschienen war. In diesem Falle hätte ihn ein schlauer Rechtsgelehrter leichter überzeugt als die Frau, welche er über alles auf der Welt liebte.

Wie vordem in den alten Tagen erschien ihm diese Liebe im Lichte einer Versuchung, schön wie die helle Sonne, einschmeichelnd wie die süßeste Musik; nur mit dem Unterschiede, daß der Ausweg jetzt nicht so deutlich war wie damals. Statt eines geraden Pfades sah er nur ein Wirrsal sich widersprechender Ideen vor sich, deren Summe für ihn die Nothwendigkeit eines großen Opfers ergab, in welchen es ihm aber unmöglich war, den Hauptpunkt, den Mittelpunkt der Handlung, das Ziel der Pflicht zu erkennen. Zunächst trat ihm aus diesem Chaos die Mahnung seines Vaters entgegen, als Mann

und als Christ zu handeln, alles aufzugeben, was nicht sein war, den Namen, welchen er bisher getragen hatte, abzulegen, und mit nichts als seinem Muth und seiner Beharrlichkeit bewaffnet in die Welt hinauszutreten. Das war klar genug. Wäre der Brief, wie beabsichtigt, sofort in seine Hände gelangt, so würde er die letzten Befehle seines Vaters in seinem Geiste in allen Einzelheiten gewissenhaft erfüllt haben. Selbst wenn er den Brief am Abend vor seiner Hochzeit erhalten hätte, als er schon den Namen Siegmundskron trug, selbst dann noch würde er dasselbe gethan haben; und trotz aller Todesqual würde es, insofern als die Ausführung in Betracht kam, leichter gewesen sein, so zu handeln. Er würde zu Frau von Siegmundskron gegangen sein, um ihr die Wahrheit zu sagen und den Brief zn zeigen; dann hätte er die Folgen auf sich genommen. In solchem Falle, dachte er, würde keine Frau sich auch nur einen Augenblick besonnen haben. Hilda's Mutter würde gewiß nicht über ihre Handlungsweise im Zweifel gewesen sein, denn sie wäre lieber gestorben, als daß sie ihre Tochter einem Mann von illegitimer Geburt gegeben hätte. Sie würde ihm ohne Zweifel ihr Vermögen angeboten haben, denn sie war eine edle, großmüthige Frau, er aber hätte sich geweigert, irgend etwas anzunehmen. Dies wenigstens hätte ihm keinen Schmerz gemacht. Im Uebrigen wäre ihm sein Weg klar genug vorgezeichnet gewesen.

Jetzt aber lagen die Sachen wesentlich anders. Sein Gewissen gebot ihm noch immer, zu Frau von Siegmundskron zu gehen und ihr alles zu sagen, aber die Rücksicht auf die Folgen schreckte ihn zurück. Er wußte noch besser als Hilda, was für ein Opfer die edle Frau ihm durch Verleihung des Namens gebracht hatte, und welchen Werth

sie darauf legte. Sie fühlte sich unter den obwaltenden Verhältnissen vollkommen glücklich; wenn er ihr etwas von dem Brief sagte, würde er ihr Glück für immer zerstören. Greif fühlte, daß er an ihrer Stelle nicht wünschen würde, die Wahrheit zu wissen, weil es außer dem Bereich der Möglichkeit lag, das Geschehene wieder gut zu machen. Und doch, die Wahrheit zu verhehlen, kam ihm vor wie ein Verbrechen, oder mindestens wie ein Mißbrauch von Vertrauen. Konnte er der würdigen Dame, die ihn so innig liebte und solche Hoffnungen in ihn setzte, tagtäglich entgegentreten und sie Mutter nennen, wie sie es so gern hörte, und dabei fühlen, daß er sie hinterginge, daß er den Namen, den sie ihm gegeben, entehrt hätte, und daß er im Besitz alles dessen lebte, was gesetzlich ihr gehörte? Es mochte ja wahr sein, daß einst alles an Hilda fallen würde, und daß am Ende kein Unrecht geschähe, weil alles an Hilda's Sohn kommen würde. Aber noch gehörte das Vermögen nicht Hilda, und sie, deren Eigenthum es von Rechtswegen war, die in Wahrheit darüber zu verfügen hatte, und Greif und ihre eigene Tochter von Haus und Hof vertreiben konnte, wenn es ihr beliebte, war thatsächlich von der Großmuth Beider abhängig. Wenn sie auch bewogen werden konnte, viel anzunehmen, so schien es doch ein positives Unrecht, sie bei dem Glauben zu lassen, daß sie Vergünstigungen empfinge, während sie dieselben in Wirklichkeit gewährte.

Greif mußte also zu ihr gehen, ihr seine Geschichte erzählen und eingestehen, daß ihr alles gehörte, und daß er ihrer Milde das Brod verdankte, welches er an ihrem Tische aß. Er hatte den Muth, dies zu thun, und wollte es, wenn es wirklich durchaus recht war. Allein, wenn er so seinem Gerechtigkeitsgefühl Genüge that, mußte er ihr

in anderer Weise ein schweres Unrecht zufügen. Es würde eine Grausamkeit sein, ihr die Wahrheit zu enthüllen. Selbst Hilda sagte, es würde ihrer Mutter das Herz brechen, wenn sie erführe, daß sie das, was ihr am höchsten galt, einem namenlosen Bastard gegeben hätte. Hilda hatte das Wort freilich nicht ausgesprochen, aber sie hatte es dennoch im Sinn gehabt. Und Frau von Siegmundskron hatte ihm noch mehr gewährt, denn sie hatte ihm ihre einzige Tochter gegeben. Sollte er ihre letzten Jahre elend machen durch das Bewußtsein seiner Schande, um ihr Geld zuzuwenden, oder sollte er ihr Vermögen behalten, auf daß sie ihr Leben in Glück und Frieden beschließen könnte? Es handelte sich darum, Böses zu thun, auf daß Gutes daraus käme.

Wenn eine solche Frage entsteht, so giebt es nur eine Antwort. Das zu erreichende Gute muß ungeheuer groß und das Böse im Verhältniß sehr gering sein. Wenn ein solcher Fall denkbar wäre, so würde ein Mensch berechtigt sein zu lügen, zu stehlen oder fast alles zu thun, wodurch er nur sich selbst schadete, wenn er dadurch ein Volk retten oder sein Vaterland vor dem Untergange bewahren könnte. Vielleicht hätte er nicht unrecht, wenn er, um tausend Unschuldigen, ja auch nur hundert, nur zehn oder gar nur einem das Leben zu retten, etwas Böses thäte, was ihm allein Nachtheil brächte. Aber je mehr sich dieses Verhältniß verschiebt, um so schwerer wird der Fall zu entscheiden, und das absolute Recht fällt um so stärker in's Gewicht, wenn nicht unter ganz besonderen Ausnahmeverhältnisse überwältigende Rücksichten ihm gegenüberstehen. Stehlen ist Sünde, aber es ist ein Unterschied zwischen der darbenden Mutter, die einen Bissen Brod für ihr sterbendes Kind stiehlt, und dem berufsmäßigen Diebe, der von

dem Ertrag seiner Verbrechen schwelgt; es ist ein Unterschied in dem Grad der Sünde, ob man Geld stiehlt, um die Flucht eines geliebten Herrschers aus den Händen eines blutdürstigen, aufrührerischen Pöbels zu ermöglichen, oder ob man es unter dem scheinbaren Schutze des Gesetzes stiehlt, indem man tausende bei einem finanziellen Unternehmen oder beim Börsenspiel betrügt.

Nichts kann einem Ehrenmann mehr widerstreben, als Böses thun, damit Gutes daraus werde. Für einen Mann wie Greif ist Lügen nur um etwas Geringes weniger strafbar als Mord, und Stehlen ist viel schlimmer. Nach seiner Ansicht wurde im vorliegenden Falle von ihm verlangt, zu stehlen und zu lügen, um Frau von Siegmundskron's Glück aufrecht zu erhalten. Allerdings sollte die Täuschung nur durch Schweigen bewirkt werden, und der Diebstahl dadurch, daß er behielt, was nicht sein war; aber Greif machte nicht so feine Unterschiede. Es war lügen und stehlen. Es hieß, durch sein eigenes Verhalten der ererbten Schande neue Schmach hinzufügen. Es hieß, alles aufgeben, was ihm noch geblieben war, seine makellose Redlichkeit in Gedanken, Worten und Werken. Der Fall erschien ihm furchtbar.

Hilda saß neben ihm, und sie hatte gesagt, sie würde nicht von ihm lassen. Gesetzt den Fall, daß er nun hinginge und es ihrer Mutter sagte, so würde eine Person mehr um das Geheimniß wissen, denn wenn sie auch vor Kummer sterben sollte, so würde sie es doch nie einer lebenden Seele mittheilen; sie konnte auch durch die übertriebensten Begriffe von Ehre nicht dazu gebracht werden. Sie würde furchtbar leiden, aber nicht von dem Ihrigen Besitz ergreifen. Für das Vermögen würde sie keine andere Verwendung haben, als es ihrer Tochter zu geben, die sich

schon im Genuß desselben befand. Ihr Seelenfrieden würde auf immer zerstört sein, und in den Verhältnissen, unter welchen die drei lebten, würde keine Veränderung eintreten, außer daß Greif seinem Wunsche, streng redlich zu handeln, Genüge gethan hätte. Auf der einen Seite eine moralische Genugthuung, auf der andern die Vernichtung des Glückes für ein Wesen, das er liebte und verehrte. Ihm schwindelte der Kopf, denn sein Wunsch, wahr zu sein, erschien ihm plötzlich im Lichte einer selbstsüchtigen Begierde, welche eben denen, die er am liebsten vor allem Leid bewahren wollte, endlosen Schmerz bereiten würde. Dieses war ein anderer, völlig überraschender Gesichtspunkt.

Die Verwirrung seiner Gedanken wurde wilder und unlöslicher als je, er ließ die Hand auf's Knie sinken und lehnte sich an das rauhe Gestein des Thurms, bleich und erschöpft von dem Seelenkampf, aber noch immer unentschieden, wie er handeln sollte. Hilda saß regungslos neben ihm und beobachtete seine Bewegungen; bis zu einem gewissen Grade verstand sie seine Gedanken, sie war bereit, ihm theilnehmend zu rathen, wenn er Rath bedurfte, aber auch bereit, die ganze Kraft ihrer unerschrockenen Natur in den Kampf zu führen, wenn er versuchen sollte, seine erste Stellung zu der Frage zu behaupten. Sie hatte furchtbare Angst, er könnte sich in einem Augenblick höchster Aufregung von ihr losreißen und in seiner jetzigen Gemüthsverfassung zu ihrer Mutter gehen. Eine lange Zeit verging in tiefem Schweigen, länger als es gedauert hat, die Gedanken zu schildern, welche nach einander Greif durch die Seele gingen; allein Hilda wollte nicht sprechen, noch seinen Gedankengang unterbrechen. Sie wußte, dies war der entscheidende Augenblick in ihrer Beider Leben

und verstand die hartnäckig ehrenhafte Gesinnung ihres Gatten genügend, um ihm Zeit zu lassen, seine Lage nach allen Seiten hin zu betrachten.

Endlich fing er an zu sprechen, doch ohne sie anzusehen und noch immer den Kopf an die Steine gelehnt.

„Es ist schwer darüber zu sprechen", sagte er, „und doch muß ich es, denn ich kann nicht ohne Worte denken. Ich muß mich entschließen und zwar schnell. In einer Stunde kann ich vielleicht Deine Mutter treffen. Ich muß es ihr entweder sagen, oder dies muß endgültig sein. Wenn ich es thue" —

„So wird sie sterben", fiel Hilda ein. „Nicht heute oder morgen, vielleicht nicht binnen dieses Jahres; aber es wird ihr das Herz abstoßen. Ich kenne sie. Sie wird Stunden lang allein in ihrem Zimmer bleiben, meines Vaters Bild betrachten und über seinem Schwerte Thränen vergießen. Alle ihre Träume werden verlöschen wie ein Licht im Dunkeln auslischt. Alle ihre Hoffnungen werden vernichtet sein. Sie wird nie wieder das Gefühl haben, daß Du ihr Sohn bist, und daß durch Dich das Geschlecht der Siegmundskrons wieder begonnen hat. Sie wird schweigsamer, magerer und bleicher werden bis an's Ende; dann wird sie sterben. Das wird geschehen, wenn Du es ihr sagst."

„Und warum sollte Dir nicht ganz dasselbe zustoßen, da Du alles weißt?" fragte Greif.

„Weil ich Dich selbst liebe und nicht eine Idee", antwortete Hilda. „Wenn Du mir genommen würdest, würde ich sterben, wie meine Mutter sterben wird, wenn Du ihr die Idee nimmst, an der sie hängt."

„Und ist es besser, daß von heute ab mein ganzes

Leben eine Unwahrheit ist, als daß sie die Wahrheit erfährt und sie trägt, wie sie kann?"

„Wem bist Du die Wahrheit schuldig, Greif? Der Frau, die Du geheirathet hast, der Mutter Deines Kindes, oder einer anderen? Was kann ihr Gutes dadurch werden? Dein Geld? Sie braucht kein Geld. Was ist ihr Geld im Vergleich zum Gedächtniß ihres geliebten Mannes, oder im Vergleich zur Ehre seines Namens, für den sie ihr Blut hingeben würde?"

„Und wenn Du mich den Brief hättest allein lesen lassen, würdest Du gewollt haben, daß ich auch Dir die Wahrheit vorenthielte?"

„Kann ich wollen, daß Du allein trägst, was wir zusammen tragen können? Wenn Du meine Liebe so wenig verstehst, daß Du meinst, so etwas könnte sie verändern oder schwächen, oder mich anders machen, als ich bin — ja dann würde ich mir nichts daraus machen, was Du thätest oder was aus mir würde."

„Und aus meiner Schande machst Du Dir nichts?"

„Gar nichts, da sie nicht Deine, sondern die Schande Anderer ist, die Deiner Unschuld aufgedrängt wird."

„Du wünschest nicht um Deinetwillen, daß wir es nie erfahren hätten?"

„Um meinetwillen? Nein. Um Deinetwillen möchte ich sterben, wenn ich es austilgen könnte. Um meinetwillen sagst Du? O Greif, ist ein Haar Deines Hauptes, ein Blick Deiner lieben Augen weniger mein, weil Deine Mutter gesündigt hat? Bist Du nicht mein Greif, jetzt und immer und nichts Anderes?"

„Also liebst Du mich — noch eben so wie zuvor?"

„Kann ich noch mehr sagen, als ich schon gesagt habe? Kann ich mehr thun, als ich gethan habe? Ach — dann

ist Liebe ein zu kaltes Wort für das, was ich meine."

„Du würdest mich nicht lieben, wenn ich löge und feige wäre."

„Dann wärest Du nicht Greif."

„Auch wäre ich nicht mehr mein armes Selbst, wenn ich diese Lüge gegen Deine Mutter durchführte."

„Du wärest nicht Greif, wenn Du sie durch die Eitelkeit Deiner Wahrheitsliebe tödtetest."

„Die Eitelkeit? Ach, ich habe daran gedacht. Vielleicht bin ich am Ende eitel — ich, der so wenig Grund mehr hat, stolz zu sein."

Sein Haupt sank auf die Brust herab, er seufzte bitterlich und rang die Hände. Er wünschte, er könnte Thränen vergießen, laut schluchzen und ohnmächtig werden, wie manche Frauen es können.

„Und dennoch — hast Du mich — nicht um stolz auf mich zu sein, aber um mich zu lieben", sagte Hilda sanft.

„Trotz alledem? Ist es wirklich wahr, ganz wahr?" Er schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Es ist wahr."

Hilda fand keine Worte mehr, um ihn von ihrer unwandelbaren Liebe zu überzeugen, in diesem Augenblicke aber sagte der einfache kurze Satz durch den Ton, mit dem sie ihn aussprach, Greif vielleicht mehr als alle Betheuerungen. Es schien ihm, als würde die Fluth seines Unglücks plötzlich gehemmt, und als fühlte er, wie sein Anker endlich Grund fände. Es war die Schicksalsstunde, wo ein Wort über die Zukunft mehr als eines Lebens zum Guten oder zum Bösen entscheidet.

„Gott sei Dank!" rief Greif mit leiser Stimme. Er streckte die Hand aus und erfaßte die ihre. „Ich will Dich

nie wieder fragen, Geliebte," sagte er dann. „Es war schwer zu glauben, mir war, als dürfte ich es nicht glauben."

Trotz alledem leuchtete ein glückseliger Glanz in seinen Augen, als er sich zu ihr wendete und sie ansah. Die Schrecknisse, von welchen der Brief berichtete, waren vor langer Zeit geschehen, und er war jung, stand inmitten einer herrlichen Gegenwart, im Vollgenuß alles dessen, was Glück und Liebe gewähren können. Manch langes Jahr würde hingehen müssen, ehe er mit Ruhe an das furchtbare Geheimniß denken konnte, und vielleicht würde sein Leben von dem heutigen Tage an ernster und vertiefter sein. Aber es stand nicht in der Macht eines bösen Geschickes, ihn noch ferner zu verfolgen. Der Fluch der Greifenstein's, wie Leute vor hundert Jahren die seltsame Verkettung von Umständen genannt haben würden, in welche sein Geschlecht verwickelt worden, war erloschen, hingeschwunden im Kampf mit eines Weibes Liebe. Darüber hinaus war nichts, als der friedliche Hafen der Ruhe, welchen kein Sturm des Bösen aufregen, keine Sturzwelle des Unglücks überfluthen konnte.

Greif wußte selbst kaum, wie es kam, daß der Kampf vorüber war, noch warum er nach dem Ende desselben fühlte, daß der Tag für ihn nicht verloren gewesen. Dennoch war es so, und Friede senkte sich in seine Seele. Eine lange Weile sprach weder er noch Hilda. Ganz allmälig kehrte die Farbe in Greif's Antlitz und der Glanz in seine Augen zurück; ganz allmälig senkte sich der glänzende Schleier des Glücks zwischen ihn und die Schatten der Todten, ohne das Gedächtniß ihrer Thaten auszuschließen, wohl aber das Grauen ihrer Gegenwart verhüllend.

„Also ist Rex mein Bruder", sagte er endlich.

„Und auch der meine", sagte Hilda.

„Er weiß es nicht — oder doch?"

„Wie sollte er?"

„Sein Vater hatte an ihn geschrieben — ist der Brief auch verloren gegangen? Soll das noch kommen?" Greif wurde das Herz schwer bei dem Gedanken, daß noch nicht alles vorüber sei.

„Wenn er's gewußt hätte," sagte Hilda, „würde er es dann so lange verhehlt haben? Ueberdies kam er ja mit Dir zusammen. Wenn ein Brief für ihn dagewesen wäre, hättest Du es erfahren. Wer hätte ihm denselben ohne Dein Vorwissen geben können?"

„Deine Mutter."

„Sie hat mir nie etwas davon gesagt, obwohl sie sich oft darüber wunderte, daß für Dich nichts da war."

„Rex weiß es!" rief Greif im Ton der Ueberzeugung. „Und er hat den Brief erhalten. Ich sagte Dir, wie es kam, daß er mir seinen wahren Namen gestand. Er sprach damals die Wahrheit; denn ich kenne ihn genau. Er würde mir eben so gut gesagt haben, daß er mein Bruder wäre als mein Vetter" —

„Er würde Anstand genommen haben, das zu thun" —

„Nein. Du kennst ihn nicht. Er achtet sein Leben für nichts, und würde es eben so gut bei dieser Gelegenheit gelassen haben als bei irgend einer anderen."

„Aber weshalb hat er es seitdem verhehlt? Und warum sollte meine Mutter uns nie gesagt haben, daß sein Vater an ihn geschrieben hatte?"

„Weil sie sich dachte, daß es mich kränken müßte, wenn ich wüßte, daß Rex einen Brief erhalten hätte und ich nicht. Es ist so klar wie der Tag, und erklärt vieles. Kein Anderer als ein Bruder hätte sich während meiner Krankheit

so benommen wie er. Ich habe oft bemerkt, daß er mich so eigenthümlich ansah, und ich wußte bis jetzt nie, was das bedeutete. Er wußte es und ich nicht. Ueberdies" —

„Was denn?" fragte Hilda, als er inne hielt.

„Nun, es ließe sich daraus erklären, weshalb er so bestrebt war, daß wir uns heirathen sollten. Wenn er es wußte, — und ich bin überzeugt davon, — so sah er ein, daß er mit der Wahrheit herausrücken mußte, falls ich auf meiner Weigerung beharrte, — damit Du das Vermögen bekämest. Ich wunderte mich oft, weshalb er mich so drängte."

„Glaubst Du, es geschah aus dem Grunde?"

„Aus welchem sonst? Er hätte mich, seinen Bruder, zu Grunde richten müssen, wenn die Heirath nicht zu Stande gekommen wäre."

„Würde er das gethan haben?" fragte Hilda.

„Rex glaubt an nichts, als an Ehre," versetzte Greif nachdenklich. „Es giebt nichts im Himmel und auf Erden, was ihn davon zurückhalten könnte, das zu thun, was er für ehrenhaft hält. Er würde mich oder auch sich selbst mit völligem Gleichmuth zu Grunde richten, ehe er durch meine oder seine Schuld ein Unrecht geschehen ließe."

„Er ist ein merkwürdiger Mensch."

„Er ist ein großartiger Character, edel in jeder Beziehung, herrlich selbstlos, wunderbar tapfer — ich wünsche, ich wäre wie er."

„Dann würde ich Dich nicht lieben. Er ist kalt wie Stein, obschon er im Uebrigen alles das sein mag, was Du sagst, und obwohl ich ihm sehr gut bin."

„Ja, — er ist kalt. Er hat noch nie in seinem Leben ein Weib geliebt. Aber ich bewundere und achte ihn, obschon ich ihn nicht ganz verstehe. Etwas in ihm entgeht

immer meinem Verständniß und bleibt außerhalb meines Bereiches. Vielleicht ist's das, was man Genie nennt."

„Und doch hat man noch nie etwas von ihm gehört. Er hat mit seinem Talent nie etwas ausgerichtet. Das ist sonderbar, denn er ist ungeheuer klug und gelehrt. Ich möchte wissen, woran das liegt."

„Er glaubt an gar nichts — nicht einmal an Größe", entgegnete Greif. „Ich glaube, sein Geist ist so groß, daß die größten Dinge ihm klein erscheinen. Ich habe ihn zu seiner Zeit beinahe über alles reden hören. Das Ende all' seiner Argumente ist, daß nichts sich verlohnt. Und auch das hat seinen Grund. Seines Vaters Schmach hat ihn von Kindheit auf verfolgt."

Greif's Stimme wurde plötzlich leise und sein Gesicht verfinsterte sich.

„Und was wäre denn aus mir geworden!" rief er einen Augenblick darauf.

„Was er ist, wenn Du an seiner Stelle wärest," versetzte Hilda, „aber sieh, Du bist es nicht."

„Nur weil ich Dich habe, Hilda, nur für Dich!"

„Du für mich, und ich für Dich, mein Geliebter. Das ist's, was Liebe bedeutet."

„Heute habe ich erkannt, was sie bedeutet", sagte Greif.

Ihre Herzen waren zu voll, um viel zu sprechen, sobald sie wieder auf die Frage kamen, welche beinahe ihr Glück zerstört hätte. Lange schwiegen sie, der schnellen Flucht der Stunden unbewußt, ahnungslos welch' merkwürdiger Vorgang sich fast unter ihren Füßen in dem einsamen Zimmer vollzog, wo Rex beschlossen hatte, die Last seines Lebens für die Sache der Ehre hinzugeben.

„Ich muß zu ihm gehen", sagte Greif endlich.



„Zu Rex?“

„Ja, ich muß wissen, wie viel er weiß, — obschon ich überzeugt bin, daß er alles weiß.“

„Wirst Du es ihm sagen, falls er es noch nicht weiß?“

„Soll ich?“

„Er ist Dein Bruder. Er wird die Sache ansehen wie ich. Es ist am besten, daß er es weiß.“

„Dann komm, Geliebte,“ sagte Greif und stand auf.

„Soll ich mitkommen?“

„Ich will ihn herausrufen, wenn er in seinem Zimmer ist, und Du kannst einen Augenblick auf dem Gange warten. Wenn er nicht da ist, wollen wir ihn zusammen suchen gehen.“

„Es ist zwölf Uhr!“ rief Hilda, indem sie nach der großen Thurmuhr sah, als sie aufstand.

„Es hat noch nicht geschlagen“, antwortete Greif.

Sie betraten zusammen die Wendeltreppe und gingen hinunter.

Fünfzehntes Kapitel.

Rexens Zimmer lag im obern Geschoß des Schlosses, nicht weit von der Treppe, welche Hilda und Greif hinuntergingen. Greif klopfte an und machte fast gleichzeitig die Thür auf, ohne das „Herein“ abzuwarten. Hilda stand draußen auf dem Corridor.

Mit einem scharfen Schrei sprang Greif herzu. Zum Glück verließ seine Geistesgegenwart ihn nicht, und er zauderte keinen Augenblick. Ehe Rex den Revolver abdrücken konnte, rang Greif mit ihm und suchte ihm die Waffe aus der Hand zu winden. Es war kein ungleicher

Kampf. Keiner sprach ein Wort, während sich Beide drehten und wanden und um die Uebermacht rangen. Durch seine bedeutendere Größe war Greif etwas im Vortheil, aber Rex war von gedrungener Gestalt und sehr stark.

Wäre Greif nicht so plötzlich hereingekommen, so würde Rex wahrscheinlich mit seiner gewöhnlichen Ruhe den Revolver hingelegt und die Ausführung seines Vorhabens so lange verschoben haben, bis sein Bruder wieder aus dem Zimmer gewesen wäre. Allein Greif war ganz unerwartet auf ihn losgesprungen, und Rex wußte sofort, daß sein Vorhaben entdeckt war, und daß er es entweder jetzt ausführen oder aufgeben und sich darein ergeben müßte, wie ein Irrsinniger behandelt und von argusäugigen Wächtern Tag und Nacht beobachtet zu werden.

Hilda hörte den Lärm des Ringens, hatte aber keine Ahnung davon, daß solch ein Kampf stattfände; sie trat in die offene Thür, denn aus dem Scharren der Füße schloß sie, daß die beiden ein Thier jagten, welches sich in's Zimmer geschlichen hatte. Gerade als sie auf der Schwelle stand und Greif und Rex auf Tod und Leben ringend ansichtig wurde — Greif bemüht, das Pistol zu ergreifen, Rex es an seinen Kopf zu setzen, hörte sie eine leise zornige Stimme, die sie nicht erkannte. Sie klang eher wie das Gebrumm eines wilden Thiers als wie irgend sonst etwas. Rex war nicht Sieger, aber auch weit entfernt zu unterliegen. Seine Absicht war, die Mündung des Revolvers an seinen Kopf zu bringen, während Greif alles aufbot, um diese Bewegung zu verhindern.

„Laß mich los!" rief Rex mit tiefen bebenden Ton. „Laß mich los, Mensch — ich liebe Deine Frau, und ich will sterben."

Mit heftiger Anstrengung drehte er die Hand aufwärts und bückte zugleich den Kopf, so viel er konnte. Als der Schuß losging, schlug die Kugel krachend durch den Spiegel, und die Waffe wurde ihm von andern Händen als Greif's entrissen, sie waren weißer und kleiner, aber kaum minder stark. Hilda hatte die Gefahr erschaut und sich im kritischen Augenblick in den Streit gemischt, gerade zur Zeit um Rex vor einer gefährlichen Verwundung, wenn nicht gar vor dem Tode zu bewahren. Sie hatte sich des Gegenstandes des Kampfes bemächtigt, nicht ohne sich der Gefahr auszusetzen, selbst verwundet zu werden.

Rexens Widerstand hörte sofort auf. Neben dem Aerger darüber, daß er gezwungen war, seine Absicht aufzugeben, und dem Entsetzen über Hilda's Anwesenheit beinahe in demselben Augenblick, als er gesagt hatte, daß er sie liebte, blieb ihm keine Kraft mehr übrig. Nur ein verzweifelter, zugleich moralischer und physischer Kampf hatte ihm diese Worte auspressen können. Nur auf wenige Sekunden hatte seine Geistesgegenwart ihn verlassen. Gleich darauf machte sich seine Ueberlegenheit über gewöhnliche Sterbliche wieder geltend. Er schob Greif's Hände sanft fort und that einen Schritt nach der Thür.

„Ihr wißt jetzt mein Geheimniß," sagte er mit ruhiger Würde, „ich bitte nur um die Gunst mich allein zu lassen."

„Ich werde Dich keinen Augenblick verlassen" — fing Greif an, aber Hilda unterbrach ihn und ging rasch an ihm vorbei.

Sie trat dicht an Rex heran, legte ihm eine Hand auf die Schulter und sah ihm in die Augen.

„Sie lieben mich? Ist das wahr?" fragte sie eindringlich, während Greif staunend dabeistand.

„Ohne Ihr Dazwischentreten würde ich mit dem Geständniß auf den Lippen gestorben sein“, antwortete Rex. „Ja, ich liebe Sie.“

„Dann leben Sie, um meinetwillen!“ sagte Hilda und streckte die Hand aus, die ihn gerettet hatte.

„Um Ihretwillen?“ Rex wiederholte die Worte, als ob er sie kaum verstünde.

„Um meinet- und um seinetwillen“, antwortete Hilda auf Greif zeigend.

„Mit dieser Sünde gegen ihn im Herzen? Nein. Ich will es nicht. Es wäre nur das Leben eines Verräthers, ein Hundeleben, ich will es nicht.“

„Sie sollen und Sie werden es!“ rief Hilda mit der großartigen Macht der Ueberzeugung, welche sie mehr als ein Mal im Leben bewiesen hatte. „Nur ein Mann, der zu sterben versucht hat, ist würdig, in solch' einem Falle zu leben. Wissen Sie, was mein Mann Ihnen ist?“

„Ich weiß es besser als er. Ich habe es schon lange gewußt.“

„Nicht besser als er oder als ich. Wir haben das Geheimniß heute erfahren.“

„Sie wissen es!“ rief Rex in größter Ueberraschung. „Sehen Sie diese Asche am Boden an — es ist alles, was davon übrig geblieben und Sie wissen es! Nein — es ist unmöglich.“

„Wir wissen, daß ihr Brüder seid,“ sagte Hilda und ergriff seine widerstrebende Hand. „Zwischen uns dreien giebt es kein Geheimniß mehr“ —

„Und Sie wissen, daß ich Sie liebe, daß ich meines Bruders Weib liebe, und wollen, daß ich lebe?“

„Ja“, sagte Greif, der noch kein Wort gesprochen hatte. „Ich will, daß Du lebst, so lange wir Beide leben,

und ich will, daß ihr Beide euch von ganzem Herzen liebet, wie ich euch alle Beide liebe."

Rex starrte erst ihn, dann Hilda an. Er erhob die eine Hand und strich sich über die Augen.

„Ich verstehe es nicht", sagte er leise.

„Weil ich es verstehe, spreche ich so", sagte Greif warm. „Weil ich weiß, daß kein edlerer Mann als Du auf der Welt lebt. Weil es nur eine Hilda auf Erden giebt und sie mein ist, wie ich der Ihre."

„Du bist nicht menschlich, mein Bruder", sagte Rex. „Du solltest wünschen, ich wäre todt."

„Wenn Du ein anderer Mann wärest als Rex, thäte ich das vielleicht. Wie Du aber bist, wünsche ich, daß wir drei uns nimmer trennen mögen."

„Niemals!" rief Hilda. „Ach, Horst, siehst Du denn nicht, daß Du auch mein Bruder bist? Fühlst Du nicht, daß ich Deine Schwester bin? Und sollten Geschwister wie wir sich trennen?"

„Ich weiß es nicht", sagte Rex. „Wenn ihr wollt, daß ich leben soll, so kann ich euch nur geben, was noch an Leben in mir ist. Ihr kennt mich jetzt. Ihr wißt, was mir selbst erst gestern Abend bewußt wurde, und was ich als mein Geheimniß heute mit mir in's Grab nehmen wollte. Wenn ich in eueren Augen so viel weniger schlecht bin als in den meinigen, wenn ihr mich ansehen könnt, ohne mich zu verabscheuen, wenn ihr an mich denken könnt, ohne mich Verräther zu nennen, nun, dann gehört euch dieses Leben. Und doch wundert es mich, daß ihr es könnt, wenn ihr bedenkt, was ich bin. Wollt ihr wissen, wie es gekommen ist? Ihr könnt es hören, wenn ihr wollt, für mich ist darin weniger Schande als in allem Uebrigen. Ich liebte im Traum. Ich machte mich in meinen Visionen

zum Vater dieser Hilda, in meinen Träumen dachte ich mir für sie eine Mutter, ihr ähnlich, die lange gestorben und die ich geliebt hatte. Ich sprach mit einem Schatten, ich liebte einen Schatten, und das von mir geliebte Phantasiegebilde wurde Hilda immer ähnlicher — so ähnlich, daß, als ich gestern, hier auf dieser Stelle inne wurde, daß beide ein und dieselbe wären, ich mir sagte, ich müsse sterben und bald. Der Schatten war das lebendige Weib dessen, für den ich alles hingeben möchte, das Weib meines einzigen Freundes, meines einzigen Verwandten, meines einzigen Bruders. Und also, wenn ihr mich nicht daran verhindert hättet, würde ich jetzt selbst ein Schatten sein. Vielleicht wäre es so am besten gewesen, allein mein Leben ist euer, macht damit, was ihr wollt. Es ist euer in allen Ehren, so wie es eben ist. Nicht um der Seelenqual zu entgehen, wollte ich sterben, nicht weil ich fürchtete, durch Wort oder That das Siegel der Verschwiegenheit zu brechen und euch zu zeigen, was in mir ist, — nein, nur um meinen Bruder und die Welt von einem Elenden zu befreien, der kein Recht hat zu leben."

„Mehr Recht als ich oder manch' besserer Mann als ich", sagte Greif und legte seinem Bruder die Hand auf die Schulter.

„Sei verständig, Greif," entgegnete Rex. „Bedenke, was kommen muß. Bedenke recht, ob Du mir und ob Du Dir selbst trauen kannst. An mir ist wenig gelegen. Ein Druck mit dem Finger, ein kleiner Knall — und ihr seid mich für immer los. Im Tode ist eine Sicherheit, die das Leben nicht geben kann."

„Sprich nicht mehr vom Tode, lieber Horst," sagte Hilda. „Es ist erst ein Jahr und wenige Monate her, da standen zwei Brüder und eine Frau, drei wie wir, durch die-

selben Bande, bis auf eines, mit einander verbunden, vielleicht ebenso zusammen wie wir drei jetzt und löschten durch ihre Thaten und ihren Tod den Tod aus unserem Leben aus. Sprich jetzt nicht mehr vom Tode in dieser Heimath, wo andere Namen erklingen als jene entehrten. Laß dieses ein Haus des Lebens sein, die Heimath rechtschaffener Liebe, wie jenes die Stätte des Verrathes war, eine Wohnung des Friedens, während jenes zuletzt der Schauplatz verzweifelter Gewaltthaten war. Die Schicksalsstunde ist vorüber. Die Tage frei von Furcht beginnen heute."

Es war allerdings der entscheidende Augenblick im Leben all' dieser drei, und nach Hilda's Worten herrschte eine Weile tiefes Schweigen. Die Gedanken, welche ihre Worte heraufbeschworen, zogen rasch durch die Seele ihrer Zuhörer und machten auf jeden einen besonderen Eindruck. Wie sie richtig bemerkt hatte, war eine geheimnißvolle Aehnlichkeit zwischen Klimax und Antiklimax in ihrer Lebensgeschichte. Wie Rieseneck und Greifenstein Halbbrüder gewesen, so waren es Greif und Rex; wie ihre Väter dieselbe Frau geliebt hatten, so liebten sie Beide Hilda; wie das ältere Brüderpaar, ohne das Weib, welches sie zu Grunde richtete, tapfere, ehrenwerthe und rechtschaffene Männer gewesen wären, so waren es ihre Söhne in der That; — der Unterschied lag nicht so sehr in den Vätern und den Söhnen, als in den beiden Frauen, in Clara Kurtz und Hilda von Siegmundskron. Anstatt beide Brüder zu Grunde zu richten, wie Clara es gethan, hatte Hilda beide vom Untergang gerettet, statt der Schande, hatte sie ihnen Ehre gebracht, statt des Todes beiden Leben gegeben. Und beide sahen sie schweigend an und bewunderten im Stillen die Schönheit ihrer Seelengröße, und

fragten sich, wie es möglich wäre, daß in wenig Monaten dieses unschuldige Kind des Waldes, das nichts von der Welt wußte, zu einer Größe herangereift war, die ihren Augen beinahe göttlich erschien, daß sie sich aus der schlichten Jungfrau zur edlen Frau, aus dem stillen sanften Mädchen zu der herrlichen, gebietenden Verkörperung des Guten entwickelt hatte, welche mehr als ein Mal ihre irrigen Impulse überwunden und ihnen den Weg durch Erleuchtung des Rechtes klar gemacht hatte, gerade wie jetzt ihr goldenes Haupt und ihre strahlenden Augen das Zimmer, in welchem sie stand, zu erleuchten schienen. Sie schauten sie bewundernd an; Beide liebten sie über alles auf Erden, jeder in seiner eigenen Weise; der eine mit dem festen Vorsatz, in allen Ehren für sie zu leben und zu sterben, ewig zu schweigen, nachdem er ein Mal gesprochen, täglich ihrer Unschuld und Holdseligkeit seine Huldigung darzubringen und ihr Tag für Tag die Liebe, die sein Leben war, voll Ehrfurcht zum Opfer zu bringen; der andere liebte in ihr die Gattin, die Mutter seiner Kinder, die Quelle all' des herrlichen Glückes, welches ihm im blühenden Mannesalter in so überreichem Maße zu theil geworden, die Frau, welche er verehrte, die Frau, welche sein war, wie er ihr gehörte. Keiner von Beiden hatte bis dahin gewußt, wie groß und gut sie war; keiner von Beiden würde fortan je auch nur einen Theil der Güte und Größe vergessen, die sie ihnen heute offenbart hatte.

Ein minder edler Mann als Her würde schmerzlich gelitten und auch von der Zukunft nur Leiden erwartet haben, wenn er neben der Frau weiterlebte, die niemals die Seine werden konnte. Allein er war aus besserem Stoff gebildet als die meisten Männer, und seine Leidenschaft hatte durch die Kraft seines eisernen Willens einen ge-

waltigen und plötzlichen Stoß erhalten. Es war ihm, als wäre Hilda vor ihm verklärt und in eine Sphäre hinaufgehoben worden, wo er sie als ein höheres Wesen verehren und vergessen konnte, daß sie ein Weib war. Gedankenvoll beugte er das Haupt, während Hilda und Greif vor ihm standen. Sie bemerkten die weißen Streifen in seinem weichen Haar, das noch gestern so glänzend braun gewesen, und sahen einander an, entsetzt bei dem Gedanken, was er gelitten haben mußte.

„Sein Haar ist weiß — und es ist um meinetwillen!" flüsterte Hilda, während sie sich an ihres Mannes Schulter lehnte.

Rexens scharfes Ohr fing die Worte auf, obgleich sie kaum hörbar waren. Er blickte auf und seine starren Augen wurden eigenthümlich sanft und ausdrucksvoll. „Ja," sagte er, „ich weiß es, aber es ist nicht sonderbar. Ich freue mich darüber, denn es ist für eine gute Sache so gekommen. Du hast recht, Hilda, meine Schwester, — die Schicksalsstunde ist vorüber. Sie hat ihre Spuren hinterlassen, allein diese sind ein Unterpfand dafür, daß sie nicht wiederkehren wird. Das neue Leben beginnt heute, — gebt mir Beide eure Hände, — zittern die meinigen so? Es ist vor Glück, nicht vor Schmerz, — ach nein, nicht vor Schmerz, glaubt das nicht! Gönnt mir einen Theil an eurem Leben, wenn ihr es so wollt. Ich nehme es freudig an, aber ihr sollt es nicht bereuen. Ihr habt mein Wort darauf, daß ihr nie wieder einen Stachel fühlen sollt, wenn ihr mich anseht, Du, mein Bruder, und Du, meine Schwester. Ich will euch Beiden ein Bruder sein, und eurer Mutter ein Sohn, obschon ich zu alt dazu bin, — aber sie muß uns allen das sein, was ja keiner von uns gehabt hat außer Hilda. Und ich küsse Deine Hand, liebe

Schwester, — so, es ist die Besiegelung des Gelübdes — ich fasse Deine Hand, mein Bruder, Du kennst mich und ich kenne Dich, und wir können einander in die Augen sehen und sagen: ich vertraue Dir! — und wissen, daß wir uns mit Recht trauen. So, es ist geschehen, — wir sind vereinigt, wir drei, für gute und für böse Tage, um fest zusammenzuhalten, wenn uns noch mehr Kämpfe bevorstehen, uns, die wir schon so viel gerungen haben, um in brüderlicher Liebe und in Frieden zu leben, wenn uns Frieden beschieden ist, bis wir alt und grau werden und neben einander zur letzten Ruhe gelegt werden."

„So sei es, und Gott segne uns alle!" sagte Greif.

„Gott wird uns segnen", sagte Hilda leise.

Noch ein Händedruck, dann wendeten Greif und Hilda sich um und gingen fort. Die Thür schloß sich leise hinter ihnen und Rex war allein.

Er nahm den Revolver in die Hand, welchen Hilda auf den Tisch gelegt hatte und besah ihn lange; dann legte er ihn wieder in das Schubfach und verschloß es. Noch einmal setzte er sich an die Stelle, wo er so lange gesessen hatte, und vergrub sein Gesicht in den Händen und drückte sie gegen seine schmerzenden Augen.

Das größere Opfer war nunmehr vollbracht, und er wußte, daß es vorüber war, und sein Leben fortan des Friedens voll sein würde, denn alles war rein und wahr und klar wie der Tag. Endlich schaute er empor, als ob er über sich etwas suchte und seine müden Augen anstrengte, um eine Erscheinung zu sehen, die ihm nicht gewährt ward.

Ich habe gelebt", sagte er leise mit seltsamer Stimme. „Ich hatte noch nie zuvor gelebt, niemals in dieser ganzen Zeit. Und wenn sie recht haben, wenn Du wirklich bist, Du, ihr Gott, dann segne mich auch, wie sie, und mache

mich ihnen gleich! Ist das ein Gebet? Wohlan denn, so will ich Amen dazu sprechen, ja so sei es! Es ist das einzige Gebet, welches ich jetzt beten kann, zu sein wie sie, zu sein wie sie — ja nur das, ihnen ähnlich zu sein!"

Und Rex meinte, was er sagte. Er war nicht im Stande einzusehen, daß er mehr gethan hatte, als seine einfache Ehrenpflicht. Er wußte, daß er in sich das überwunden hatte, was in seinen Augen schändlich war, allein er würde sich sehr verwundert haben, wenn ihm Jemand das als etwas Lobenswerthes angerechnet hätte, da er ja nur dem Gesetz der Ehre gehorcht hatte, dem einzigen Gesetze, welches er kannte und anerkannte. In seiner eigenen Schätzung war er nicht minder verächtlich, weil er einen Gedanken gehegt hatte, der doch nur ehrlos sein konnte, wenn er niedrig und gemein gewesen wäre, der aber in seiner heiligen Reinheit nichts als der natürliche Ausdruck eines edlen Herzens war. Allein er sah bei Hilda und Greif eine Großmuth, welche ihm im Vergleich zu der Sünde, deren er sich schuldig hielt, grenzenlos erschien, und er empfand für sie jene wahre Dankbarkeit, deren nur eine hohe und edle Seele in solchem Falle fähig ist.

Vielleicht war, im Grunde genommen, Rex der edelste von den dreien. Gewiß hatte er am meisten gelitten, und tapfer gelitten, denn er hatte gegen das, was er an sich verabscheute, mit dem Ernste und der Aufrichtigkeit angekämpft, die eines guten Menschen würdig sind. So wenigstens dachten Hilda und Greif, als sie zusammen wieder auf die Terrasse traten. Unwillkürlich waren sie wieder dahin zurückgekehrt, um allein zu sein.

„Wunderbar! Ach, Greif, Du hattest recht, als Du

sagtest, er sei ein großer Character. Ich hatte nie gedacht, daß es noch heutzutage solche Menschen gäbe!"

„Und wir hatten unrecht, ihn kalt zu nennen."

„Sahst Du sein Haar? Mir wurde bange bei dem Gedanken, was er gelitten haben mußte, daß es so rasch ergraute! O Greif, ist es meine Schuld? Habe ich irgendwie Schuld daran? Ich könnte nie wieder Ruhe finden, wenn ich das dächte."

„Wie solltest Du daran Schuld haben?"

„Besinnst Du Dich auf jenen Tag, vor langer Zeit, als Du herkamst, um mit meiner Mutter zu sprechen? — Hier war es, auf dieser selben Terrasse bat ich Dich, mit Rex zu reden."

„Nun ja, und was weiter?"

„Vielleicht war es doch Eitelkeit. Wenn ich es ruhig hätte hingehen lassen, daß er mich haßte, oder nicht leiden mochte, oder was es sonst war — vielleicht wäre dann all' dies nicht geschehen! Es ist meine Schuld, ich weiß es!"

„Nein, Geliebte, es ist nicht Deine Schuld. Es konnte nicht so fortgehen, wie es damals war, und wir thaten Beide recht. Du hast seine Geschichte gehört, Du weißt, wie durch und durch wahr er ist. Er hat uns genau erzählt, wie es ihm ergangen ist, und eben aus dem Grunde, um es uns deutlich zu machen, daß er es nicht schon längst gewußt, sondern daß es ihm erst plötzlich klar geworden. Wenn er früher geahnt hätte, daß er in Gefahr stünde, Dich zu lieben, wäre er nicht einen Tag länger unter unserem Dach geblieben. Allein es überkam ihn plötzlich und überwältigte ihn mit unwiderstehlicher Macht."

„Und überdies wußte er ja von Anfang an, daß Du sein Bruder bist. Das machte es schwerer. Wie treulich hat er die ganze Zeit über sein Geheimniß bewahrt!"

„Er hat nicht seines Gleichen. Es giebt nur einen Rex auf der Welt," sagte Greif im Tone der Ueberzeugung.

„Und es giebt nur einen Greif auf der Welt", versetzte Hilda.

„Glücklicherweise! — Weißt Du, mir ist's, als ob Rex es uns wirklich leichter machen wird."

„Leichter? Was denn?"

„Dieses Geheimniß Deiner Mutter zu verschweigen. Hilda — es ist eine furchtbare Geschichte. Als wir drei da zusammen standen, als Du sprachst, da fühlte ich es alles; ich sah jene anderen drei, ich hörte ihre Stimmen, ich konnte mir denken, was sie an jenem Abend gefühlt, gedacht und gesprochen haben müssen. Es muß eine furchtbare Scene gewesen sein. Und hier sind wir, — auch zwei Brüder, wie sie es waren — ach, der Unterschied liegt in Dir, Geliebte — wie kann ich es Dir je danken, daß Du Hilda bist!"

„Indem Du mich liebst, mein Herz! Denke nie anders daran. Du bist mir keinen Dank schuldig. Ich kann nicht anders, als Dich lieben. Wenn ich Dich nicht liebte, könnte ich Dich vielleicht hassen, aber ich glaube doch, daß ich Dich immer bewundern würde."

„Mich bewundern!" rief Greif herzlich lachend.

„Heute warst Du großartig — Du warst so edelmüthig!"

„Ich sehe keinen besonderen Edelmuth" —

„Du bist keine Frau. Wie kannst Du überhaupt etwas einsehen! Meinst Du, jeder Mann würde einem anderen die Hand gereicht haben, der seine Frau liebt und es eingesteht? Es war herrlich, — und ich war so stolz auf Dich."

„Was konnte ich denn anders thun? Und ich war ja nicht eifersüchtig auf ihn, ich bin es auch jetzt nicht und werde es niemals sein."

„Darin hast Du recht, Liebster. Das ist nicht die Art von Liebe, auf welche ein Mann eifersüchtig zu sein braucht. Es ist überhaupt gar nicht Liebe in unserem Sinne, wie stark das Gefühl auch sei."

„Was Du nicht alles weißt!"

„Ja, von Liebe weiß ich sehr viel, denn ich habe darüber nachgedacht von der Zeit an, als ich anfing, Dich zu lieben, als ich noch klein war. Ja, ich verstehe viel von Liebe, viel mehr als Du denkst. Was Rex für mich empfindet, ist eine Art leidenschaftlicher Bewunderung, halb Schwärmerei, halb Einbildung, die er irgendwie mit meinem Gesicht und meiner Stimme in Verbindung bringt. Er würde sich nicht grämen, wenn ich stürbe. Das würde es ihm leichter machen. Er würde mir einen Tempel erbauen und vor meinem Bilde knieen, und eben so glücklich sein wie jetzt. Das merkt man. Und doch ist es alles so wahr, und er hat so furchtbar gelitten, daß sein Haar ergraut ist. Der arme Mensch, und ich bin ihm so gut!"

„Was bringt Dich nur auf all' diese Gedanken, Hilda?" fragte Greif, der anfing, sich für ihre eigenthümliche Auffassung der Sache zu interessiren.

„Die ganze Geschichte. Er hat Dich gerade so lieb wie zuvor, vielleicht noch mehr, und Du ihn ebenfalls. Nun, wenn es dieselbe Art von Liebe wäre wie zwischen Dir und mir, so würdet ihr den Trieb fühlen, euch gegenseitig den Hals abzuschneiden, und das würde das natürliche Ende von der Sache sein. Statt dessen liebt ihr euch wie Brüder, — was ihr ja auch seid. Siehst Du nicht ein, daß es eine ganz andere Art von Liebe sein muß als unsere?"

„Ja, Du hast recht; aber darum ist sie nicht minder wirklich.“

„Minder wirklich? Nein! Ihm erscheint sie wirklicher als unsere je scheinen könnte, wenn er solcher Liebe fähig wäre. Darum ist er so groß, so treu und edel, — wenn man bedenkt, wie es um ihn steht. Wenn er mich so liebte, wie Du mich immer geliebt hast, so würde ich ihn hassen, selbst wenn ich ihn bemitleidete; ich würde wünschen, daß er fortginge, so daß ich ihn nie wiedersehen, nie mehr etwas von ihm hören könnte. Es würde mich elend machen, mit ihm unter einem Dache zu leben. Und statt dessen fühle ich, daß er mir ein lieber Bruder und ein treuer Freund ist.“

„Ich ebenfalls.“

„Und er wird eben das sein, was wir von ihm erwarten. Wir müssen versuchen, ihm das Leben froh zu machen, Greif. Er ist ein sehr einsamer Mann. Er ist viel älter als wir, — denk' nur! Er ist ja beinahe so alt wie meine Mutter. Und heute sah er wirklich alt aus. Der arme Rex! Ich möchte alles thun, um ihn glücklich zu machen.“

„Du hast ihn schon glücklich gemacht.“

„Wie das?“

„Du hast ihn dazu gebracht, sich selbst zu vergeben, und hast ihn fühlen lassen, daß er zu uns gehört, mehr als je zuvor. Das konnte nur eine Frau thun, Hilda — vielleicht aber keine außer Dir.“

„Meinst Du, das ist mir gelungen? Es würde mich sehr freuen“ —

„Ich bin dessen gewiß. Er giebt niemals nach, wenn er nicht überzeugt wird. Er ist ein Mensch von Stahl und Eisen. Wenn er noch glaubte, daß er Schuld hätte,

so würde keine Macht auf Erden ihn dazu bewogen haben, noch ferner zu leben. Jetzt aber wird er leben und glücklich sein. Er verdankt Dir sein Leben, Geliebte."

„Wie ich ihm Dein Leben verdanke."

„Und ich das meinige euch Beiden. Sicherlich, nie waren drei Wesen so miteinander verbunden wie wir. Es ist seltsam und wunderbar."

„Aber das Band zwischen uns ist das innigste, mein geliebter Mann!" rief Hilda, indem sie ihn mit beiden Armen umschlang.

„Ja, das innigste und beste!" erwiederte Greif, als ihre Lippen sich begegneten.

Während dieses langen und ereignißreichen Morgens war Frau von Siegmundskron allein gewesen. Von den vieren empfand sie allein keine Traurigkeit. Wenn sie von Zeit zu Zeit zu ihrem kleinen Enkel ging und ihn ansah, war es ihr, als ob ihr das Herz vor Wonne springen müßte. Da in der kleinen Wiege lag die Erfüllung einer Hoffnung, welche sie fast zwanzig Jahre lang für vergeblich gehalten hatte. Da lag ein kleiner Siegmundskron, ein kräftiges Bübchen mit blondem Haar und blauen Augen und rosigem Mündchen, die Händchen geballt in der ersten Anstrengung, seine kleine Kraft zu zeigen, schön wie ein Gothenkind, ohne Makel, edel und vollkommen in jedem Punkt. Da lag er, und sein Name war Siegmundskron so wohl als Siegmund, und der Tag mußte kommen, wo er groß und stark sein würde. In seinen Adern rollte das edle Blut, welches niemals Furcht noch Schande gekannt, makellos rein erhalten seit beinahe tausend Jahren. Er trug nicht nur den Namen, wie Greif, in ihm floß auch das Blut der Siegmundskron's und sicherlich würde er auch das treue Herz und die starke Hand haben. Und auch

Brüder würde er bekommen. Nie wieder würde das Geschick des alten Geschlechtes an dem einen Seidenfaden hangen, der seine Last so tapfer getragen hatte. Das Kindchen sollte aber nicht nur den Namen und die Heldenseele, und dazu die öden Mauern von Siegmundskron erben, ihm sollten große Güter und ein fürstliches Vermögen gehören. Er sollte die Macht so gut wie den Willen und das weltliche Ansehen haben, wie es dem Sohne eines so alten und edlen Geschlechtes gebührte.

Es schien fast zu gut, um es zu glauben, es auszudenken, es vor Augen zu sehen. Seit seiner Geburt kam die Dame mit dem weißen Haar Tag für Tag und sah ihn an und wurde nie müde, sich der wonnevollen Wahrheit zu freuen. In jüngster Zeit war alles wunderbar gewesen, aber der rosige kleine Siegmund war das herrlichste aller Wunder. Sie bekümmerte sich kaum um etwas Anderes. Sie liebte ihre Kinder mit unaussprechlicher Innigkeit, aber sie liebte sie am meisten um deswillen, was sie ihr geschenkt hatten, was da in der Wiege in der großen luftigen Kinderstube lag.

Thränen kamen noch oft, allein sie ließ sie ruhig fließen. Es waren nicht die bitteren Thränen aus alter Zeit, die grausame Spuren auf ihren Wangen und schmerzende Gluth in ihrem Gehirn zurückgelassen hatten. Ihr sanfter Strom floß aus der Quelle eines neuen Lebens und spülte den Schmerz der greisen Jahre mit heilsamer Fluth hinweg. Statt der Blässe des Kummers ließen diese Thränen sanfte matte Farben wie zartes Morgenroth zurück; statt der brennenden, schmerzenden Gluth brachten sie das helle Licht anderer Jahre vor diese Augen, welche solche Schrecken des Todes, solche Bitterkeit des Mangels gesehen hatten, und die jetzt ruhig auf Bilder so unaussprechlicher Freude blickten.

Heute brachte sie lange Stunden allein bei dem zu, was ihr das Liebste auf der Welt war. Die Taufe hatte all' ihren Empfindungen neues Leben gegeben, und es war ihr, als ob das Kind mehr als je ihr Eigen wäre. Lange stand sie mit gefalteten Händen vor dem winzigen Bettchen und dachte an die großen Thaten, welche der kleine Knabe dereinst mit Gott für König und Vaterland thun würde. Vielmals bückte sie sich nieder zu ihm und küßte sein strahlendes Gesichtchen, das von innerem Licht zu leuchten schien, und jedes Mal wurden ihre Wangen feucht, wenn das mächtige übergroße Gefühl von Glück ihr Herz plötzlich durchzuckte. Da auf ein Mal lächelte sie, verließ leise die Kinderstube und ging in ihr Zimmer.

Der helle Glanz des Sommertages strömte durch das hohe Fenster und ergoß eine Fluth von Licht auf alles drinnen, auf die glatten Matten, welche an Stelle des alten geflickten Teppichs dalagen, auf die Truhe, die ihre theuersten Schätze barg, auf die breite schwarze Sammetdecke, an der ihre kostbarsten Besitzthümer hingen: zwei Schwerter in der Scheide und ein lederner Helm mit vergoldeter Spitze.

Sie trat herzu und stand eine Weile in Betrachtung der drei Gegenstände versunken. Dann nahm sie den Säbel herab und hielt ihn in beiden Händen, zärtlich wie sie das über alles geliebte Kind gehalten haben würde. Ihre weiße Hand faßte den Griff, und die blanke Klinge fuhr aus der Scheide wie ein Meteor im strahlenden Sonnenschein.

Es war kein Rostfleck auf dem guten Stahl, kein Stäubchen auf der glänzenden Klinge, kein Schatten auf der blanken Schneide. Allein sie war noch nicht zufrieden. Mit unendlicher Sorgfalt rieb sie die glänzende Oberfläche immer wieder mit Leder und Seidenzeug ab, wie sie es jeden Tag gethan hatte, seit man ihr vor fast zwanzig Jahren den

Säbel zurückgebracht. Dann steckte sie ihn in die Scheide und rieb auch diese ab und zuletzt noch den Griff. Dann erst war sie zufrieden.

Nochmals stand sie still und sah die Stelle an, wo er so lange gehangen hatte, als fragte sie sich, ob sie sich davon trennen könnte. Aber ihr Besinnen dauerte nicht lange, und das strahlende Lächeln kehrte auf ihr Antlitz zurück, als sie wieder an die Wiege ihres Enkels trat. Mit eigenen Händen schlug sie zwei Nägel in die Tapete an der Wand über seinem Haupte. Als die Uhr zwölf schlug, befestigte sie die blanke Waffe sicher an ihrem neuen Platze.

„Es ist das Schwert seiner Väter“, sagte sie leise, „Gott gebe ihm Kraft und Gnade, es für eine gute Sache zu führen!“




G.E.STECHERT
& CO.

